Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke
und Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
jetzt von
C. O. Hoffmann.



Zweihundert neunundzwanzigster Theil,
welcher die Artikel **Volksredner** bis **Volksschule** enthält.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1855.
In der Pauli'schen Buchhandlung (**Ernst Litfaß**).
(Subskriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)



V.

Volksredner (Schluß des im vorigen Theile abgebrochenen Artikels). Was verlange ich nun also? — fährt **Demosthenes** in seiner Rede gegen **Philipp** fort — Daß man den Soldaten und Anführern jeden Vorwand dadurch abschneide, daß Ihr ihnen Sold zahlt und daß Ihr den Fremden in Eurem Dienste Soldaten aus Eurer Mitte beigesellt, gleichsam zur Beaufsichtigung Jener. Denn jetzt betreiben wir unsere Angelegenheiten auf eine wahrhaft lächerliche Weise. Wenn Euch nämlich Jemand fragte: „Lebt Ihr denn im Frieden, Athenische Männer?" würdet Ihr sagen: „Nein, beim Zeus! nicht, wir führen vielmehr mit Philipp Krieg!" Erwählt Ihr nicht aus Eurer Mitte zehn Taxiarchen, Strategen und Phylarchen und zwei Hipparchen? Und was thun diese? Mit Ausnahme des Einen, den Ihr in den Krieg aussendet, halten sie mit den Opferbeamten die Aufzüge; denn wie Leute, welche aus Thon Figuren bilden, so erwählt Ihr Eure Taxiarchen und Phylarchen für den Markt, anstatt für den Krieg. Wäre es denn

nicht schicklicher, wenn die Taxiarchen aus Eurer Mitte, die Hipparchen aus Eurer Mitte vaterländische Befehlshaber wären, damit die Armee wirklich eine Macht des Staats wäre? Ziemt es sich nun wohl, daß, da ein Befehlshaber die Reiterei aus Eurer Mitte nach Lemnos segelte, jetzt Menelaus die Reiter befehligt, welche für die Besitzungen unseres Staates kämpfen? Nicht um diesen Mann zu tadeln, sage ich dies, aber der Anführer hätte von Euch ernannt sein sollen, wer er auch sein mochte. Vielleicht werdet Ihr nun das von mir Gesagte als richtig anerkennen, aber vorzüglich rücksichtlich des Geldes zu hören wünschen, wie groß dessen Summe sei, und woher es genommen werden müsse. Und so will ich denn auch dies jetzt gleich auseinandersetzen.

Was nun die Gelder anbelangt, so betragen die Erhaltungskosten nur für die Verpflegung dieser Truppenmacht etwas über neunzig Talente, nämlich vierzig Talente für zehn schnellsegelnde Kriegsschiffe, monatlich für ein Schiff zwanzig Minen, eben so viel für zweitausend Soldaten, sofern jeder Soldat monatlich zehn Drachmen zur Beköstigung empfängt, und für die Reiter, deren zweihundert sind, wenn der Mann dreißig Drachmen monatlich erhält, zwölf Talente. Meint aber etwa Jemand, daß die bloßen Lebensmittet dem Soldaten wenig helfen, so hat er eine ganz unrichtige Ansicht. Denn ich weiß gewiß, daß, wenn ihnen diese gereicht werden, die Armee alles Uebrige vermittelst des Krieges sich selbst verschaffen wird, ohne einem von den Griechen oder Bundesgenossen Schaden zuzufügen, so daß sie dann ihren vollständigen Sold hat. Und ich selbst erkläre mich bereit, als Freiwilliger mit auf die See zu gehen und alles Mögliche zu erleiden, wenn dies sich nicht wirklich so verhält. Jetzt laßt mich nun Euch zeigen,

woher das Geld, was ich von Euch fordere, zu nehmen sei.

(Nach Nachweisung der Mittel zur Herbeischaffung des Geldes fährt Demosthenes fort:)

Dies ist es, Athenische Männer, was wir aufzufinden vermochten. Wenn Ihr nun die Abstimmung haltet, so führt das wirklich aus, was irgend von Euch genehmigt werden wird, damit Ihr wirklich durch die That und nicht bloß durch Briefe und Beschlüsse Philipp bekrieget. Mich dünkt, Ihr werdet weit besser zu einer richtigen Ansicht vom Krieg und der ganzen Rüstung gelangen können, wenn Ihr die natürliche Lage des Landes, gegen das Ihr Krieg führet, in Betracht zieht und erwägt, wie Philipp seine Zwecke erreicht, indem er die Winde und Jahreszeiten sich zu Nutze macht, und Euch oft mit Eroberungen zuvorkommt, indem er z. B. mit seinem Angriffe die Etesien (der Name eines regelmäßigen Nordwindes) oder den Winter abwartet, weil wir dann nicht nach Macedonien gelangen können. Dies nun müßt Ihr berücksichtigen und nicht mit eilig zusammengerafften Hülfsvölkern ihn bekriegen; dann möchten wir jedesmal zu spät kommen, sondern fortwährend gerüstet sein und eine Kriegsmacht bereit halten. Zum Winteraufenthalt für diese Kriegsmacht könnt Ihr ja Lemnos, Thasos, Skiathos und andere Inseln in jener Gegend wählen, wo Häfen, Lebensmittel und alle Bedürfnisse für eine Armee vorhanden sind. In der Jahreszeit aber, wo es leicht ist, mit Schiffen zu landen, und von den Winden keine Gefahr droht, wird es in der Nähe des Landes und an den Mündungen der Seeplätze keine Schwierigkeit haben, die Truppen zu verwenden. Wozu und bei welchen Gelegenheiten diese Heeresmacht benutzt werden soll, muß der den Verhältnissen gemäß bestimmen, dem Ihr die Vollmacht dazu gegeben habt; was aber von Eurer Seite ge-

schehen muß, das ist es, was in meinem schriftlichen Vorschlage enthalten ist. Wenn Ihr nun zuvörderst die Geldsumme, welche ich bestimmt habe, herbeischafft, und dann auch alles Uebrige gehörig in Stand setzt, nämlich Soldaten, Kriegsschiffe und Reiter, und alle Truppen durch ein Gesetz den ganzen Krieg hindurch zu dienen verpflichtet, und die Aufsicht und Verwaltung des Geldes selbst übernehmt und dem Anführer Rechenschaft seiner Thaten abfordert, so werdet Ihr nicht mehr unaufhörlich über denselben Gegenstand, ohne irgend einen Gewinn berathschlagen. Und hierzu kommt noch, daß Ihr dann Philipp die reichste Quelle seiner Einkünfte abschneiden werdet. Welche ist dies denn aber? Er bekriegt Euch mit dem Geld und Gut Eurer Bundesgenossen, indem er die Seefahrer plündert und beraubt. Und was sonst noch? Es wird Euch selbst kein Leid mehr durch ihn zugeführt werden, so daß er nicht mehr, was er in der vergangenen Zeit that, Einfälle in Lemnos und Imbros machen kann, wo er Eure Mitbürger als Gefangene wegführte, und bei Gerästus ein Schiff wegnahm und eine große Masse Geldes erbeutete, und zuletzt bei Marathon landete und das heilige Schiff dort wegraubte, während Ihr dies Alles nicht hindern, ja nicht einmal zur vorher bestimmten Zeit Hülfe bringen konntet. Warum glaubt Ihr aber wohl, Athenische Männer, daß, da doch das Fest der Panathenäen und das der Dionysien jedesmal zur Zeit, wo es sich gehört, gefeiert wird, mag nun Männern von Einsicht oder einfältigen Leuten die Besorgung dieser Feste durch's Loos übertragen sein, auf welche Ihr so ungeheure Geldsummen wie auf keine Aussendung einer Flotte verwendet, und eine solche Volksmenge und solche Zurüstungen brauchet, als für keine von allen jenen Aussendungen, — daß dagegen alle Eure Aussendungen von Flotten erst stattfinden, wenn der

günstigste Augenblick vorüber ist, wie die nach Marathon, Pagasä und Potidäa? Weil bei der Feier der Feste Alles durch Gesetze bestimmt ist und Jeder längst schon vorher weiß, wer der Choreg oder Gymnasiarch seines Stammes sein wird, von wem und was er zu empfangen hat und zu leisten schuldig ist, und nichts dabei unbestimmt und unerörtert gelassen wird; in den Kriegsangelegenheiten dagegen und den Rüstungen dazu ist Alles ungeordnet und ohne genaue Bestimmung und Regel. Sobald uns nämlich eine Nachricht zukommt, ernennen wir Trierarchen, gestatten ihnen, einen Vermögenstausch anzustellen, und überlegen, wie man Geld schaffen könne. Hierauf wird beschlossen, daß die, welche Beisassen sind, die Schiffe bemannen, dann die, welche unabhängig als Freigelassene leben, und hernach, daß wir Bürger selbst sie im Seedienst ablösen sollen; und dann .... indem Ihr so zögert, sind die Besitzungen schon verloren gegangen, nach denen die Flotte abzusenden war. Denn wir bringen die Zeit zum Handeln mit Zurüstungen hin, aber die günstigen Gelegenheiten warten nicht auf unsere Langsamkeit und Ausflüchte. Die Streitkräfte aber, die wir in der Zwischenzeit zu besitzen meinten und als hinreichend ansahen, erscheinen, wenn es zur Sache kommt, zur Ausführung unzulänglich. Philipp aber ist so weit in seinem Uebermuth gegangen, daß er den Euböern Briefe von solchem Inhalte, wie Ihr sogleich hören werdet, zusendet.

(Hier liest der Redner die Briefe vor und fährt dann fort:)

Das Meiste von dem, was Euch eben vorgelesen wurde, ist wahr, wiewohl es nicht so sein sollte, und eben nicht erfreulich zu hören ist. Könnte man aber Das, was Einer in seiner Rede übergeht, um nicht zu verletzen, auch der That nach umgehen, dann muß

man allerdings nur so, wie es angenehm zu hören ist, reden. Sobald aber das Gefällige der Rede, wenn es nicht an seiner Stelle ist, der Sache nach Schaden bringt, so ist es schimpflich, Athenische Männer, wenn Ihr Euch selbst betrügen wollt, und durch das Aufschieben alles dessen, was unangenehm ist, bei allen Unternehmungen den rechten Zeitpunkt versäumen wollt, und nicht einmal das begreifen lernt, daß Jeder, der den Krieg auf vernünftige Art führen will, nicht den Ereignissen folgen, sondern denselben vorangehen müsse, und daß so, wie man verlangt, ein Feldherr solle an der Spitze seines Heeres stehen, eben so in Staatsgeschäften einsichtsvolle Männer die Sachen leiten müssen, damit das geschieht, was ihnen zweckmäßig scheint, und sie nicht genöthigt werden, sich durch die Ereignisse bestimmen zu lassen. Ihr aber, Athenische Männer, besitzt zwar die größte Macht unter allen Staaten, als Kriegsschiffe, Fußvolk, Reiterei und Geldeinkünfte, und habt bis zum heutigen Tage nichts von dem gehörig benützt. Doch haltet Ihr Euch von keiner Sache fern, bekriegt vielmehr Philipp so, wie die Faustkämpfer bei den Barbaren fechten. Denn bei diesen greift der, welcher getroffen worden ist, stets nach der Stelle, die der Schlag traf, und schlägt man ihn anderswohin, gleich hat er wieder die Hände dort. Streiche aber abwehren und dem Gegner in's Gesicht sehen, kann und will er nicht. So auch Ihr. Erfahret Ihr, daß Philipp im Chersones sei, so beschließt Ihr, dorthin Hülfe zu senden, und hört Ihr, daß er in Pylä ist, dorthin, und vernehmt Ihr, daß er sonst irgendwo ist, so zieht Ihr im Land auf, Land ab nach, und folgt ihm gleichsam wie einem Heerführer, ohne irgend etwas Ersprießliches für den Krieg zu beschließen oder irgend ein Ereigniß vorherzusehen, ehe man Euch meldet, daß es geschehen oder im Werke sei. Dies konnte

nun früher wohl angehen, darf aber jetzt, da der Augenblick der Entscheidung da ist, gar nicht mehr stattfinden. Es scheint mir aber, Athenische Männer, als ob irgend ein Gott wegen solcher Vorfälle für unsern Staat sich schämend in Philipp solchen Thatendrang erweckt hätte. Denn wenn er ruhig sich mit dem, was er erobert und schnell uns entrissen hat, begnügt hätte, ohne ferner etwas zu unternehmen, so glaube ich, würden Manche von Euch sich das haben gefallen lassen, wodurch der Schimpf der Feigheit und überhaupt die größte Schmach unsern Staat getroffen hätte. Da er aber immer wieder etwas unternimmt und nach immer Mehrerem strebt, so kann Euch dies vielleicht doch aus der Unthätigkeit aufwecken, wenn Ihr Euch nicht ganz und gar aufgegeben habt.

Ich wundere mich aber, Athenische Männer, daß Keiner von Euch nachdenken mag und in Unwillen geräth, wenn er sieht, daß, da im Anfang dieser Krieg Rache gegen Philipp zur Absicht hatte, wir jetzt am Ende desselben nur darauf bedacht sind, uns vor Nachtheil vor ihm zu sichern. Es ist aber ganz klar, daß er nicht stille stehen wird, wenn man ihm nicht Schranken setzt und in den Weg tritt. Sollen wir dies nun abwarten? und wollt Ihr leere Schiffe mit den Hoffnungen absenden, welche Dieser und Jener bei Euch erweckt, und Euch dabei einbilden, daß es nun gut stehe? Wollen wir nicht in eigener Person Schiffe besteigen? Wollen wir nicht wenigstens mit einem Theile der Streiter aus unserer eigenen Mitte ausrücken, wenn dies auch früher nicht geschehen ist? Wollen wir nicht nach seinem eigenen Lande segeln? Wo wollen wir denn aber landen? dürfte Jemand fragen. Der Krieg selbst, Athenische Männer, wird schon die schwachen Punkte in Philipps Macht uns aufdecken, wenn wir nur die Sache recht angreifen.

Wollen wir aber müßig zu Hause sitzen und anhören, wie die Redner einander schmähen und anklagen, so wird nie durch uns etwas von dem geschehen, was sein sollte. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch nur ein Theil der Bürger unserer Stadt ausgesendet wird, wenn sie auch nicht insgesammt erscheinen, daß dann das Wohlwollen der Götter und die Gunst des Schicksals für uns mitstreiten wird. Sendet Ihr aber irgendwohin einen Feldherrn mit einem leeren Beschluß und den leeren Hoffnungen, welche von der Rednerbühne sich vernehmen lassen, ab, so wird nichts von dem geschehen, was geschehen soll, sondern die Feinde verlachen uns, und die Bundesgenossen sind vor Schr cken über solche Kriegszüge beinahe des Todes. Denn es ist unmöglich, durchaus unmöglich, daß ein einziger Mann für Euch Alles bewirken kann, was Ihr wollt, aber Euch Versprechungen machen, etwas vorreden, Diesen und Jenen anklagen, das ist wohl möglich; aber dabei gehen Eure Angelegenheiten zu Grunde. Denn wenn der Anführer elenden, von Sold entblößten Ausländern nachgeben muß, und sich hier Leute finden, die über das, was derselbe dort ausgeführt hat, mit Leichtigkeit falsche Angaben bei Euch vorbringen, und wenn auch Ihr auf diese Mittheilung eben so leicht, was Euch einfällt, beschließt, was kann man da wohl erwarten? Wie wird nun dem wohl ein Ende gemacht werden? Wenn Ihr, Athenische Männer, dieselben zu Streitern und Zeugen der kriegerischen Unternehmungen machet, die Ihr nach ihrer Rückkehr zu Richtern bei Ablegung der Rechenschaft wählet. Denn nicht bloß von Andern hören müßt Ihr Eure Angelegenheiten, sondern mit eigenen Augen sie sehen. Jetzt ist es mit Eurer Sache zu Eurem Schimpfe so weit gekommen, daß jeder von den Feldherren schon zwei- oder dreimal bei Euch wegen todeswürdiger Vergehungen vor Gericht gestan-

den hat, gegen die Feinde aber Keiner auch nur einmal auf Tod und Leben zu kämpfen gewagt hat, weil sie den Tod der Menschenräuber und Kleiderdiebe dem Tode, den die Pflicht herbeiführt, vorziehen. Es kommt aber einem Verbrecher zu, durch Verurtheilung zu sterben, einem Feldherrn hingegen, im Kampfe gegen die Feinde zu fallen. Einige aus Eurer Mitte gehen umher und geben vor, Philipp verhandle mit den Lacedämoniern wegen Vernichtung von Theben und wegen Aufhebung der freien Verfassungen. Andere sagen: er habe Gesandte an den König von Persien geschickt; Andere: er befestige die Städte von Illyrien, und so gehen wir umher und ersinnen der Eine Dieses, der Andere Jenes. Ich glaube nun zwar bei den Göttern! Athenische Männer, daß Philipp berauscht ist von der Größe seiner Thaten, und viele Träume von der Art im Geiste mit sich herum trägt, theils weil er sieht, wie es gänzlich an Solchen fehlt, die ihm in den Weg treten können, theils weil das Gelingen seiner Unternehmungen ihn stolz gemacht hat. Dennoch glaube ich durchaus nicht, beim Zeus! daß er so zu handeln sich in den Kopf setze, daß die einfältigsten Menschen unter uns es sollten errathen können, was er im Sinne hat. Denn solche Schwätzer sind die allereinfältigsten Menschen von der Welt. Wollen wir aber solche Dinge unbeachtet lassen, und uns davon überzeugt halten, daß dieser Mensch unser Feind ist, und uns unsers Eigenthums beraubt und schon seit langer Zeit uns mit Uebermuth behandelt hat, und daß alle Thätigkeit Anderer, auf welche wir zu unserm Vortheil rechneten, als gegen uns gerichtet sich erprobt hat, und daß künftig Alles bloß auf uns beruhe, daß, wenn wir ihn nicht jetzt dort bekriegen, wir wahrscheinlich gezwungen sein werden, hier mit ihm zu kämpfen; wenn wir dies gehörig einsehen, so werden wir erkennen, was uns Noth thut, und vor

unnützem Gerede bewahrt bleiben. Denn nicht darnach müssen wir fragen, was in der Zukunft etwa eintreten wird, sondern vielmehr uns überzeugt halten, daß es sehr schlimm stehen wird, wenn Ihr Eure Sache nicht ernstlich wahrnehmen und das, was Euch gebührt, thun wollt. So wie ich niemals nach Gunst zu sprechen gesucht habe, wenn ich nicht überzeugt war, daß das, was ich sagte, Euch zum Vortheil gereichen werde, so habe ich auch jetzt einfach und ohne Rückhalt alles das freimüthig ausgesprochen, was ich für gut erkannte. Ich wünschte aber, so wie ich weiß, es gereiche Euch zum Vortheil, wenn Ihr das, was das Beste ist, aussprechen hört, auch überzeugt zu sein, daß es auch demjenigen Vortheil bringe, der zum Besten räth. Denn dann hätte ich viel lieber gesprochen. Aber auch nun, da es ganz ungewiß ist, was für mich daraus entstehen wird, habe ich mich entschlossen, gerade das vor Euch auszusprechen, was nach meiner Ueberzeugung Euch zum Vortheile gereichen wird, wenn Ihr thut, was ich sage. Möge das die Oberhand gewinnen, was für Euch zum Heil dienen wird!

Wir geben ferner einige der berühmtesten Reden des römischen Redners Cicero, und zwar zuerst seine erste gegen Catilina. Dieser ehrgeizige Mann verschwor sich mit den Feinden Roms gegen Rom, weil er dreimal vergebens erwartet hatte, zum Consul erwählt zu werden. Die Rede Cicero's lautet:

Wie lange denkst Du meine Geduld noch zu ermüden, Catilina? Wie lange will Deine Raserei ihr Gespött mit mir treiben? Wann willst Du Deiner zügellosen Frechheit Grenzen setzen? Hat Dich die Besetzung des Palatium in den vorigen Nächten, haben Dich die Schaarwachen durch die ganze Stadt, hat Dich die Furcht des Volks, hat Dich die Unruhe aller rechtschaffenen Leute, hat Dich dieser wohlbesetzte Ort, wo ich den Senat versammelt habe, haben Dich

die Blicke und die Mienen aller Anwesenden noch nicht scheu gemacht? Siehst Du nicht, daß alle Deine Anschläge offenbar sind? Merkst Du nicht, daß Deine Verschwörung dieser ganzen Versammlung bekannt, und daher unmöglich auszuführen ist? Was Du in dieser, was Du in der vergangenen Nacht vorgehabt hast, wo Du gewesen bist, was für Leute Du zusammenberufen, was für Entschließungen Du genommen, das Alles ist keinem unter uns verborgen. Ihr Götter! Welche Zeiten! welche Sitten erleben wir! Der Senat weiß alle diese Greuel, der Consul sieht sie, und dieser Boshafte lebt? — Er lebt, sage ich? Er kommt sogar in den Senat, nimmt Theil an den öffentlichen Berathschlagungen, und merkt sich, und bezeichnet mit seinen Augen einen Jeden unter uns, welchen er umbringen will. Ich aber meine Alles zu thun, was die Pflicht eines tapfern Mannes gegen den Staat erfordert, wenn ich seinen verrätherischen Dolchen ausweiche? — Höre, Catilina! der Consul hätte Dich schon längst dem Tode überantworten sollen: das Verderben hätte schon längst auf Deinen Scheitel fallen müssen, welches Du uns Allen seit langer Zeit zubereitest. Oder hat der vortreffliche Großpriester Publius Scipio ohne obrigkeitliches Amt den Tiberius Gracchus getödtet, dessen Unternehmen gegen die Verfassung des Staats lange nicht so gefährlich war: und den Catilina, welcher den Erdkreis mit Schwert und Feuer zu verwüsten drohet, sollte ich, der Consul, immerfort dulden? Denn andere Beispiele, die zu alt sind, übergehe ich mit Fleiß, als, daß Quintus Servilius Ahala den Spurius Melius, welcher mit einer Empörung umging, mit eigener Hand umgebracht hat. Sonst, sonst fand sich wohl noch dergleichen Eifer in dieser Stadt, daß herzhafte Männer einen schädlichen Mitbürger heftiger, als den grausamsten Feind verfolgten. Ich habe einen Schluß

des Senats gegen Dich, Catilina, der scharf und ernstlich ist. Es fehlt dem Staate nicht an Entschließung, noch an dem Rathe dieser Versammlung; an mir, ich sage es frei heraus, an mir, dem Consul fehlt es. Der Senat hatte ehemals dem Consul Lucius Opimius die Sicherheit des Staats anbefohlen: und siehe! es verging keine Nacht, so war Cajus Gracchus todt, ob er gleich einen erlauchten Vater, Großvater und andere Vorfahren hatte, weil er eines Aufruhrs verdächtig gewesen war; ja die Rache traf auch den Marcus Fulvius, welcher sammt seinen Söhnen um's Leben kam. Ein andermal empfahl man den Consuln Cajus Marius und Lucius Valerius die Erhaltung des Staats durch einen gleichen Rathsschluß: und die Rache säumte nicht einen Tag, die Republik durch den Tod des Tribunen Lucius Saturninus und des Prätors Cajus Servilius zu befreien. Ich aber lasse die Schärfe des Schlusses, welche diese Versammlung bereits vor zwanzig Tagen wider Dich verfaßt hat, gleichsam bei mir rasten. Denn Du sollst wissen, daß ich eben einen solchen Schluß des Senats in Händen habe, welchen ich aber versiegelt bewahre, wie ein Schwert in der Scheide; kraft dessen Du unverzüglich hättest sterben müssen, Catilina. Doch Du lebest! Aber leider nicht Deine Frechheit abzulegen, sondern Dich darin zu verhärten. — Ich wünsche allerdings, ihr Väter und Zugeordnete, Schonung zu üben; aber ich wünsche eben so sehr, in einer so großen Gefahr des Staates nicht sorglos erfunden zu werden; gleichwohl muß ich mich jetzt beinahe als einen Trägen und Fahrlässigen verdammen. Es steht wirklich schon ein feindliches Lager in Italien, welches den Paß nach Etrurien besetzt hält, die Anzahl der Feinde wird in demselben täglich größer; — und sehet! der Feldherr dieses Lagers, der General dieser Feinde ist in der Stadt, und sitzt sogar im Senat, wo er ein inneres

Unglück anzuzetteln täglich beschäftigt ist. Wenn ich Dich jetzt auf der Stelle greifen ließe, Catilina; wenn ich Dich tödten ließe: so weiß ich, daß alle Wohlgesinnte eher sagen würden, daß ich zu lange geharrt hätte, als daß ich zu hart mit Dir verführe. Doch ich kann mich zu diesem Befehle, den ich schon längst hätte geben sollen, gewisser Ursachen wegen noch nicht entschließen. Alsdann sollst Du sterben, wenn kein Mensch mehr so böse, so ruchlos, kurz, Dir so gleich ist, daß er nicht bekenne, Dir sei daran Recht geschehen. So lange sich noch Einer findet, welcher kühn genug ist, Dich zu entschuldigen, sollst Du leben; aber nicht anders, als Du jetzt lebst, nämlich von allen Seiten mit einer starken und guten Wache von mir dermaßen umstellt, daß Du Dich mit Deinen feindseligen Absichten nicht regen sollst; wie Dich denn, ohne daß Du es merkst, unzählige Augen und Ohren beobachten werden, so wie es bisher geschehen ist.

Worauf wartest Du also noch, Catilina? Da weder die Dunkelheit der Nacht Deine verrätherischen Versammlungen bedecken, noch die Wände eines Privathauses die Reden Deiner Bande verbergen können? Da Alles kund wird und an den Tag kommt? Folge mir und ändere Deinen Vorsatz. Laß das Morden und Brennen fahren. Du bist von allen Seiten gefangen, alle Deine Anschläge sind mir so klar als der Tag, und ich kann sie Dir allenfalls aufzählen, wenn Du Lust dazu hast. Weißt Du noch, daß ich am 19. October hier im Senate öffentlich sagte, daß der getreue Gefährte und Diener Deiner verwegenen Unternehmungen, Cajus Manlius, an einem gewissen Tage im Felde erscheinen würde, und dieser Tag würde der 25. October sein? Habe ich mich darin geirrt, Catilina? Ich meine nicht nur in der Sache selbst, die so wichtig, entsetzlich und unglaublich war, sondern, was noch vielmehr zu ver-

wundern ist, auch sogar im Tage? — Weiter habe ich im Senate angezeigt, daß der 26. October von Dir zur Ermordung aller Freunde des Senats angesetzt wäre; worauf viele Consularen sich von Rom wegbegeben haben, nicht sowohl ihr Leben zu retten, als Deinen verrätherischen Anschlag zu vernichten. Kannst Du es leugnen, daß ich Dich an solchem Tage durch meine Wachen und durch meine Vorsicht dermaßen besetzt gehalten, daß es Dir unmöglich gewesen, gegen die allgemeine Sicherheit die geringste Bewegung zu machen? Daher sagtest Du, als die Andern weg waren, Du wärest zufrieden, daß Du mich umbringen könntest, weil ich geblieben wäre. Weiter, da Du Dir fest vorgenommen hattest, Präneste am 1. November des Nachts zu überrumpeln und einzunehmen, bist Du da nicht gewahr geworden, daß diese Pflanzstadt auf meinen Befehl und durch meine Vorsicht, Postirungen und Wachen beschützt worden? Kurz Dein ganzes Vornehmen, Dichten und Trachten kommt mir nicht nur zu Ohren, sondern ich sehe es auch und greife es, so zu sagen, mit Händen. — Nun erinnere Dich einmal mit mir der vorigen Nacht. Mich dünkt, Du merkest schon, daß ich viel eifriger zur Erhaltung des Staates wache, als Du zum Verderben desselben. Ich sage, daß Du gestern Nachts in der Schmiedestraße (doch ich brauche kein Geheimniß daraus zu machen), daß Du in des Marcus Lecca Haus gekommen bist, und daß viele Mitgenossen Deines Unsinns und Deiner Verrätherei sich auch daselbst eingefunden haben. Erkühnst Du Dich, es zu leugnen? Warum schweigst Du? Ich will Dich überführen, wenn Du es leugnest. Denn ich sehe hier etliche im Senate, die auch dabei gewesen sind. — Unsterbliche Götter! Wo bin ich? Welch eine Stadt, welch ein Senat ist das! Hier, ja hier unter uns, Ihr Väter und Zugeordnete, in dieser ehrwürdigen

und geheiligten Versammlung finden sich Leute, welche auf mein und unser Aller Verderben denken, welche an der Umkehrung dieser Stadt und des ganzen Reiches arbeiten! Ich sehe sie vor mir, ich, der Consul; ich frage sie um ihre Stimmen in den Angelegenheiten des Staates, und da ich das Racheschwert auf sie ziehen müßte, schone ich sogar ihres Namens noch. Du bist also gestern Abend gewiß in des Lecca Hause gewesen, Catilina! Du hast ganz Italien unter die Deinigen vertheilt; Du hast Befehle gegeben, wohin ein Jeder gehen sollte; Du hast diejenigen ausgesucht, die in Rom bleiben sollten, und die Du mitnehmen wolltest; Du hast eine Eintheilung gemacht, wo die Stadt sollte angesteckt werden; Du hast versichert, daß Du selber unverzüglich abreisen wolltest; Du hast gesagt, nur Eins hielte Dich noch auf, daß ich lebte. — Es haben sich zwei römische Ritter gefunden, welche sich erboten, Dich von dieser Sorge zu befreien, und Dir versprochen haben, mich noch in derselben Nacht gegen Morgen in meinem Bette zu ermorden. Eure Versammlung war kaum auseinander gegangen, da ich dieses alles erfuhr. Ich habe darauf zu meiner Sicherheit mehr Leute in's Haus genommen. Diejenigen, welche Du abgeschickt hattest, mir den Morgenbesuch zu geben, und die ich schon vielen und darunter einigen der vornehmsten Männer genannt hatte, daß sie um solche Zeit kommen würden, sind wirklich gekommen, und ich habe sie abgewiesen. — Darum, Catilina, bleib bei Deinem Vorsatze: verlaß endlich einmal die Stadt; die Thore sind offen, gehe! Deine liebe Armee unter dem Manlius wartet ohnedies schon allzulange auf Dich, ihren Feldherrn. Nimm auch Deine Freunde allesammt mit Dir; wo nicht, doch so viele, als möglich ist. Reinige die Stadt; Du wirst meine Furcht um Vieles vermindern, wenn nur erst die Mauer zwischen uns ist. Unter uns kannst Du

nicht länger leben. Ich kann, ich will, ich darf es nicht dulden. — Ich muß billig den unsterblichen Göttern und namentlich dem gegenwärtigen Jupiter Stator, dem ältesten Beschützer dieser Stadt, den allergrößten Dank sagen, daß ich diesem grausamen, abscheulichen und wüthenden Verräther des Staates bis hieher so oft entgangen bin. Es ist aber nicht zu dulden, daß die allgemeine Sicherheit noch öfter in Einem Manne der Gefahr überlassen bleibe. So oft Du mir als erwähltem Consul nachgestellt hast, Catilina, habe ich mich jedesmal, ohne öffentliche Wache, durch meine eigene Vorsichtigkeit gerettet. Als Du, am Tage der letzten Consulwahl, mich und Deine Mitwerber um das Consulat umbringen wolltest, habe ich Deine boshaften Versuche abermals, ohne Lärm zu schlagen, bloß durch den Schutz und Beistand meiner Freunde vereitelt. Kurz, so oft Du auf mich gezielt hast, habe ich Dir bloß mich selbst entgegengestellt, ob ich gleich wohl gesehen, daß mein Tod eine große Zerrüttung im Staate nach sich ziehen würde. Nun aber greifst Du offenbar das gemeine Wesen selbst an, und Dein verrätherisches Vorhaben geht auf die Verwüstung der Tempel der unsterblichen Götter und der Häuser dieser Stadt, auf die Ermordung aller Einwohner, ja auf den Untergang und die Verheerung des ganzen Italiens. Weil ich also noch nicht kühn genug bin, das zu thun, was nach der Strenge meiner consularischen Gewalt und nach dem Exempel der Alten das Erste sein sollte, so will ich dasjenige thun, was in Ansehung der Schärfe gelinder und in Ansehung des gemeinen Besten gleichwohl nützlicher ist. Denn wenn ich Dir das Leben nehme, so bleibt die übrige Rotte Deiner Mitverschworenen in der Stadt; wenn Du aber, nach meinem schon vorhin gegebenen Rathe, dieselbe verläßt, so wird die Stadt zugleich von dem stinkenden und pestilenziali-

schen Satze Deiner Gefährten befreit. — Wie nun, Catilina? Bedenkst Du Dich, dasjenige auf mein Geheiß zu thun, was Du schon von selber thun wolltest? Der Consul befiehlt Dir, aus der Stadt zu gehen. Fragst Du mich, ob in's Elend? so befehle ich Dir das nicht. Willst Du aber meine Meinung wissen, so rathe ich Dir allerdings dazu.

Denn sage mir, Catilina, was kann Dir hier noch gefallen, wo sich alle Menschen, nur die schandbare Rotte Deiner Verschwörung ausgenommen, vor Dir fürchten und Dich hassen? Welches Brandmal persönlicher Schande haftet nicht an Deinem Leben? Ist auch wohl Eine Art des Schimpfes zu finden, womit Dein Name und Deine Ehre nicht beladen wären? Von welcher frechen Begierde hast Du Deine Augen, von welchem Bubenstück Deine Hände, von welcher Unreinigkeit Deinen ganzen Leib enthalten? Welchen geilen Jüngling hast Du nicht zuerst verführt und ihm das Schwert zu kühnen Unternehmungen und die Fackel auf seinen liederlichen Wegen vorgetragen? Noch mehr! Als Du Dir neulich durch den Tod Deiner vorigen Gemahlin zu einer neuen Heirath in Deinem Hause Platz gemacht, hast da Du nicht diese That mit einem neuen unerhörten Verbrechen gehäufet? Doch ich schweige davon und wünsche, daß es nimmer genannt werde, damit Niemand sagen möge, daß ein solcher Gräuel der Bosheit in dieser Stadt begangen worden, oder ungestraft geblieben sei. Ich sage nichts von dem gänzlichen Verfalle Deines Vermögens, welcher noch vor der Mitte dieses Monats ausbrechen wird. Ich komme auf dasjenige, was nun nicht mehr die persönliche Schande Deiner Laster, nicht Deine häusliche Noth und Unehre, sondern den Staat selbst und unser aller Leben und Erhaltung angeht. Ist's möglich, daß Dir dieses Tageslicht, Catilina, daß Dir dieser Athem, den

Du in Dich ziehst, noch angenehm sei, seitdem Du weißt, daß keiner unter uns ist, dem nicht bekannt wäre, daß Du am letzten December, da Lepidus und Tullus Consuln waren, auf dem großen Versammlungsplatze mit einem Gewehr gestanden hast? daß Du eine Rotte böser Buben zur Ermordung der Consuln und anderer vornehmen Senatoren bereit gehabt? daß Deine Ruchlosigkeit und Raserei nicht etwa durch einen guten Gedanken, auch nicht durch eine aufsteigende Furcht, sondern allein durch die über den Staat wachende Vorsehung hintertrieben worden? Doch ich lasse auch dieses fahren, weil es bekannt genug ist und Du nach der Zeit noch viel mehr Böses begangen hast. Wie oft bist Du vor, wie oft nach dem Antritte meines Consulats darauf ausgegangen, mich umzubringen! Wie manchem Stoße, welchen Du, dem Ansehen nach, so gewiß auf mich gerichtet hattest, daß er mich nicht verfehlen konnte, bin ich durch eine kleine Bewegung oder leichte Wendung ausgewichen! Deine Anschläge sind vergebens, Dir geräth nichts; dennoch behältst Du den bösen Willen und versuchst es immer wieder von Neuem. Wir oft ist Dir der mörderische Dolch aus den Händen gewunden worden! Wie oft ist er Dir unvermuthet und wider Deinen Willen entfallen! Gleichwohl nimmst Du ihn immer wieder auf, und ich begreife nicht, welchem Gotte Du ihn magst gewidmet haben, weil Du ihn durchaus einem Consul in's Herz stoßen willst.

Was ist das nun für ein Leben, welches Du führst? Denn ich will einmal so mit Dir reden, Catilina, als ob ich Dich nicht haßte, wie ich doch schuldig bin, sondern als ob ich Mitleiden mit Dir hätte, dessen Du durchaus unwürdig bist. Du kamst vorhin hier in den Senat. Wer hat Dich unter dieser großen Versammlung von allen Deinen Freunden und Anverwandten gegrüßt? Wenn dieses, so lange man den-

ken kann, noch Keinem widerfahren ist, was wartest Du noch auf eine laute Erklärung ihrer Verachtung, da Dich das nachdrückliche Urtheil ihres Stillschweigens verdammt? Was sagst Du dazu, daß, sobald Du kamst, diese ganze Bank leer wurde, weil alle Consularen, welche Du so oft umzubringen getrachtet hast, sobald Du Dich niedersetztest, diese Stellen räumten und weit von Dir wegrückten? Wie muß Dir dabei zu Muthe sein? — Wahrlich, Catilina, wenn meine Knechte eine solche Furcht vor mir hätten, als Deine Mitbürger vor Dir haben, so würde ich aus meinem Hause weichen, und Du denkst nicht aus der Stadt zu weichen? Ja, wenn ich sähe, daß meine Mitbürger einen solchen Haß und Abscheu vor mir trügen, gesetzt, daß mir Unrecht daran geschähe, so wollte ich mich ihren Augen lieber ganz entziehen, ehe ich ihre ergrimmten Blicke sehen möchte; und Du stehst noch bei Dir an, ob Du den Anblick und die Gegenwart derjenigen meiden willst, welche nicht ohne innige Betrübniß an Dich denken, noch Dich vor Augen sehen können, ungeachtet Du Dir so vieler Bosheiten bewußt bist und wohl erkennst, daß ihr Haß gerecht sei und daß Du solchen vollkommen verdienst? Gesetzt, Deine Eltern fürchteten sich vor Dir und wären zornig auf Dich, und Du könntest sie auf keine Art versöhnen, so glaube ich, Du würdest Dich anderswohin begeben. Nun siehe, die Vaterstadt, unser aller Mutter, haßt und fürchtet Dich, weil sie glaubt, daß Du seit langer Zeit auf nichts anders, als auf ihr Verderben denkst, und Du willst Dich nicht vor ihrer Warnung scheuen, noch an ihr Urtheil kehren, noch vor ihrer Gewalt erschrecken? Mich dünkt, sie redet Dir in Deinem Herzen mit folgenden Vorstellungen zu, Catilina: Schon seit vielen Jahren habe ich keine Bosheit begehen sehen, als durch Dich, keine Schandthat ohne Dich. Dir allein ist der Mord

vieler Bürger meines Staates, Dir allein sind die Bedrückungen und Plünderungen meiner Unterthanen ungestraft und frei ausgegangen. Dir ist's gelungen, nicht allein die Gesetze und Richterstühle zu verachten, sondern auch ihre Kraft zu schwächen und zu vernichten. So wenig Deine vorigen Verbrechen zu dulden gewesen, habe ich sie doch, so gut ich gekonnt, erduldet. Daß ich aber um Deinetwillen unaufhörlich in Furcht sein soll, daß ich, sobald sich das Geringste regt, vor dem Catilina zittern muß, daß keine Verrätherei angesponnen wird, wobei Deine Ruchlosigkeit nicht geschäftig wäre, das kann ich unmöglich dulden. Gehe also weg und befreie mich von meiner Furcht, wenn sie gegründet ist, damit ich nicht plötzlich untergehe, wo nicht, damit ich endlich einmal aufhöre, mich zu fürchten. — Wenn die Vaterstadt, wie gesagt, also zu Dir redete, müßtest Du nicht ihren Willen thun, gesetzt, daß sie keine Gewalt über Dich hätte? Wie aber, da Du Dich selbst gefangen gegeben? Wie, da Du Dich öffentlich erklärt hast, Du wolltest, allen Verdacht zu vermeiden, bei dem Marcus Lepidus einziehen, und da dieser Dich nicht annehmen wollen, bist Du gar so kühn gewesen, zu mir zu kommen, mit dem Ansinnen, daß ich Dich bei mir verwahren sollte. Wie Du auch von mir die Antwort erhalten, daß ich unmöglich unter Einem Dache mit Dir wohnen könnte, weil ich schon Gefahr genug ausstünde, da ich in einer Stadt mit Dir wäre, so bist Du zu dem Prätor Quintus Metellus gegangen, und als auch der Dich abgewiesen, bist Du endlich bei Deinem lieben getreuen Marcus Marcellus, dem braven Manne, eingezogen, zu welchem Du das Vertrauen hattest, daß er recht sorgfältig auf Dich sehen, alle Deine Tritte und Schritte gewissenhaft ausspüren und Dich recht streng und hart halten würde.

Wäre es nun wohl eine Ungerechtigkeit, wenn man

einen Menschen mit Gefängniß und Banden belegte, welcher sich schon selbst zur Gefangenschaft verurtheilt hat? — Darum, Catilina, wenn Du nicht Lust hast zu sterben, warum bedenkest Du Dich, in ein fremdes Land zu ziehen und Dein Leben, das Du durch hundert gerechte und wohlverdiente Todesstrafen längst hättest verlieren sollen, durch die Flucht in eine Einöde zu retten? — Du sprichst: Trag' die Sache dem Senate vor (das ist wirklich Dein Verlangen); wenn denn diese Versammlung Deine Verweisung beschlösse, so wolltest Du gehorsamen. — Ich bin weit davon entfernt, einen Vortrag zu thun, der meiner Gemüthsart so sehr entgegen ist; indessen will ich gleich machen, daß Du die Gesinnung dieser Versammlung gegen Dich deutlich wahrnehmen sollst. — Verlaß die Stadt, Catilina, befreie den Senat von seiner Furcht! Begieb Dich in's Elend! weil Du doch dieses Wort hören willst. — Wie nun, Catilina? Hörst Du? Bemerkest Du ihre Stille? Sie sind damit zufrieden: sie schweigen! — Was wartest Du auf ihren ausdrücklichen Befehl, da ihr Schweigen Dir ihren Willen genugsam erkläret? Wenn ich das, was ich eben zu Du sage, zu diesem wackern jungen Manne, dem Publius Sextius, oder zu dem tapfern Marcus Marcellus spräche: so würde der Senat augenblicklich in diesem Tempel, mit allem Rechte, unfehlbar Gewalt wider mich gebrauchen. Da ich's aber zu Dir sage, Catilina, so ist ihre Stille Beifall, ihre Zulassung ein Befehl, ihr Schweigen ein lauter Zuruf. Doch nicht nur diese Herren, deren Befehl Du so hoch schätzest, ob Du gleich ihr Leben mit Füßen trittst, denken also; sondern auch jene vornehmen und edelgesinnten römischen Ritter, sammt den anderen tapfern Bürgern, welche dort um den Senat herstehen, deren zahlreiche Menge Du vorhin wahrnehmen, deren Eifer Du bemerken und deren Worte Du deutlich hast hören kön-

nen. Ob mir's gleich Mühe kostet, ihre Hände und ihren Degen so lange von Dir abzuhalten, so will ich sie doch leicht bewegen, daß sie Dich, wenn Du die Stadt verlässest, die Du so gern verwüstet hättest, bis an's Thor begleiten sollen. — Doch wozu rede ich so viel? Dich sollte etwas vermögend sein zu schrecken? Du solltest jemals in Dich gehen? Du solltest die geringste Anstalt machen, zu fliehen oder auf den Ort Deines Elendes zu denken? Ja, zu wünschen wäre es wohl, daß Dir die Götter diesen Vorsatz eingeben möchten! — Wiewohl ich leicht sehe, welches Ungewitter des Hasses in mir, wo nicht jetzt, da Deine Verrätherreien in frischem Andenken sind, doch für's Künftige zuziehen werde, wenn Du aus Furcht vor meinen Drohungen in's Elend gehen solltest. Doch es sei drum, wenn nur dieses Ungewitter mich allein trifft und der Staat davor gedeckt bleibt! — Aber daß Du vor Deinen Lastern erschrecken, daß Du Dich vor den Strafen der Gesetze fürchten und für die allgemeine Sicherheit etwas thun solltest, das ist von Dir nicht zu erwarten. Denn Du bist der Mann nicht, Catilina, welcher sich durch die Scham von der Schande, oder durch die Furcht von der Gefahr, oder durch die Vernunft von der Wuth abhalten ließe. Daher wiederhole ich's nochmals: gehe! und wenn Du mich Deinen Feind verhaßt machen willst, wie Du öffentlich sagest, so begieb Dich geraden Weges in's Elend. Wenn Du das thust, so werde ich die Nachreden der Leute schwerlich ertragen können; ja die Last des allgemeinen Hasses wird mich erdrücken, wenn Du auf des Consuls Befehl in's Elend gehest. Willst Du mich hingegen groß und hoch berühmt machen, so nimm die blutdürstige Rotte der übrigen Verräther mit Dir; so begieb Dich zum Manlius, so wiegle alle böse Bürger auf, trenne Dich von den guten, bekriege Deine Vaterstadt und freue Dich Deiner verräthери-

schen Unternehmung; dann wird sich's zeigen, daß Du nicht von dem Consul in's Elend verwiesen, sondern zu Deinen Freunden auf ihr Verlangen abgegangen seist. — Doch was brauche ich Dir dazu erst Lust zu machen, da ich weiß, daß schon Leute von Dir voraus-geschickt sind, welche Dich bei Forum Aurelium wohl-gerüstet erwarten sollen? Da ich weiß, daß Tag und Stunde mit dem Manlius längst abgeredet und fest-gesetzt sind? Daß auch sogar der silberne Adler, welcher Dir und Deiner ganzen Bande, wenn meine Hoffnung eintrifft, den Untergang bringen wird, und dem Du in Deinem Hause ein Heiligthum der Bos-heit angerichtet hattest, bereits vorausgegangen ist. Solltest Du diesen länger missen können, welchen Du anzubeten pflegtest, so oft Du auf Mord und Todt-schlag ausgingst? von dessen Altären Du diese Deine verrätherische Rechte so oft zur Ermordung Deiner Mitbürger gekehrt hast? — Nein, Du wirst endlich doch dahin abgehen, wohin Deine unbändige und ra-sende Mordlust Dich schon lange getrieben hat; denn Du weißt bei dieser Unternehmung nichts von Ban-gigkeit, sondern sie macht Dir das größte Vergnügen. Zu solcher Unbesonnenheit hat Dich die Natur gebo-ren, Deine Wahl geübt, das Glück erhalten. Nicht nur die Ruhe, sondern auch der Krieg, welcher Dir gefallen sollen, hat jederzeit ungerecht und lasterhaft sein müssen. Nun hast Du endlich ein ganzes Heer böser Buben beisammen, die nicht nur kein Vermö-gen, sondern auch keine Hoffnung dazu vor sich sehen. Welche Freude für Dich! Wie wirst Du da jauch-zen! Wie wirst Du vor Lust rasen und toben, wenn Du unter der ganzen Menge Deiner Freunde nicht einen ehrlichen Mann siehst, noch hörst! Das ist das längst gewünschte Leben, wozu Du Dich so lange durch Deine gepriesene Thätigkeit vorbereitet hast! wenn Du ganze Nächte auf bloßer Erde gelegen,

bald zu einem Ehebruche, bald zu anderen verwegenen Thaten die bequemste Zeit abzulauern; wenn Du gewacht, bald einen schlafenden Ehemann zu betrügen, bald Leute umzubringen und das Ihrige wegzutragen. Hier wirst Du Gelegenheit haben, Deine berühmte Geduld in Hunger, in Frost, in Blöße und Dürftigkeit zu zeigen, durch die Du Dich in Kurzem wirst aufgerieben sehen. So viel habe ich damals doch damit ausgerichtet, daß ich Dich von dem Consulate entfernt gehalten, daß Du nun die Republik nicht als Consul plagen kannst, sondern Dich begnügen mußt, sie als ein Verbannter von außen anzugreifen, und daß Deine verrätherischen Unternehmungen gegen dieselbe kein Krieg, sondern ein Straßenraub heißen.

Nun wird noch nöthig sein, Ihr Väter und Zugeordnete, daß ich eine sehr scheinbare Beschwerde der Vaterstadt von mir ablehne und entferne. Vernehmet also wohl, was ich jetzt sagen werde, und laßt es Eurem Andenken allerseits bestens empfohlen sein. Gesetzt, die Vaterstadt, welche mir unendlich werther ist, als mein Leben, gesetzt, ganz Italien, gesetzt, das ganze gemeine Wesen spräche zu mir: Was fängst Du an, Marcus Tullius? Willst Du denjenigen, welchen Du für einen offenbaren Feind erkannt hast, von welchem Du voraus siehest, daß er der General des Krieges sein wird, daß ihn das feindliche Lager als seinen Feldherrn erwartet, den Anfänger der Verrätherei, das Haupt der Verschwörung, den Aufwiegler der Knechte und aller verarmten Bürger, so frei weggehen erlauben? Siehst Du nicht, daß Du ihn nicht so wohl aus der Stadt entlassen, als gegen die Stadt auslassen wirst? Willst Du nicht lieber befehlen, ihn festzunehmen, zum Tode zu führen und hinzurichten? Sprich, was hindert Dich daran? Die Gewohnheit der Vorfahren? — O, die Geschichte dieser Republik kann Dich lehren, daß oft auch Privat-

personen schädliche Bürger mit dem Tode bestraft haben! — Scheuest Du Dich vor den Gesetzen, welche von den Lebensstrafen römischer Bürger vorhanden sind? — O, diese Stadt hat solche Menschen niemals für Bürger erkannt, welche sich wider den Staat aufgelehnt haben! — Fürchtest Du Dich vor der bösen Nachrede künftiger Zeiten? So beweisest Du wahrlich gar wenig Erkenntlichkeit gegen das römische Volk, welcher Dich als einen Mann, der bloß durch sich bekannt ist, ohne Empfehlung vornehmer Ahnen, so früh, durch alle Ehrenstufen zu dem höchsten Regimente erhoben hat, wenn Du aus Furcht vor böser Nachrede, oder vor irgend einer andern Gefahr, die Erhaltung Deiner Mitbürger verabsäumest. Doch gesetzt, Du hättest Dich vor der Nachrede zu fürchten, glaubest Du, daß der Vorwurf der Strenge und der Herzhaftigkeit mehr zu fürchten sei, als der Trägheit und Fahrlässigkeit? Denkest Du nicht daran, wenn der Krieg Italien verwüsten, wenn Städte geplündert und die Häuser im Feuer stehen werden, daß alsdann die Flamme des allgemeinen Hasses auch Dich ergreifen und verzehren wird?

Nun lasset mich diese ehrwürdige Rede des gemeinen Wesens, und die Gedanken derer, die eben so gesinnt sind, mit Wenigem beantworten.

Wenn ich meines Ortes glaubte, Ihr Väter und Zugeordnete, daß es besser wäre, den Catilina mit dem Tode zu bestrafen, so sollte mir dieser verwegene Fechter keine Stunde mehr leben. Denn haben sich die größten Männer, Häupter der Stadt, durch das Blut des Saturnius, der Gracchen, des Flaccus und vieler ältern Aufrührer nicht entehrt, sondern vielmehr geadelt, so hätte ich, in Wahrheit! nicht zu befürchten, daß die Hinrichtung dieses Mörders seiner Mitbürger mir bei der Nachwelt zum Vorwurfe gereichen würde; doch gesetzt, das wäre, so sind meine Gesinnungen im-

mer diese gewesen, daß Afterreden, welche um der Tugend willen über mich ergehen, nicht für Afterreden, sondern für einen wahren Ruhm zu achten sind. Aber hier sind Einige in dieser Versammlung, welche die obschwebende Gefahr entweder nicht sehen, oder nicht sehen wollen; welche durch allzugelinde Rathschläge des Catilina Hoffnung unterhalten und die Verschwörung dadurch gestärkt haben, daß sie dieselbe nicht glauben wollen. Diesen sind Andere in Menge nachgefolgt, theils boshafte, theils unerfahrene Leute, welche sich nicht gescheut haben, mir, wenn ich den Catilina zur Strafe zöge, Tyrannei und Grausamkeit Schuld zu geben. Nun sehe ich leicht, wenn dieser Mensch, wie er jetzt vorhat, wirklich in dem Lager des Manlius sein wird, daß sodann auch der Einfältigste erkennen wird, die Verschwörung habe ihre Richtigkeit, und daß auch der Hartnäckigste solches nicht mehr wird leugnen wollen. Stirbt er nun allein, so sehe ich wohl, daß diese Pest des Staates zwar auf einige Zeit niedergehalten, aber nicht auf immer getilgt werde. Begiebt er sich aber weg, und nimmt seine Anhänger mit, zieht er über das von allen Orten und Enden alles verdorbene Gesindel an sich, so wird nicht nur diese vieljährige Pest des Staates, sondern der ganze Stamm, ja sogar der Same alles Bösen völlig ausgerottet werden.

Denn, Ihr Väter und Zugeordnete, diese geheime, diese gefährliche Verschwörung ist schon längst im Werke gewesen; aber ich weiß nicht, wie es zugeht, daß alle Verräthereien, alle Bosheiten und verwegene Unternehmen, eben unter meinem Consulate zur Reife kommen und ausbrechen müssen. Wenn von einer so zahlreichen Rotte nur er allein weggerafft wird, so werden wir vielleicht auf kurze Zeit eine Erleichterung unserer Sorge und Furcht empfinden, die Gefahr selbst aber wird nicht gehoben, sondern bleibt in den

Adern und im Fleische stecken: nicht anders, als bei einem gefährlich kranken Menschen, welcher in der Hitze des Fiebers nach einem Trunke kalten Wassers zwar einige Linderung fühlt, aber bald hernach sich viel kränker befindet, als vorhin; eben so kann diese Krankheit des Staats durch Bestrafung dieses Menschen zwar etwas gelindert werden, aber auch in Kurzem desto heftiger wiederkommen.

Darum, Ihr Väter und Zugeordnete, lasset die Bösen nur immer von uns ziehen; erlaubet ihnen, sich von den Guten zu trennen und an Einem Orte zu versammeln; lasset, wie ich schon oft gesagt habe, die Mauer zwischen uns und ihnen sein, damit der Consul wenigstens in seinem Hause Sicherheit habe; damit der Stadtprätor sie nicht um seinen Gerichtshof herstehen sehe; damit sie das Rathhaus nicht mehr mit ihren Dolchen besetzen und Pechkränze und Fackeln, die Stadt in Brand zu stecken, bereiten können; erlaubt einem jeden Bürger seine gute Gesinnung gegen den Staat ohne Furcht an seiner Stirne zu zeigen. Ich meines Ortes verspreche Euch, Ihr Väter und Zugeordnete, daß Ihr, wenn nur Catilina erst fort sein wird, an uns Consuln so viel Wachsamkeit, hier im Senate so viel Ernst und Eifer, so viel Muth bei der Ritterschaft und unter allen wohlgesinnten Bürgnrn so viel Eintracht wahrnehmen sollt, daß Ihr selbst erkennen werdet, sein Abzug allein habe Alles entdeckt und klar gemacht, und uns in den Stand gesetzt, diese Verschwörungen zu unterdrücken und zu bestrafen.

Unter solchen Wünschen, Catilina, mit dieser Hoffnung, das ganze gemeine Wesen gerettet, Dich hingegen bestraft und gestürzt zu sehen, wie auch zum Fluch und Verderben derer, welche sich mit Dir zu aller Bosheit, Verrätherei und Mordsucht verschworen

haben, zeuch denn hin zu dem heillosen und unnatürlichen Kriege, welchen Du Dir vorgesetzt hast.

Du aber, o Jupiter, der Du von unserm Vater Romulus unter einerlei glücklichen Zeichen mit dieser Stadt aufgerichtet bist, den wir mit Wahrheit als den Stifter unserer Stadt und unseres Reiches preisen, wirst diesen Menschen sammt seinen Mitgenossen von Deinen Altären und von allen übrigen Tempeln, von den Häusern dieser Stadt und von ihren Mauern, von dem Leben und Vermögen aller Einwohner entfernen, und alle diese Widersacher der Guten, alle diese Feinde der Vaterstadt, alle diese Räuber Italiens, die durch Bande der Verrätherei und durch die ruchloseste Gemeinschaft zusammen verstrickt sind, unaufhörlichen Strafen, beides, in diesem Leben und nach dem Tode, übergeben!

Der Eindruck, den die vier Reden Cicero's gegen Catilina auf Senat und Volk machten, ist bekannt. Gleichwohl wurde der Redner fünf Jahre hernach, zum Danke, verbannt. Als es aber nach mehr als Jahresfrist seinen Freunden gelang, seine Rückberufung durchzusetzen, feierte er einen wahren Triumphzug in Rom, und hielt sodann nachstehende Dankrede an das versammelte Volk:

Was ich von dem allergütigsten und höchsten Jupiter, wie auch von den andern unsterblichen Göttern zu der Zeit gebeten habe, ihr Quiritier, da ich mich selbst und alles das Meinige für Eure Erhaltung, Ruhe und Eintracht verbannte, daß, wenn ich jemals meinen eigenen Vortheil höher, als Eure Wohlfahrt geschätzt hätte, die Strafe, welcher ich mich hiermit unterwürfe, nimmer von mir weichen sollte; wäre aber bei allen vorigen Thaten die Erhaltung der Stadt mein einziger Zweck gewesen, und entschlösse ich mich auch jetzt zur kläglichen Entweichung, lediglich um Eurer Wohlfahrt willen, damit der Haß ge-

gen die Republik und alle Rechtschaffenen, welchen die verrätherische und verwegene Rotte schon längst im Herzen trüge, lieber auf mich allein, als auf den gesammten Senat und auf die ganze Stadt fallen möchte; wenn, sage ich, dieses meine wahre Gesinnung gegen Euch und Eure Kinder gewesen, so sollten die unsterblichen Götter bei Euch, bei den Vätern dieser Stadt und bei dem gesammten Italien ein Verlangen nach meiner Zurückkunft erwecken; solches Bannes bin ich heute durch die Entscheidung der unsterblichen Götter, durch das Urtheil des Senats, durch das einstimmige Zeugniß des gesammten Italiens, durch das Geständniß meiner Feinde und durch Eure ganz besondere und unvergeßliche Güte, zu meiner unaussprechlichen Freude, glücklich entledigt, ihr Quiritier.

Das Beste, was sich ein Mensch wünschen kann, ist zwar allerdings ein blühender, beständiger und immer gleicher Wohlstand, welcher in einer nie unterbrochenen Glückseligkeit das ganze Leben hindurch fortgeht; wären indessen meine Umstände stets ruhig und beglückt geblieben, so hätte ich die unaussprechliche und beinahe himmlische Freude, welche ich eben jetzt durch Euch genieße, niemals geschmeckt. Was hat die Natur uns Menschen Angenehmeres gegeben, als einem Jeden seine Kinder? Mir aber sind die meinigen, theils meiner väterlichen Zärtlichkeit, theils ihres vortrefflichen Naturells wegen, theurer als mein eigenes Leben; — gleichwohl waren sie nicht mit so großer Lust zuerst zu umfangen, als sie mir jetzt wieder geschenkt sind. Kein Mensch hat jemals in der Welt etwas lieber gehabt, als ich meinen Bruder. Ich wußte dieses so gut nicht, da ich seines Umganges genoß, als bisher, da ich desselben beraubt gewesen, und nachdem Ihr mich ihm und ihn mir wiedergegeben habt. Ein Jeder freut sich über sein Vermögen: und und sehet, der neue Besitz dessen, was mir von dem

Meinigen überblieben, macht mir jetzt mehr Vergnügen, als damals in meinem Wohlstande. Was Freunde, Umgang, Nachbarn, Clienten für Vergnügen geben, das hat mich ihr Verlust besser, als früher ihr Genuß gelehrt. Ferner Eure Wohlthaten, Ihr Römer, meine Ehre und Würde, mein Rang und Stand, haben zwar in meinen Augen immer einen großen Werth gehabt, aber ihr erneuerter Glanz rührt mich doch jetzt viel stärker, als wenn er nie verdunkelt worden wäre. Und was soll ich von dem Vaterlande selbst sagen? Unsterbliche Götter! Die Zärtlichkeit, die Wollust ist unaussprechlich, die ich darüber empfinde! Welche Schönheit Italiens! Welche volkreichen Städte! Welche reizenden Gegenden! Welche Felder! Welche Früchte! Welche Pracht der Hauptstadt! Welche Höflichkeit der Einwohner! Welche Hoheit des Staates! Welche Majestät Eurer Versammlungen! An diesem Allen nahm ich vorhin so großen Antheil, als Jemand; aber wie sich Diejenigen mehr über ihre Gesundheit freuen, die von einer schweren Krankheit genesen sind, als die niemals krank gewesen: also erfreut auch mich jetzt alles Angeführte viel mehr, nachdem ich es einige Zeit entbehrt, als da ich es täglich genießen konnte. — Doch wozu dieses? Wozu? Damit Ihr erkennt, daß keine Beredtsamkeit und kein Geist des größten Redners, der jemals gelebt hat, zureichen würde, die Größe und die Menge Eurer Wohlthaten gegen mich, gegen meinen Bruder und gegen unsere Kinder, ich will nicht sagen würdig vorzustellen und zu erheben, sondern zu erzählen und auszusprechen. Meine Eltern haben mich, wie es natürlicher Weise geschehen mußte, als ein Kind auf die Welt gesetzt: Ihr habt mich heute zu einem Consular geboren. Sie haben mir einen Bruder gegeben, ohne zu wissen, wie er gegen mich gesinnt sein würde; — Ihr habt mir in ihm einen geprüften Freund, einen

Bruder voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit wieder geschenkt. Ich übernahm einmal die Verwaltung des Staates in gefährlichen Zeiten, da derselbe seinem Untergange nahe war; — durch Euch nehme ich an der Republik heute in dem glückseligen Zustande wieder Theil, in welchem sie, nach dem allgemeinen Urtheile, durch einen Mann erhalten worden. Die unsterblichen Götter haben mir Kinder gegeben; — Ihr gebt sie mir wieder. Noch vieles andere Gute mehr, darum ich gebeten hatte, ist mir von den unsterblichen Göttern verliehen, aber ohne Eure Güte würden diese göttlichen Geschenke insgesammt für mich verloren sein. Endlich erhalte ich heute auch die obrigkeitlichen Ehrenämter, die ich vorhin einzeln und stufenweise erstiegen, durch Euch auf einmal zusammen wieder: daß ich also nun alles Gute, so ich meinen Eltern, den unsterblichen Göttern und Euch selbst zu verdanken hatte, von nun an dem ganzen römischen Volke verdanken muß.

Eure Güte ist an sich selbst schon so groß, daß ich nicht vermögend bin, sie auszusprechen; aber Ihr habt mir dieselbe auch mit einem so einstimmigen Eifer wiederfahren lassen, daß dadurch nicht nur mein Elend völlig aufgehoben, sondern auch mein Ansehen vergrößert worden. Denn für meine Zurückberufung haben keine erwachsenen Söhne, keine Menge vornehmer Angehörigen und Schwäger gebeten, wie ehemals für den Publius Popilius, einen Mann von dem ältesten Adel, geschehen ist; auch hatte ich keinen großen Sohn, wie Quintus Metellus; keinen Lucius Diadematus, von Consularischem Range und sehr großem Ansehen, welcher für mich gesprochen hätte; keinen Cajus Metellus, von Censorischer Würde; nicht ihre Kinder: keinen Quintus Metellus Nepos, welcher damals das Consulat suchte; keinen solche Schwestersöhne, wie die Lukuller, Servilier und Sci-

pionen waren. Denn der Meteller beiderlei Geschlechts und ihrer Kinder war damals eine ungemeine Anzahl, welche allerseits bei Euch und bei Euren Vätern um die Zurückberufung des Quintus Metellus mit Eifer anhielten. Wenn daher seine eigenen großen Verdienste und Thaten auch nicht so nachdrücklich für ihn gesprochen hätten, so würde doch das römische Volk der zärtlichen Liebe seines Sohnes, dem Flehen der Anverwandten, der Trauer der jungen Männer und den Thränen der älteren nicht haben widerstehen können. Mit dem Cajus Marius, welcher außer den vorigen der dritte Consular gewesen, welchen vor mir zur Eurer und Eurer Väter Zeiten, ungeachtet seines großen Ruhmes, ein so hartes Schicksal betroffen, hat es ohnedem noch eine ganz andere Beschaffenheit. Denn den brachte keine Fürbitte zurück, sondern ein Kriegsheer, und die Gewalt der Waffen mußten ihm bei einer Spaltung der Stadt dazu behülflich sein. Mich hingegen hat kein mächtiger Anverwandter, kein Blutsfreund unterstützt, kein Schrecken der Waffen oder eines Ueberfalls, sondern allein die außerordentliche Treue und das unermüdete Anhalten meines Eidams Cajus Piso, nebst den unabläſſigen Thränen meines gebeugten und geliebten Brudes und dessen tiefe Trauer, haben Euer Erbarmen über mich erflebt. Mein Bruder allein war es, dessen jammervolle Gestalt Eure Blicke auf sich zog; der durch seine Thränen mein Andenken und Euer Verlangen nach mir erneuerte; welcher den festen Entschluß gefaßt hatte, Ihr Quiritier, wenn er mich nicht von Euch erbitten könnte, mein Unglück mit mir zu theilen; dessen Liebe zu mir so groß war, daß er es sich zur Sünde rechnete, ich will nicht sagen im Leben, sondern selbst im Tode von mir getrennt zu bleiben. Meinetwegen hat der Senat, als ich noch hier war, mit 20,000 Einwohnern die Trauer angelegt; aber da ich weg war,

habt Ihr nicht mehr als Einen meinetwegen in Trauer gesehen; den Einzigen, welcher an öffentlichen Orten erscheinen konnte, und welcher sich durch seine fromme Zärtlichkeit als mein Sohn, durch seine Wohlthaten als mein Vater und durch thätige Liebe als der rechtschaffene Bruder bewies, den ich allezeit an ihm gehabt habe. Denn was meine arme Gemahlin und ihre tiefe Betrübniß, was den unaufhörlichen Gram meiner besten Tochter, was die Sehnsucht und die kindischen Thränen meines kleinen Sohnes betrifft, so konnten Euch solche, theils der nothwendigen Reisen wegen, hauptsächlich aber ihrer Eingezogenheit halber, nicht bekannt werden. Desto größer wird eben dadurch Euer Verdienst um mich, daß Ihr bei meiner Zurückberufung nicht die Menge meiner Fürsprecher, sondern mich selbst und die Meinigen angesehen habt. Aber ungeachtet keine Anverwandten, die ich mir nicht geben konnte, mich bei der Abwendung meines Elends vertreten haben: so sind doch meine Verdienste vermögend gewesen, so Viele zu erwecken, die zu meiner Rückkehr gerathen, geholfen und dieselbe betrieben haben, daß ich darin vor allen vorigen Consularen einen besonderen Vorzug behaupten kann. Niemals ist des ansehnlichen und tapfern Publius Popillius, niemals des edlen und standhaftesten Patrioten Quintus Metellus, niemals des Beschützers Eurer Stadt und des ganzen Reiches, Cajus Marius, im Senate Erwähnung geschehen. Die Ersten sind durch tribunicische Verordnungen, ohne Zustimmung des Senates, wieder eingesetzt worden; Marius hingegen ist nicht nur ohne den Senat, sondern sogar mit Vertilgung des Senates zurückgekommen, und nicht das Andenken seiner Thaten, sondern die Gewalt der Armee und der Waffen hat ihm dazu verholfen. Bei mir hingegen hat sich der Senat allezeit bemüht, dasselbe gültig zu machen, und ist auch, sobald es möglich gewesen, in

zahlreicher Versammlung mit seinem Ansehen durchgedrungen. Weder die Bundesstädte, noch die Colonien haben sich um die Wiederkunft jener Consularen in Bewegung gesetzt; aber mich hat das gesammte Italien dreimal durch seine Schlüsse zurückberufen. Jene sind nicht ohne das Blut ihrer Widersacher und vieler Einwohner zurückgekommen, die Urheber meiner Vertreibung hingegen regieren Provinzen; dieser patriotische und sanftmüthige Mann ist mir feind, gleichwohl bewirkt der Vortrag des andern Consuls meine Zurückberufung; derjenige Feind aber, welcher den Feinden des Staats zu meinem Verderben seine Stimme geliehen hatte, lebt auch, in so fern, daß er noch Athem holt, übrigens ist er aber tiefer als alle Todten begraben. Niemals hat der herzhafte Consul Lucius Opimius für den Publius Popillius gebeten, eben so wenig als Quintus Metellus die Fürsprache, ich will nicht sagen seines Feindes, des Cajus Marius, sondern des beredten Marcus Antonius, der auf jenen folgte, und seines Collegen, Marcus Albinus, bei dem Senate und Volk erfahren hat; meinethalben hat man schon den vorjährigen Consuln beständig angelegen, meine Sachen vorzutragen. Aber die fürchteten sich, man möchte ihnen Schuld geben, daß sie nach Gunst handelten; weil der Eine mit mir verschwiegert, der Andere aber mir für eine Vertheidigung in einer peinlichen Sache verbunden war. Weil sie nun ohnedem in eine gewisse Verbindung, wegen ihrer Provinzen, verstrickt waren, so ertrugen sie das ganze Jahr die Klagen des Senats, die Beschwerden aller ehrlichen Leute, und das Seufzen des gesammten Italiens mit vieler Standhaftigkeit. Endlich am ersten Januar, da die verwaisete Republik ihrem Consul und natürlichen Vormund zu seiner Pflicht abermals aufgefordert hatte, so erklärte sich der Consul Publius Lentulus, der Vater, der Gott, der Ret-

ter meines Lebens, meines Glücks, meines Namens und Gedächtnisses, gleich bei dem ersten Vortrage wegen des jährlichen Opfers, daß er eher keine andere weltliche Angelegenheit vornehmen würde, bis meine Sache zum Schluß gediehen wäre. Sie wäre daher noch an demselben Tage zu Stande gekommen, wenn nicht ein gewisser Tribun der Gemeine, dem ich in meinem Consulate, da er Quästor war, viel Gutes erwiesen hatte, welchen der gesammte Senat, und viele der vornehmsten Häupter desselben baten, dem sein Schwiegervater, der patriotische Cnejus Oppius, mit Thränen zu Füßen lag, sich eine Nacht Bedenkzeit ausgebeten hätte: welche Bedenkzeit doch derselbe nicht, wie man vermuthete, dazu angewendet hat, das empfangene Geld zurück zu geben, sondern vielmehr, wie man nachher gesehen, sich den Lohn der Ungerechtigkeiten verdoppeln zu lassen. Nachher wurde nichts Anderes im Senate vorgenommen, indem man diese Sache noch immer durch mancherlei Kunstgriffe aufhielt, bis sie endlich, weil doch des Senates Meinung keinen Zweifel hatte, im Monate Januar an Euch gelangte. Hier bitte ich Euch, den großen Unterschied zwischen mir und meinen Feinden zu bemerken. Ich hatte gesehen, daß man öffentlich auf Aurelius-Gerichtshof Leute warb und Compagnien gegen mich errichtete; ich hatte wahrgenommen, daß des Catilina vormalige Spießgesellen zurückberufen, und ihnen Hoffnung zu einem Blutbade gemacht würde; ich hatte bemerkt, daß Personen von derjenigen Partei, für deren Haupt ich wohl gar gehalten wurde, theils aus Mißgunst gegen mich, theils aus Mangel an Herzhaftigkeit, mich theils verriethen, theils verließen, nachdem beide Consuln sich durch Verheißung reicher Provinzen hatten erkaufen lassen, die Absichten meiner Feinde zu begünstigen, weil diese kein anderes Mittel sahen, ihre Dürftigkeit, ihren Geiz und ihre

Lüste zu befriedigen, als daß sie mich meinen persönlichen Hassern gleichsam gebunden überlieferten. Dem Senate und der römischen Ritterschaft wurde durch öffentlich angeschlagene Verbote von Obrigkeits wegen untersagt, Euch thränend und in Trauerkleidern um meine Erhaltung anzuflehen; alle Bewilligungen der Provinzen, alle Verbindungen, welche da und dort geschlossen wurden, alle Aussöhnungen wurden mit meinem Blute besiegelt. Alle rechtschaffenen Leute standen bereit, entweder vor mich oder mit mir zu sterben; ich aber wollte durchaus in kein Gefecht um meine Erhaltung willigen, weil ich voraussah, daß Beides, der Sieg und der Verlust, der Republik empfindliche Wunden schlagen würde. Meine Feinde hingegen haben in diesem Monat Januar auf dem Reichstage, welcher meinetwegen gehalten worden, Mord und Todtschlag an ihren Mitbürgern verübt und meine Rückkehr durch einen Strom von Blut zu hemmen getrachtet.

In der ganzen Zeit meiner Abwesenheit war der Zustand des gemeinen Wesens also beschaffen, daß ihr Euch genöthigt sahet, auf einmal mich und die Republik wieder herzustellen. Ich aber glaubte damals, daß eine Stadt, wo der Senat nichts vermöchte, wo alle Bosheit ungestraft begangen würde, wo die Richterstühle zu Boden gestürzt lägen, wo Gewalt und Morden die Gerichtsstätte besetzt hielten, wo jeder Einwohner nicht bei den Gesetzen, sondern hinter seinen vier Wänden Schutz suchen müsse, wo sogar die Tribunen der Gemeine vor Euren Augen verwundet, die Häuser der Obrigkeiten mit Schwert und Feuer angefallen, die Zeichen der consularischen Gewalt zerbrochen, die Tempel der unsterblichen Götter angezündet würden, daß, sage ich, eine solche Stadt den Namen einer Republik unmöglich behaupten könnte. Ich beschloß daher, bei dieser allgemeinen

Zerrüttung nicht länger hier zu bleiben, nahm aber doch die Hoffnung mit, wenn das gemeine Wesen einst zurückkehren sollte, daß solches alsdann auch mich zu gleicher Zeit wieder einführen würde. Denn da ich zuverlässig wußte, daß Publius Lentulus künftiges Jahr Consul werden würde, welcher damals in den gefährlichen Zeiten meines Consulats Aedilis Curulis gewesen war und an allen meinen Rathschlägen und Gefährlichkeiten Theil gehabt hatte, wie hätte ich zweifeln können, daß er geneigt sein würde, die Wunden, welche mir mein Consulat geschlagen, durch das seinige wieder zu heilen? Bei einem so vortrefflichen Vorgänger, dessen College der beste und sanftmüthigste Mann, ihm anfangs nicht entgegen, hernach auch behülflich war, bewiesen sich alle anderen obrigkeitlichen Personen ebenfalls als meine Vertheidiger; insonderheit that sich Titus Annius durch seinen unvergleichlichen Muth, Tapferkeit, Beispiel, Hülfe und Kriegsvolk, gleichwie Publius Sextius durch seine wirksame Liebe und ungemeinen Eifer hervor. Bei der Umfrage des Publius Lentulus, welcher auch sein College beitrat, ließ der zahlreich versammelte Senat mir, mit Bezeugung der größten Ehre und Hochachtung, Gerechtigkeit widerfahren, ohne daß eine Protestation geschehen wäre, obgleich ein Einziger sich weigerte, den Uebrigen beizustimmen, und er empfahl Euch, wie auch den sämmtlichen Bundesstädten und Colonien, meine Sache auf das nachdrücklichste. Sehet, auf solche Weise haben mich die Consuln, die Prätoren, die Tribunen des Volks, der Senat, kurz ganz Italien jederzeit bei Euch vertreten, ob ich gleich von allen Angehörigen entblößt bin und von keinem vornehmen Geschlechte unterstützt ward. Endlich hat Lentulus auch alle die vornehmen Männer, die eure hohen Ehrenämter bekleideten, vor Euch geführt, die Euch denn nicht nur inständig gebeten, mich zurückzu-

rufen, sondern auch meine Staatsverwaltung mit ihrem Zeugnisse und mit ihren Lobsprüchen beehrt haben. Der Erste, welcher Euch auf solche Art zuredete und bat, war Cnejus Pompejus, dessen Tapferkeit, Weisheit und Ruhm ihm den ersten Platz unter Euren Helden, die Ihr jetzt kennt oder gekannt habt, oder in Zukunft sehen werdet, erworben haben, welcher sich in meinem Privatstande um mich nicht minder, als um den ganzen Staat hoch verdient gemacht hat, welcher ihm auch mit Recht seine Erhaltung, Ruhe und Hoheit zuschreibt. Seine Rede, wie man mir erzählt hat, bestand aus drei Stücken. Zum ersten zeigte er Euch, daß durch meine Rathschläge der Staat erhalten wäre, und verband dadurch meine Sache mit der allgemeinen Wohlfahrt; worauf er Euch ermahnte, dem Schlusse des Senats zum Besten der Stadt und zur Herstellung eines sehr wohlverdienten Bürgers beizutreten. Weiter fügte er gegen das Ende seiner Rede hinzu, eben dieses wäre die Bitte des Senats, die Bitte der römischen Ritterschaft, die Bitte des gesammten Italiens. Endlich beschloß er mit seiner eigenen Vorbitte, welche nicht nur ernstlich, sondern überaus dringend abgefaßt war. Ich muß bekennen, Ihr Quiritier, daß ich diesem Manne weit stärker verbunden bin, als ein Mensch dem andern ohne Verletzung der göttlichen Vorrechte verbunden sein kann. Auf seinen Rath, auf den Vorschlag des Publius Lentulus und das Gutachten des Senats habt Ihr mich meinem vorigen Stande und Range wiedergegeben, und zwar durch eben die Centurien, welche mir denselben zuerst verliehen hatten. Zu gleicher Zeit und an eben dieser Stelle habt Ihr gehört, wie die vornehmsten, größten und verdientesten Männer, wie alle Häupter der Stadt, alle von consularischer und prätorischer Würde gleichsam aus Einem Munde sprachen, Euch zu überzeugen, daß die Erhaltung des

Staats keinem Andern, als mir, zuzuschreiben wäre. Als sich daher der weise und ruhmvolle Patriot Publius Servilius vernehmen ließ, durch mich wäre der Staat in unverletztem Wohlstande auf die nachfolgenden Consuln gekommen, so traten die Anderen diesem Ausspruche insgesammt bei. Ferner bezeugte Lucius Gellius, ein Mann von nicht geringerer Würde, damals feierlich in Eurer Versammlung, weil er bemerkt hatte, daß seiner Klasse, nicht ohne seine Gefahr, mit Gelde zugesetzt würde: Wenn ich in demselben Jahre nicht Consul gewesen wäre, da ich's gewesen, so hätte die Republik schlechterdings zu Grunde gehen müssen.

Nun vernehmt auch, Ihr Quiritier, wie ich Euch für diese ehrenvolle Zurückberufung, welche durch so viel rühmliche Zeugnisse bewirkt worden, welche mir nach dem einmüthigen Schlusse des Senats, unter Begünstigung des ganzen Italiens, und nach dem eifrigen Wunsche aller wohlgesinnten Bürger widerfahren ist, die Euch Publius Lentulus angerathen, welcher alle obrigkeitlichen Personen beigestimmt, um welche Cnejus Pompejus selbst gebeten, worauf alle Menschen ihr Augenmerk gerichtet, worüber die unsterblichen Götter selbst durch ein gesegnetes Jahr, durch Ueberfluß und wohlfeile Zeiten ihr Wohlgefallen bezeugen, vernehmt, sage ich, wie ich Euch für diese Großmuth, mit welcher Ihr mich mir selbst, meiner Familie und dem gemeinen Wesen wiedergeschenkt habt, Alles, was in meinem Vermögen ist, verspreche.

Zum Ersten will ich dem römischen Volke jederzeit alle die zärtliche Ehrerbietung beweisen, mit welcher die unsterblichen Götter von den reinsten Herzen verehrt werden; und Euer Wink soll mir, weil ich lebe, nicht weniger ehrwürdig und heilig, als die Majestät der unsterblichen Götter selbst sein. Weiter, da die Republik selber mich in die Stadt wiederum einge-

führt hat, so soll meine Treue und Ergebenheit ihr dafür bei keiner Gelegenheit entstehen. Denn sollte Jemand meinen, daß die Entfernung meine Gesinnungen verändert oder meine Standhaftigkeit geschwächt oder meinen Muth niedergeschlagen hätte, der würde sich in Wahrheit sehr irren. Zwar was Gewalt und Unrecht, was Wuth und Bosheit verrätherischer Menschen mir hat nehmen können, das haben sie mir freilich entrissen, geraubt und zerstreut; was aber einem tapfern Manne nicht genommen werden kann, das habe ich noch und will es, so lange ich lebe, behalten. Ich erinnere mich mit Vergnügen des tapfern Helden Cajus Marius, welcher mit mir aus Einer Stadt ist (denn es scheint ein besonderes Verhängniß darunter zu walten, daß wir Beide nicht nur mit den Verwüstern dieses Staats, sondern auch mit dem Glücke haben kämpfen müssen), ich sage, daß ich mich dieses großen Mannes erinnere, wie er noch als Greis, seiner schweren Unfälle ungeachtet, einen ungeschwächten, ja sogar einen gestärkten und frischen Muth besaß. Dieser sagte einst in meiner Gegenwart, damals sei er elend gewesen, da er außer der Vaterstadt gelebt, die er doch den Händen der Feinde entrissen hätte; da er gehört, daß sein Vermögen von seinen Hassern besessen und geplündert wäre; da er die Jugend seines Sohnes in gleichem Elende gesehen; da er in den Sümpfen versteckt gelegen, und durch den Beistand und das Mitleiden der Minturnenser sein Leben gerettet; da er auf einem kleinen Fahrzeuge nach Afrika gesegelt, und diejenigen in seiner Armuth um Hülfe anschreien müssen, die ihre Königreiche von ihm erhalten hatten; aber da er sich nun wieder im Besitz seiner Gerechtsame sähe, so solle ihm Keiner nachsagen, daß ihm der standhafte Muth fehle, den er auch niemals verloren gehabt. Uebrigens bleibt zwischen mir und ihm dieser Unter-

schied, daß er sich an seinen Feinden durch dasjenige gerochen, was er am besten verstand, durch die Waffen; ich hingegen will mich, zu gleichem Ende, meines gewöhnlichen Mittels bedienen, weil seine Kunst nicht anders als in Kriegen und Empörungen anzubringen war, meine aber den Frieden und die Ruhe liebet. Sein erhitzter Geist dachte auf nichts, als Rache an seinen Feinden; ich hingegen werde nur alsdann an meine Feinde denken, wenn das allgemeine Beste mir's erlauben wird. Zuletzt, Ihr Römer, weil sich viererlei Menschen an mir versündigt haben, erstlich die, deren tödtlicher Haß von ihrem feindseligen Herzen gegen den Staat entsprungen, den ich ihnen zum Verdrusse erhalten hatte; zum andern die, so mich unter dem Scheine der Freundschaft schändlich verrathen haben; drittens die, welche mir meinen Ruhm und meine Würde beneideten, wozu sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit nicht gelangen konnten; viertens die, welche Beschützer des Staats sein sollten, aber mein Leben, die Sicherheit der Stadt, die Würde der hohen Gewalt, welche ihnen anvertraut war, lüderlicher Weise verkauft hatten: so will ich eine jede dieser Bosheiten also zu ahnden wissen, wie es der Ausforderung gemäß ist. An den bösen Bürgern werde ich mich dadurch rächen, daß ich mich des gemeinen Wesens auf das Allerbeste annehme; an meinen treulosen Freunden durch Mißtrauen und äußerste Vorsichtigkeit; an meinen Neidern und Mißgünstigen durch ein noch stärkeres Bestreben nach Ruhm und Verdiensten; endlich an den niederträchtigen Käufern der Provinzen dadurch, daß ich sie zurück entbiete und von ihrer Verwaltung Rechenschaft fordere. Doch, die Wahrheit zu sagen, ich bin mehr darauf bedacht, Euch, die Ihr es so sehr um mich verdient habt, meine Dankbarkeit zu beweisen, als meine Feinde für ihre Beleidigungen und Grausamkeiten zu bestrafen; denn

Beleidigungen zu rächen, ist viel leichter, als Wohlthaten zu vergelten, weil es weniger Mühe braucht, über die Bösen zu siegen, als den Guten gleich zu kommen; zu geschweigen, daß es auch weniger nöthig ist, den Beleidigern, als den Wohlthätern Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Haß und Feindschaft können durch Abbitte versöhnt, oder in gemeiner Noth, um des gemeinen Besten willen abgelegt, oder, wegen der Schwierigkeit, sich zu rächen, unterdrückt, oder durch die Länge der Zeit ausgelöscht werden; hingegen von der Liebe gegen einen Wohlthäter darf uns Niemandes Bitte abwendig machen, die Republik hat in keinem Falle nöthig, solches zu verlangen, keine Schwierigkeit kann uns davon loszählen, auch ist das Andenken der Gutthaten nicht auf Zeiten und Tage einzuschränken. Endlich wird auch ein Mensch, welcher sich nicht zu frei rächet, nachher öffentlich deswegen gelobt, während der dagegen heftig getadelt wird, welcher sich in Vergeltung so großer Wohlthaten, als ich von Euch empfangen habe, säumig finden läßt. Denn man muß ihn nothwendig nicht nur für undankbar, welches schon für keine geringe Schande zu achten ist, sondern auch für ganz lieblos und pflichtvergessen halten. Uebrigens ist es mit Bezahlung einer Pflicht ganz anders beschaffen, als mit einer Geldschuld. Denn so lange Ihr das Geld behaltet, habt Ihr nicht bezahlt; gebt Ihr's wieder, so habt Ihr's nicht mehr. Wer hingegen seinen Dank abgestattet hat, bleibt immer noch verpflichtet; und wer sich verpflichtet hält, der hat bezahlt. Ich will daher das Andenken Eurer Wohlthat mit immerwährender Ergebenheit verehren, nicht nur weil dieser Athem in mir ist, sondern auch nach meinem Tode, so lange die Denkmale Eurer Verdienste um mich auf die Nachwelt dauern werden. Was meinen thätigen Dank betrifft, so verspreche ich Euch hiermit, und will es

halten, daß Ihr weder meinen Fleiß in Erfindung guter Rathschläge zum allgemeinen Besten, noch meinen Muth in Zurücktreibung aller Gefahr, welche den Staat bedrohen möchte, noch meine Treue in aufrichtiger Erhebung meiner Stimme, noch meine Freimüthigkeit, Andern, so oft es die Nothdurft des Staats erfordert, zu mißfallen, noch meine Arbeitsamkeit in den Geschäften, noch die Ergebenheit meines dankbaren Herzens in Beförderung und Vermehrung alles dessen, was zu Eurem Vortheile gereicht, jemals vermissen sollt. Mit Einem Worte, meine stete und größte Sorge wird diese sein, Ihr Quiritier, daß nicht allein Ihr, die ich als meine Götter ansehe, sondern auch Eure Nachkommen und alle Völker mich für einen recht würdigen Mitgenossen dieser Stadt halten, welche einmüthig geurtheilt hat, daß sie ohne meine Zurückberufung ihre Hoheit und Würde nicht behaupten könne.

Eine andere Rede Cicero's, die zur Vertheidigung des damals so bedeutungsvollen Vorschlages des Cajus Manilius: daß dem Pompejus der Feldherrnstab zum Kampfe gegen Mithridates, König von Pontus, anvertrauet werden möge, — ist nicht minder merkwürdig, namentlich wenn wir gewisse Vergleichungen mit Rednern und Feldherren zu machen wagen, die sich auf den Tribünen und den Schlachtfeldern der Gegenwart auszeichnen. Sulla, Muräna und Lucullus hatten bereits nacheinander seit zwanzig Jahren den Krieg wider Mithridates geführt, ihn immer geschlagen, und dennoch war er noch immer nicht gänzlich besiegt. Pompejus, der eben die Seeräuber gänzlich vernichtet hatte, befand sich noch an der Spitze seiner Land- und Seetruppen, als Manilius seinen Vorschlag machte und Cicero ihn im Senate durch folgende Rede unterstützte:

Der Anblick Eurer volkreichen Versammlung hat mir zwar allezeit überaus reizend geschienen, Ihr Quiritier, und ich habe stets geglaubt, daß ein Redner sich Euch nirgends mit größerer Ehre und mit mehrerem Ansehen zeigen könne, als an dieser Stelle (auf der bekannten Rostra). Gleichwohl bin ich bisher von diesen Stufen des Ruhms, welche keinem rechtschaffenen Manne jemals verschlossen gewesen, nicht durch den Mangel des guten Willens, sondern durch meine von Jugend an erwählte Lebensart, zurückgehalten worden. Denn weil ich mich vorhin meiner Jahre wegen billig scheute, diese geweihte Stelle zu betreten, die, wie ich glaubte, keine andern als solche Reden vertrüge, welche Früchte einer reifen Beredsamkeit und sorgfältigen Ausarbeitung wären, so hielt ich es für besser, alle meine Zeit der Vertheidigung meiner bedrängten Freunde zu widmen. Indessen hat es Euch hier niemals an eifrigen Vertheidigern Eurer Gerechtsame gefehlt, und mir sind meine redlichen und uneigennützigen Bemühungen zum Dienste der Nothleidenden, durch Euer vortheilhaftes Urtheil von mir, ebenfalls auf das Allerrühmlichste vergolten worden. Denn wegen des aufgeschobenen Reichstages bin ich dreimal durch die einhelligen Stimmen aller Centurien zum ersten Prätor ausgerufen, welches mich genugsam überzeugt hat, was Ihr von mir urtheilt, und was Ihr damit zugleich Andern für eine Lehre habt geben wollen. Nun, da ich so viel Ansehen besitze, als Ihr mir mit dem ertheilten Ehrenamte habt beilegen wollen; da ferner meine Fähigkeit, Euch zu rathen, zu derjenigen Reife gelangt ist, zu welcher die tägliche Uebung vor Gericht einen nicht schläfrigen Mann natürlicherweise bringen muß, so bin ich entschlossen, das mir beiwohnende Ansehen bei denen zu gebrauchen, welche mir solches gegeben haben, meine geringe Beredsamkeit aber denen zum Besten anzu-

wenden, von welchen dieselbe mit einem so rühmlichen Beifall belohnt worden.

Ich freue mich aber billig, daß mir bei dem ersten Auftritte an dieser noch ungewohnten Stelle eine solche Sache vorkommt, bei welcher es so leicht Keinem an Beredsamkeit fehlen kann. Denn ich soll von den großen und unvergleichlichen Eigenschaften des Cnejus Pompejus reden, einer Sache, von welcher es leichter ist anzufangen, als zu endigen; daher ich nicht sowohl um den Vorrath, als um das gehörige Maß meiner Rede bekümmert sein muß.

Damit ich also da anfange, woher diese ganze Berathschlagung ihren Ursprung nimmt, so wisset, daß Eure Einkünfte und Bundesgenossen von einem heftigen und gefährlichen Kriege bedrängt werden, und zwar von zwei mächtigen Königen, dem Mithridates und Tigranes, wovon jener noch unbezwungen, der Andere aber erst neulich wider Euch aufgebracht ist, und sich berechtigt hält, in Asien einzufallen. Die ansehnlichen römischen Ritter, welche sehr darunter leiden, weil sie Eure Einkünfte daselbst haben, bekommen Briefe über Briefe, und haben mir, vermöge der Verbindung, worin ich mit ihrer Gesellschaft stehe, sowohl die Noth des Staats, als die Gefahr ihrer eigenen Sachen vorgelegt, wie in Bithynien, welches nun auch eine römische Provinz ist, bereits viele Dörfer verheert lägen; wie das Königreich Ariobarzanes, welches an Eure Zehnten grenzet, sich schon ganz in feindlichen Händen befindet; daß Lucull, nach vielen großen Thaten, den Oberbefehl dieses Krieges niedergelegt hat; und daß sein Nachfolger zu einem so gefährlichen Kriege gar nicht gehörig gerüstet ist; daß alle Bürger und Bundesgenossen in den dortigen Gegenden Einen Mann als Feldherrn zu diesem Kriege verlangen und wünschen, wie denn auch die Feinde sich vor demselben allein fürchten, und sonst vor kei-

nem Andern. Dieses ist kürzlich die Beschaffenheit der Sache. Nun überleget mit mir, was für ein Entschluß zu fassen sei.

Ich werde am besten thun, wenn ich erst von der Art dieses Krieges, sodann von seiner Größe, und endlich von dem Feldherrn rede, welchen Ihr zu erwählen habt.

Der Krieg, von welchem ich rede, ist von solcher Art, daß er Eure Gemüther allerdings entrüsten und zu einer recht eifrigen Fortsetzung anflammen muß: weil sonst das römische Volk in Gefahr steht, den herrlichen Ruhm, welchen Euch Eure Vorfahren, wie in allen anderen Stücken, also vornehmlich im Kriege hinterlassen haben, zu verlieren; weil es dabei auf die Erhaltung Eurer Bundesgenossen und Freunde, um derentwillen Eure Vorfahren so manchen großen und blutigen Krieg geführt haben; weil es auf die allersichersten und ansehnlichsten Einkünfte des römischen Volkes ankommt, mit welchen Ihr das, wodurch Ihr im Frieden Ehre behaupten müßt, sammt den Mitteln Krieg zu führen zugleich verlieren würdet; weil endlich derselbe vielen einzelnen Bürgern mit dem Verluste ihres Vermögens droht, die Ihr theils um ihretwillen, theils der Ehre des Staates wegen zu schützen verbunden seid.

Da Ihr Euch zu allen Zeiten von allen übrigen Völkern durch eine edle Ruhmbegierde unterschieden habt, Ihr Quiritier, so ist es hohe Zeit, endlich einmal die Schande auszulöschen, welche Euch im vorigen Mithridatischen Kriege zugefügt worden, die schon allzufest an dem römischen Namen haftet und beinahe darin verjährt ist, daß nämlich der Feind, welcher an einem Tage durch ganz Asien in so vielen Städten, vermittelst eines einzigen Briefes, und so zu reden auf einen Wink alle römischen Bürger hat tödten und mit der größten Grausamkeit ermorden lassen, für diese

entsetzliche Verrätherei nicht nur noch nicht gebührend gestraft worden, sondern auch seitdem in das dreiundzwanzigste Jahr regiert, und zwar mit solcher Ehre, daß er nicht etwa in seinem Pontus, oder in den Winkeln von Cappadocien ruhig sitzt, sondern sich aus seinem väterlichen Reiche hervormacht, in Euren Ländereien und in dem berühmten Asien seinen Sitz aufzuschlagen. Denn Eure Feldherren haben zwar bisher in dem Kriege mit diesem Könige manches Ehrenzeichen des Sieges, aber noch keinen eigentlichen Sieg davon getragen. Sulla hat über den Mithridates triumphiret, ingleichen Lucius Muräna, zwei tapfere Helden und große Feldherren; aber ihrer Triumphe ungeachtet ist er doch, nach so vielen verlorenen Schlachten und erlittenen Niederlagen, noch immer König geblieben. Indessen gebühret diesen Feldherren der Ruhm, daß sie ihn geschwächt haben, und sie sind zu entschuldigen, daß sie ihn nicht gänzlich bezwingen konnten, indem Sulla von dem Senate, wie Muräna von dem Sulla nach Italien zurück entboten worden. Mithridates aber hat die ganze Zeit, welche ihm gelassen worden, nicht in einer sorglosen Vergessenheit des vorigen Krieges zugebracht, sondern auf die Zurüstungen eines neuen verwendet, indem er die stärksten Flotten erbauet und und ausgerüstet, fürchterliche Kriegsheere unter allen Völkern, wo es ihm nur möglich war, angeworben, mit seinen Nachbaren, den Bosporanern, zum Scheine einen Krieg angefangen, und sogar von Ecbatana bis nach Hispanien Abgeordnete mit Briefen an diejenigen Generale gesandt hat, wider welche wir damals zu Felde lagen, damit Ihr genöthigt wäret, wenn der Krieg an zweien so entlegenen Orten, in Osten und in Westen, zu Wasser und zu Lande, von zwei feindlichen Heeren, nach Einem Plane, wider Euch geführt würde, Eure Macht zu theilen, und in diesen gefährlichen Umständen um die

Erhaltung Eures eigenen Reiches zu kämpfen. Doch an einer Seite, welche sonder Zweifel die stärkste war, nämlich in Spanien gegen den Sertorius, hat Euch die unvergleichliche Klugheit und Tapferkeit des Cnejus Pompejus von der Gefahr befreit; an der andern aber ist Eure Sache von dem vortrefflichen Lucius Lucullus so geführt worden, daß der herrliche und ruhmvolle Anfang seiner Thaten nicht dem Glück, sondern seinen Verdiensten, die letzten Begebenheiten hingegen, welche neulich bekannt geworden, nicht ihm, sondern allein dem Glücke zuzuschreiben sind. Doch von dem Lucullus werde ich anderswo reden, Ihr Quiritier, und zwar so, daß Niemand sagen soll, daß ich ihm von seinem gebührenden Ruhme etwas entzogen, oder daß ich ihm einen falschen angedichtet hätte. Jetzt überlegt vielmehr, was für Gesinnungen Ihr anzunehmen habt, da die Ehre und Hoheit Eures Reiches, wie ich eben gezeigt habe, in diesem Kriege so sehr verletzt worden. Eure Vorfahren haben oft wegen einiger beleidigten Kaufleute oder Schiffer willen Krieg angefangen — was werdet Ihr denn zu thun haben, da so viele tausend römische Bürger auf eine einzige schriftliche Anzeige und auf einmal erschlagen worden? Weil man Euren Gesandten einst etwas zu stolz begegnet war, so beschlossen Eure Väter, Corinth, das Licht Griechenlands, auszulöschen, und Ihr wolltet den König ungestraft lassen, welcher einen römischen Gesandten und Consularen gebunden, gegeißelt und auf die grausamste Art umgebracht hat? Sie ließen keinen römischen Bürger an seiner Freiheit kränken, und Ihr wollt es dulden, daß man ihnen das Leben nehme? Sie haben eine Verletzung des Völkerrechts, welche nur mit Worten an Euren Gesandten begangen war, nicht ungerochen gelassen, und Ihr wollt es nicht rächen, daß ein Gesandter mit allen ersinnlichen Martern getödtet worden? Gereicht es

Ihnen zur Ehre, daß sie Euch den Staat in solchem Andenken hinterlassen haben, o so bedenkt, ob es Euch nicht eine unauslöschliche Schande sein würde, wenn Ihr das, was sie auf Euch geerbt haben, nicht zu erhalten und zu vertheidigen wüßtet!

Aber auch die Wohlfahrt Eurer Bundesgenossen schwebt in der äußersten Gefahr. Der König Ariobarzanes, welchen das römische Volk mit dem Namen seines Alliirten und Freundes verehrt, ist von Thron und Reich vertrieben. Ganz Asien wird von den beiden Königin bedroht, die nicht nur Euch, sondern auch alle Eure Bundesgenossen und Freunde so sehr hassen. Alle Städte in ganz Asien und Griechenland sehen sich durch die Größe der Gefahr genöthigt, Eure Hülfe zu verlangen. Doch erkühnen sie sich nicht, Euch um einen Feldherrn namentlich zu bitten, weil Ihr schon einen andern dahin gesandt habt, und weil sie glauben, daß sie es ohne die größte Gefahr nicht thun können. Sie sehen und erkennen eben so gut, als Ihr selbst, daß nur Ein Mann ist, welcher alle großen Eigenschaften in sich vereinigt, daß sich derselbe jetzt in ihrer Nachbarschaft befindet (daher ihr Verlangen nach ihm um so viel größer ist), und daß seine Annäherung und sein bloßer Name, ob er gleich nur zu einem Seezuge ausgegangen, dennoch vermögend gewesen, die Hitze ihrer Feinde merklich zu dämpfen und zurückzuhalten. Sie bitten Euch daher stillschweigend, weil sie nicht frei sprechen dürfen, daß Ihr doch auch sie, gleich den Bundesgenossen anderer Länder, würdig achten wollt, ihr Leben, Habe und Gut einem solchen Helden zu befehlen, wie sie denn auch glauben, daß sie solches vor Andern desto eher verlangen dürfen, weil wir in ihre ohnedies sehr bedrängte Provinz solche Leute als Feldherren senden, von welchen sie zwar wider auswärtige Feinde beschützt würden, aber deren Einzug in die Städte der Bundesgenos-

sen von einer feindlichen Eroberung gar wenig unterschieden wäre. Von diesem hingegen haben sie längst gehört, und sehen es nun mit ihren Augen, wie groß seine Mäßigung, seine Freundlichkeit und Menschenliebe ist, und daß die Nationen wirklich für die glücklichsten zu preisen sind, welche ihn am längsten bei sich sehen. Wenn daher Eure Voreltern, ohne selbst auf einige Art beleidigt zu sein, bloß für ihre Bundesgenossen, mit dem Antiochus und Philippus, mit den Aetoliern und Carthaginensern Krieg geführt haben, wie viel größer wird dann der Eifer sein müssen, mit welchem Ihr, die Ihr selbst beleidigt seid, die Wohlfahrt Eurer Bundesgenossen sammt der Ehre Eures Reiches zu vertheidigen verbunden seid, insonderheit da es zugleich auf Eure wichtigsten Einkünfte ankommt.

Denn unsere Einkünfte aus anderen Provinzen betragen kaum so viel, daß sie die Kosten ihrer Erhaltung ersetzen; Asien hingegen ist so reich und ergiebig, daß es allen übrigen Ländern an der Fruchtbarkeit seines Bodens, an der Mannigfaltigkeit seiner Früchte, an der Fettigkeit seiner Weide und an der Menge anderer Waaren, welche ausgeführt werden, weit vorgeht. Soll es Euch daher nicht einst theils an den nöthigen Kriegskosten, theils an dem, was Eure Ehre im Frieden erfordert, gebrechen, so müßt Ihr diese Provinz nicht nur vor der Verwüstung, sondern auch vor der Furcht einer Verwüstung schützen. Denn in anderen Fällen bringt die Verwüstung den Schaden erst mit, hingegen bei diesen Pachtungen zieht nicht erst der wirkliche Einbruch des Uebels, sondern schon die Furcht vor demselben den Schaden nach sich. Denn wenn die feindlichen Völker auch nur in der Nähe stehen, gesetzt, daß es zu keinem Einfalle kommt, so verläßt schon der Landmann sein Vieh, der Ackerbau bleibt liegen und die Schifffahrt der Kaufleute wird

gehemmt, da es dann um alle Eure Einkünfte in den Seehäfen, von den Zehnten, ingleichen von der Mast und Weide geschehen ist. Auf solche Art geht oft der Ertrag eines ganzen Jahres, auf Ein flüchtiges Gerücht, verloren. Wie meinet Ihr also, daß denen, welche uns ihre Abgaben zu bezahlen oder auch dieselben zu erheben und einzutreiben haben, jetzt zu Muthe sei, da ihnen zwei Könige mit den zahlreichsten Völkern so nahe stehen? da ihnen eine einzige Streiferei des Geschwaders, in ganz kurzer Zeit, die Kassen vom ganzen Jahre ausleeren und abholen kann? da die Generalpächter ihre vielen Knechte, die sie theils in den Salzwerken, theils auf dem Lande, theils in den Häfen und zur Aufsicht auf den Landstraßen halten, in der größten Gefahr sehen? Wie könnt Ihr hoffen, diese Vortheile künftig zu genießen, wenn Ihr nicht diejenigen, so Euren Vortheil betreiben, schützt, und, wie schon erwähnt worden, nicht nur den Schaden, sondern auch die Furcht vor Schaden vor ihnen abwendet?

Endlich habt Ihr auch das Letzte nicht aus der Acht zu lassen, welches ich oben anführte, als ich von der Art dieses Krieges zu reden anfing, daß er hauptsächlich auch um des Vermögens willen vieler römischen Bürger nöthig wäre, denen Ihr, nach der Weisheit, welche Euch beiwohnt, Eure Aufmerksamkeit nicht versagen könnt. Denn erstlich hat die vornehme und ansehnliche Gesellschaft der Generalpächter all ihr Gut und Vermögen auf dieses Land verwendet, deren Nutzen und Gefahr Ihr allerdings verbunden seid, zu Herzen zu nehmen. Denn da wir diese Pachtungen jederzeit als das Mark des Staates betrachtet haben, so kann die Gesellschaft, welche dieselben übernommen hat, mit Recht die Stütze aller anderen Gesellschaften heißen. Aber noch viele andere fleißige und arbeitsame Leute von anderen Gesellschaften trei-

den theils persönlich ihren Wucher in Asien, und verdienen daher auch abwesend Eure Vorsorge, theils haben sie große Kapitalien für sich oder für die Ihrigen daselbst angelegt. Eure Menschenliebe muß Euch daher billig geneigt machen, eine große Anzahl römischer Bürger vor Schaden zu schützen, so wie Eure Weisheit Euch erinnern kann, daß der Schade des gemeinen Wesens von dem Schaden vieler römischen Bürger unmöglich zu trennen sei. Denn was man geantwortet hat, daß Ihr, nach erhaltenem Siege, den Pächtern die verlorenen Einkünfte wieder erstatten könntet, das ist von keiner Erheblichkeit. Eben dieselben werden sie aus Armuth nicht wieder pachten können, und Andere werden aus Furcht nicht wollen. Sollten wir aber nicht bedenken, was uns eben dieses Asien, und eben dieser Mithridates, zu Anfange des asiatischen Krieges, mit unserem Schaden gelehrt hat? Denn als damals Viele in Asien große Summen verloren hatten, so wissen wir noch wohl, wie hier in Rom der Credit fiel, weil dort keine Zahlung erfolgte. Es ist nämlich nicht möglich, daß viele Personen in Einer Stadt Gut und Habe verlieren können, ohne daß viele Andere zugleich mit in dasselbe Verderben gezogen würden. Rettet also den Staat von dieser Gefahr, und glaubt mir, was Ihr selbst sehet, daß dieser Credit und diese Gelder, welche wir auf dem Markte hier zu Rom im Umlaufe sehen, mit den Geldern dort in Asien auf vielerlei Art verwickelt sind. Jene dort können nicht fallen, ohne diese hier zugleich zu erschüttern und niederzuschlagen. Darum sehet zu, ob Ihr Euch noch weiter bedenken wollt, diesen Krieg mit dem größten Eifer zu betreiben, welcher zur Rettung der Ehre Eures Reiches, der Wohlfahrt Eurer Bundesgenossen, der wichtigsten Einkünfte, des Gutes und Vermögens sehr vieler römischer Bürger und des Credits dieser großen Stadt geführt wird.

Genug von der Art dieses Krieges. Nun will ich kürzlich von seiner Größe reden. Denn man könnte sagen, dieser Krieg sei zwar nothwendig und man müsse ihn fortsetzen, aber so groß sei er nicht, daß man sich davor zu fürchten hätte. Ich werde also vorbauen müssen, daß Ihr eine Sache, welcher Ihr mit allem Fleiß zu begegnen habt, nicht für so gar gering ansehet. Damit nun ein Jeder erkenne, daß ich zuvörderst dem Lucius Lucullus alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, welche man einem tapfern Helden, einem weisen Manne und großen Feldherrn schuldig ist, so wisset, daß Mithridates bei der Ankunft desselben eine große und mit allen Bedürfnissen reichlich versehene und ausgerüstete Armee gehabt, daß die schöne und gegen uns so treugesinnte Stadt Cyzikum damals von dem Könige selbst mit einem gewaltigen Kriegesheere belagert und auf das heftigste bestürmt worden, daß Lucull dieselbe, da sie auf das äußerste gebracht gewesen, mit besonderer Tapferkeit, Eifer und Klugheit entsetzt, daß er die große und wohlbemannte Flotte, welche unter dem Befehle einiger Sertorianischen Generale mit der eifrigsten Eilfertigkeit nach Italien abgegangen war, geschlagen und versenkt, daß er ferner in vielen glücklichen Schlachten große feindliche Haufen gänzlich niedergehauen und unseren Völkern Pontus eröffnet hat, in welches Land die römischen Kriegesheere vorhin nie eindringen können, daß er Sinope und Amisus, wo der König reiche und mit allen Kostbarkeiten angefüllte Paläste hatte, daß er viele andere Städte in Pontus und Cappadocien überrumpelt und genommen, daß er den König aus dem Reiche seiner Vorfahren getrieben und genöthigt hat, bei anderen Königen und Nationen Schutz zu suchen, daß endlich alle diese großen Thaten von ihm ohne die geringste Beschwerde unserer Bundesgenossen und ohne allen Schaden der Pachtungen verrichtet worden. Dieser

Ruhm ist, deucht mir, groß genug, und ich überlasse es Eurem Urtheile, Ihr Römer, ob ein Einziger von denen, welche sich dieser Verordnung widersetzen, den Lucius Lucullus von dieser Stelle auf solche Art erhoben habe.

Desto mehr wird man mich aber nun fragen, wie der dortige Krieg bei so bewandten Umständen noch groß sein könne? Höret also, Ihr Quiritier; denn diese Frage ist nicht ohne Grund.

Erstlich war die Flucht des Mithridates aus seinem Reiche so beschaffen, als ehemals die Flucht der Medea aus eben dem Lande, von welcher man meldet, daß sie an den Orten, wohin ihr Vater sie verfolgen würde, einige Gliedmaßen ihres Bruders hingeworfen, damit ihr Vater theils durch das mühsame Zusammenlesen derselben, theils durch das empfindliche Herzeleid darüber, aufgehalten würde. Fast eben so ließ Mithridates, als er floh, seinen ganzen Schatz an Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten in Pontus zurück, die theils seine Vorfahren gesammelt, theils er selbst im vorigen Kriege durch ganz Asien geraubt und in sein Reich zusammengeführt hatte. Indem die Unsrigen dieses Alles gar zu sorgfältig sammelten, entkam der König selbst ihren Händen. Wie also jener durch seine Betrübniß, so wurden die Unsrigen durch ihre Freude aufgehalten. Der König von Armenien, Tigranes, nahm indessen unseren bestürzten und flüchtigen Feind auf, tröstete ihn in seiner Verzweiflung, richtete ihn auf von seinem Falle und machte ihn gleichsam vom Tode wieder lebendig. Endlich als Lucull mit der Armee in Armenien ankam, ließen sich verschiedene andere Nationen gegen unsern Feldherrn in Harnisch bringen. Denn man hatte diesen Nationen bange gemacht, obgleich das römische Volk niemals daran gedacht hatte, sie zu beleidigen, noch weniger zu überziehen. Dazu kam noch

eine andere große und fürchterliche Vorstellung, wovon die Gemüther dieser Völker ganz eingenommen waren, daß unsere Armee in solche Gegenden käme, einen ihrer reichsten und heiligsten Tempel zu berauben. Auf diese Art wurden viele große Nationen in Schrekken und Furcht gesetzt und wider uns aufgebracht. Die Armee aber, welche unterdessen in des Tigranes Reiche eine Stadt erobert und manch glückliches Treffen gehalten hatte, ward wegen der großen Entfernung dieser Länder bange, und der Soldat sehnte sich wieder nach Hause. Mehr kann ich für jetzt hier nicht sagen. Genug, die Soldaten hatten größere Lust, je eher je lieber umzukehren, als weiter vorzurücken.

Mithridates hatte indessen neuen Muth gefaßt und auch denen eingesprochen, welche sich aus seinem Reiche allmählig zu ihm versammelt hatten; auch erhielt er von vielen Königen und Nationen unerwartete Verstärkungen an Volk. Denn es ist etwas gar Gewöhnliches, wie uns die Geschichte lehrt, daß das Unglück eines Königs ein allgemeines Mitleiden erweckt, absonderlich bei denen, die selbst Könige sind, oder unter Königen leben, weil der königliche Name bei ihnen groß und heilig ist. Mithridates konnte daher nach seinem Falle mehr thun, als er in seinem Wohlstande jemals gewünscht hatte. Denn sobald er in sein Reich zurückgekommen war, begnügte er sich nicht mit diesem unverhofften Glücke, das Land, woraus er entfliehen müssen, nochmals wieder zu sehen, sondern er ging gerade auf Eure tapfere und siegreiche Armee los. Erlaubt mir, Ihr Quiritier, daß ich's hier mache, wie die Dichter, die Eure Geschichte beschreiben, und unsern Verlust stillschweigend übergehe, welcher hier so groß war, daß Lucull solches selber durch keinen Boten aus dem Treffen, sondern durch das gemeine Gerücht erfahren hat. Und mitten in diesem großen Unglück, unmittelbar nach dieser entsetzlichen Schlappe,

ward Lucull, welcher die Sache vielleicht einigermaßen hätte wieder herstellen können, durch Euren Befehl zurückgerufen, weil es Euch gefallen hatte, sein Commando, nach dem Beispiele der Alten, abzukürzen. Er entließ daher einen Theil seiner Soldaten, die ihre Zeit ausgedient hatten; den Rest übergab er dem Glabrio. Ich lasse mit Bedacht Vieles vorbei; aber schließt selber, wie groß dieser Krieg noch werden könne, welcher von zwei mächtigen Königen mit vereinigter Macht geführt, von anderen aufgebrachten Nationen aber erneuert wird, welchem unterschiedliche Völker erst jetzt beitreten und welchen an eurer Seite ein neuer General, nach einer großen Niederlage der alten Armee, übernommen hat.

Ich habe nun weitläufig genug gezeigt, warum dieser Krieg in seiner Art nothwendig und seiner Größe wegen gefährlich sei. Nun ist noch übrig, daß ich von dem Feldherrn rede, welchen Ihr dazu erwählen und dem Ihr eine so wichtige Verrichtung auftragen könnt.

Es wäre zu wünschen, Ihr Quiritier, daß Ihr der tapferen und unsträflichen Männer so viel hättet, daß Euch diese Wahl schwer würde, wen Ihr nämlich zu solchen großen Unternehmungen und zu einem so wichtigen Kriege gebrauchen wollt. Nun aber, da Cnejus Pompejus der Einzige ist, welcher Alle, die entweder jetzt leben, oder von welchen die Geschichte meldet, an Ruhm der Tapferkeit übertroffen hat, so begreife ich nicht, was einen hierbei noch zweifelhaft lassen könne.

Nach meinem Urtheil gehören zu einem großen Feldherrn folgende vier Stücke: Wissenschaft des Krieges, persönliche Tapferkeit, Ansehen und Glück.

Wer hat nun jemals den Krieg besser verstanden, oder wer hat ihn natürlicher Weise besser verstehen müssen, als Pompejus? welcher von der Schule und

aus dem Schoße der Wissenschaften seiner ersten Jugend zur Armee seines Vaters in einen der größten Kriege mit den allergefährlichsten Feinden abgegangen, die Wissenschaft des Krieges zu erlernen; der noch vor seinen Jünglingsjahren unter einem der größten Feldherren gedient und als ein angehender Jüngling eine der größten Armeen geführt hat; der mehr Schlachten gethan, als Jemand Prozesse gehabt, mehr Kriege geführt, als Andere gelesen, mehr Provinzen erobert, als Andere zu verwalten begehrt haben; dessen frühe Jugend die Kriegskunst nicht aus fremden Regeln, sondern unter eigener Anführung, nicht durch Schlappen, sondern durch Siege, nicht in müßigen Feldzügen, sondern unter Triumphen erlernt hat. Man nenne mir Eine Art des Krieges, worin ihn das Glück der Republik ungeübt gelassen hätte. Bürgerliche Kriege, Kriege in Afrika, Kriege jenseits der Alpen und in Hispanien, wo er halb mit Römern, halb mit den streitbarsten Nationen zu fechten gehabt, Sklavenkriege, Seekriege, so mannigfaltige und sehr unterschiedene Kriege und Feinde, die dieser einzige Mann nicht nur geführt, sondern auch glücklich ausgeführt hat, geben offenbar zu erkennen, daß Alles, was in der ganzen Kriegskunst nur irgend vorkommen könne, ihm nothwendig vollkommen bekannt sein müsse.

Wo werde ich aber Worte finden, die Tapferkeit des Cnejus Pompejus gebührend zu beschreiben? Was kann der größte Redner sagen, das den Verdiensten dieses Helden gemäß, das Euch neu oder Jemand unerhört wäre? Denn das sind nicht allein Heldentugenden, welche insgemein dafür angegeben werden, Eifer in dem Dienste des Staats, Herzhaftigkeit in der Gefahr, Behutsamkeit in den Unternehmungen, Geschwindigkeit in der Ausführung, Entschlossenheit in allen Fällen, obgleich diese insgesammt

bei ihm in solcher Vollkommenheit angetroffen werden, als bei keinem andern Feldherrn, welchen wir gekannt haben, oder von welchem wir in den Geschichten lesen. Italien kann Zeuge sein, welches, nach dem Geständnisse des berühmten Siegers Lucius Sulla, durch des Pompejus Tapferkeit und Beistand befreit worden; Sicilien kann Zeuge sein, welches er ohne einen fürchterlichen Angriff, bloß durch eine geschwinde Entschließung, von der Gefahr, die es von allen Seiten umgab, errettet hat; Afrika kann Zeuge sein, welches die Feinde mit großen Heeren überschwemmt, aber auch mit Strömen ihres Blutes benetzt haben; Gallien kann Zeuge sein, durch welches unsere Legionen sich vermittelst einer grausamen Niederlage seiner Einwohner den Weg gebahnt haben; Hispanien kann Zeuge sein, welches so oft gesehen hat, wie er große Haufen der Feinde geschlagen und erlegt hat; Italien kann aber- und abermal Zeuge sein, welches in der Noth des abscheulichen und gefährlichen Sklavenkrieges unsern Feldherrn zu Hülfe rief, da denn dieser Krieg auf die Erwartung des Pompejus sogleich nachließ, durch seine Ankunft aber völlig geendigt und gleichsam begraben wurde; ja alle Küsten und Gestade, alle fremden Völker und Nationen, alle großen Seen, alle einzelnen Buchten und Häfen sind Zeugen der Tapferkeit des Cnejus Pompejus. Denn wo ist an dem ganzen Meere ein Platz so fest und so wohl verwahrt, daß er in diesen Jahren sicher gewesen, oder so versteckt, daß er verborgen geblieben wäre. Wer durfte zur See reisen, ohne sich in augenscheinliche Gefahr des Todes oder der Knechtschaft zu wagen, nachdem entweder der Sturm oder die Räuber auf der See herrschten. Wer hätte gedacht, daß dieser große, schimpfliche, so weit ausgebreitete und vertheilte Krieg von allen unseren Generalen in Einem Jahre, oder in allen Jahren von Einem

Generale vollendet werden können. Nennet mir eine einzige Eurer Provinzen, welche die Seeräuber nicht beunruhigt. Wo habt Ihr Eure Einkünfte sicher einerndten können? Welchem Bundesgenossen vermochtet Ihr beizustehen? Welchen habt Ihr mit Euren Flotten beschützt? Wie viele Inseln standen nicht leer von Einwohnern? Wie viele Städte Eurer Bundesgenossen waren nicht theils aus Furcht verlassen, theils von den Seeräubern erobert.

Doch warum erwähne ich solcher entfernter Begebenheiten? Dieser Vorzug, dieser alte Ruhm des römischen Volkes war damals ganz vorbei, daß es fern von seiner Hauptstadt Krieg führen und durch seine Flotten und Armeen, als durch so viele Vormauern des Reiches, nicht seine eigenen Wohnungen, sondern das Eigenthum seiner Bundesgenossen vertheidigen könnte. Darf ich anführen, daß Euren Bundesgenossen diese Jahre hindurch die See verschlossen gewesen, da unsere eigenen Armeen nicht anders, als im härtesten Winter übersetzen können? Darf ich's beklagen, daß man Leute von fremden Nationen, welche hierher reisen wollten, gefangen genommen, da wir uns genöthigt gesehen, unsere eigenen Gesandten loszukaufen? Darf ich sagen, daß die See damals für die Kaufleute unsicher gewesen, da sogar zwei Prätoren, sammt den Zeichen ihrer obrigkeitlichen Gewalt, in die Hände der Räuber gekommen? daß die berühmten Städte Cnidus, Colophon und Samos, daß unzählige andere mehr erobert worden, da, wie Ihr wißt, Eure eigenen Häfen, ja die Häfen, aus welchen Ihr Leben und Athem herholet, in der Gewalt dieser Räuber gewesen? Oder habt Ihr's schon vergessen, daß der volk- und schiffreiche Hafen zu Cajeta, vor dem Angesichte eines römischen Prätors, von den Räubern ausgeleert worden? daß die Kinder des Generals, welcher kurz vor-

her gegen die Räuber in der See gewesen war, von Misenum weggeführt worden? Denn des Unglücks, oder vielmehr des Schimpfes und der Schande, die unserer Seemacht in Ostia zugefügt worden, scheue ich mich beinahe zu erwähnen, da unsere Flotte, welche unter dem Befehle eines römischen Consuls stand, so zu reden vor Euren Augen von den Räubern überfallen und vernichtet worden. Unsterbliche Götter! ist's möglich, daß die unglaubliche, und ich mag wohl sagen, die göttliche Tapferkeit eines einzigen Menschen dem Staate in so kurzer Zeit ein solches Heil verschaffen können? daß Ihr, die Ihr noch neulich vor der Mündung der Tyber eine feindliche Flotte liegen sahet, jetzt bis zur Mündung des Weltmeers von keinem Schiffe dieser Räuber mehr hört?

Mit welcher Geschwindigkeit aber diese Unternehmung ausgeführt worden ist, davon seid Ihr zwar alle selbst Zeugen, aber ich darf es doch hier nicht unberührt lassen.

Wer hat jemals in einem Privatgeschäfte, oder wenn ihn die Begierde beflügelte, in so kurzer Zeit so viel Oerter besuchen und so lange Reisen mit solcher Geschwindigkeit vollenden können, als unsere Flotte unter der Anführung des Cnejus Pompejus den Krieg in alle Gegenden der Welt gebracht hat. Er segelte nach Sicilien, ehe noch die Jahreszeit anderen Schiffern die See eröffnete, ging darauf weiter nach Africa, kam mit der Flotte nach Sardinien zurück und versah diese drei Kornländer unseres Reiches mit starken Besatzungen und Schiffen. Von hieraus besetzte er auch beide Hispanien und das diesseitige Gallien mit Mannschaft und Schiffen, schickte dergleichen nach den Küsten von Illyrien, Achaja und ganz Griechenland, kam darauf nach Italien zurück und vertheilte starke Flotten und zahlreiche Kriegsvölker an allen Küsten beider italienischen Meere, worauf er selbst von Brun-

dusium auslief, ganz Cilicien eroberte und solches dem Reiche beifügte. Alle Räuber an allen Orten und Enden nahm er gefangen oder tödtete sie, oder sie mußten sich seiner Gewalt und Herrschaft unterwerfen. Die Creter schickten ihm Abgeordnete, die um Gnade bitten sollten, bis nach Pamphilien entgegen, welchen er einige Hoffnung machte, ihre Unterwerfung anzunehmen, und sich indessen Geißel stellen ließ. Auf solche Art ist dieser so große, langwierige und weit ausgebreitete Krieg, welcher alle Völker und Nationen viele Jahre gedrückt hatte, im Winter zugerüstet, mit dem Eintritte des Frühlings angefangen und mitten im Sommer glücklich geendigt worden.

Das ist Eine von den großen und unvergleichlichen Tugenden eines Feldherrn; aber wie groß und zahlreich sind nun auch die andern, welche ich vorhin erwähnt habe. Denn die Tapferkeit im Streite ist wahrhaftig nicht die einzige, welche ein großer und vollkommener General besitzen muß: es giebt noch viele andere vortreffliche Eigenschaften, welche gleichsam Dienerinnen und Gefährtinnen derselben sind.

Zum Ersten, wie groß sollte nicht die Unschuld der Feldherren sein? wie groß ihre Enthaltung in allen Sachen! wie groß ihre Treue und Redlichkeit! wie groß ihre Gefälligkeit! wie groß ihre Beredsamkeit! wie groß endlich ihre Menschenliebe! Lasset mich mit wenigen Worten zeigen, wie reich Pompejus an allen diesen Tugenden sei. Denn es ist gewiß, daß er sie alle vollkommen besitzt, wie Ihr durch eine Vergleichung mit anderen Generalen noch besser erkennen werdet, als wenn Ihr ihn allein betrachtet.

Was für Hochachtung kann ein Feldherr verlangen, bei dessen Armee die Offizierstellen feil sind und wirklich verkauft werden? Was kann sich ein Anderer zum Besten des Vaterlandes Großes und Rühm-

liches vorgesetzt haben, welcher die Gelder, die er zum Behuf des Krieges aus dem öffentlichen Schatze erhalten hat, entweder unter seine Collegen vertheilt, damit er die begehrte Provinz erhalte, oder aus Geiz in Rom auf Wucher zurückläßt? Euer Murmeln läßt mich glauben, Ihr Quiritier, daß Ihr die Leute kennt, welche dergleichen gethan haben. Ich meines Theils nenne Keinen. Wer daher auf mich zürnen wollte, der würde sich dadurch selbst verrathen. Wer weiß aber nicht, wie viel Elend dieser Geiz der Feldherren allenthalben anrichtet, wo unsere Armeen hinkommen? Gedenkt einmal an die Märsche, welche unsere Generale vor etlichen Jahren hier in Italien durch die Felder und durch einige unserer Städte gethan haben, so werdet Ihr Euch ungefähr vorstellen können, wie es bei den auswärtigen Völkern hergehe. Was meinet Ihr? Ob Eure Soldaten diese Jahre her in ihren Feldzügen mehr feindliche Städte, oder in den Winterquartieren mehr Städte der Bundesgenossen verwüstet haben? Denn der General kann seine Armee nimmer zurück halten, der sich selbst nicht im Zaume hält; und wer selbst keinen strengen Richter vertragen kann, der kann nimmer andere mit Strenge richten. Wundert man sich nun noch, woher dieser Mann über andere seiner Art so weit erhaben ist, da seine so große Armee bei ihrem Einmarsche in Asien nicht nur mit ihren Händen keinem friedsamen Menschen das Geringste genommen, sondern auch den Früchten der Felder mit keinem Schritte zu nahe gekommen ist? Wie sich der Soldat jetzt in den Winterquartieren verhaltet, davon laufen täglich mündlich und schriftlich die besten Nachrichten ein. Niemand wird gezwungen, sich der Soldaten wegen Unkosten zu machen, ja es ist sogar verboten, solches zu thun; wie denn auch unsere Alten in den Wohnungen unserer Bundesgenossen

bloß eine Zuflucht für den Winter, nicht aber des Geizes gesucht haben.

Nun erwäget auch, wie groß die Enthaltung desselben in allen anderen Sachen sei. Woher mag die ungemeine und beinahe unglaubliche Geschwindigkeit kommen, welche wir vorhin bewundert haben? Seine Ruderknechte sind doch nicht stärker als andere. Sollten wohl seine Steuerleute gewisse Geheimnisse der Steuerkunst besitzen? Ich glaube eben so wenig, als er neue Winde zu seinen Diensten hat, die ihn so schnell in die entlegensten Länder führen. — Aber er läßt sich durch solche Sachen nicht aufhalten, die andere aufzuhalten pflegen. Kein Geiz unterbricht seinen vorgesetzten Lauf und leitet ihn auf Abwege, wo etwa eine Beute zu erhaschen wäre; keine unordentliche Begierde verleitet ihr zur Wollust, keine schöne Gegend zu unzeitigen Vergnügungen; keine berühmte Stadt reizt seine Neugier, ja nicht einmal die Arbeit kann ihn zum Genusse der Ruhe bewegen. Bildsäulen, Gemälde und andere kostbare Zierrathe der griechischen Städte, die Andere so gern in Besitz nehmen, verlangt er lieber gar nicht zu sehen. Das sind die Ursachen, warum alle Einwohner der dortigen Länder unsern Cnejus Pompejus nicht als einen General aus dieser Stadt, sondern als einen Gott vom Himmel ansehen. Nun fangen sie allmälig an zu glauben, daß das alte Rom ehedem Männer von solcher Enthaltung gehabt habe, welches den fremden Nationen bisher unglaublich und ganz fabelhaft geschienen; nun leuchtet der Ruhm unserer Regierung diesen Völkern in die Augen, nun erkennen sie, daß unsere Vorfahren Recht gehabt, wenn sie damals, da diese Enthaltsamkeit der Charakter aller unserer Statthalter war, die römische Dienstbarkeit der Herrschaft über andere Völker vorgezogen haben. Man rühmt ferner, daß alle Menschen einen so leichten Zutritt zu ihm finden,

daß ihm Jedermann seine Klagen ganz freimüthig vortragen kann, und daß er sich bei den großen Vorzügen, welche ihn über die Fürsten selbst erheben, dennoch bis zu den Niedrigsten herunterlasse. Wie groß seine Weisheit im Rathen, wie stark und reich seine Beredsamkeit sei, welche der Größe eines Feldherrn allerdings einen ansehnlichen Zusatz giebt, davon habt Ihr selber an dieser Stelle Proben genug gesehen. Und wie groß muß nicht das Vertrauen unserer Bundesgenossen zu seiner Treue und Redlichkeit sein, da sie von allen Feinden und von allen Arten von Feinden als unverbrüchlich anerkannt worden.

Was seine Menschenliebe betrifft, so getraue ich mich nicht zu sagen, ob die Feinde selbst seine Tapferkeit im Treffen mehr gefürchtet, oder seine Sanftmuth nach dem Siege mehr geliebt haben. Wer wollte denn noch zweifeln, ob man wohl thäte, wenn man ihm diesen wichtigen Krieg auftrüge, ihm, sage ich, welcher durch ein göttliche Vorsehung dazu geboren zu sein scheint, alle Kriege, die wir entstehen sehen, glücklich zu endigen.

Es ist bekannt, wie viel zur Führung eines Krieges und bei dem Kommando im Felde auf das Ansehen des Generals ankommt; aber nicht weniger bekannt ist, daß der, von welchem wir reden, auch in diesem Stücke groß ist. Wer weiß nicht, wie viel das Urtheil des Feindes, wie viel die Meinung der Bundesgenossen von Euren Feldherren zur Führung des Krieges beiträgt. Denn die Menschen werden auch in solchen wichtigen Dingen mehr durch den Ruf und die Meinung, als durch sichere Ursachen zur Verachtung oder zur Furcht, zum Hasse oder zur Liebe gelenkt. Wessen Name ist aber jemals auf Erden berühmter gewesen? Wessen Thaten darf man mit seinen vergleichen? Wem habt Ihr größere und rühmlichere Beweise Eures Vertrauens gegeben, wodurch

eben sein Ansehen so hoch gestiegen ist? Meint Ihr, daß irgendwo in der ganzen Welt ein so wüstes Land sei, wo der große Tag nicht bekannt worden, da das ganze römische Volk, in voller Versammlung auf dem Markte, und in allen Tempeln, wo man diesen Platz übersehen kann, den Pompejus zum Feldherrn des großen Krieges aller Nationen namentlich begehrt hat? Doch damit ich Euch kürzlich zeige, ohne mich erst auf andere Beispiele zu berufen, wie groß des Pompejus Ansehen im Kriege sei, so erwäget nur, was für Beispiele rühmlicher Thaten er veranlaßt hat, wie an eben dem Tage, da er zum General in dem bekannten Seekriege ernannt war, der Name und die Hoffnung auf Einen einzigen Mann, ungeachtet des großen Mangels und der greulichen Theuerung, die Lebensmittel auf einmol so herunter brachte, als die reichste Ernte und ein langer Friede schwerlich hätten thun können. Noch mehr. Als nach der unglücklichen Schlacht in Pontus, von welcher ich vorhin etwas erwähnen mußte, unsere Bundesgenossen in äußerster Furcht waren; als die Macht und der Muth der Feinde wuchs und die Provinz sich in schlechtem Vertheidigungsstande befand, so hättet ihr vermuthlich ganz Asien verloren, Ihr Quiritier, wenn nicht die Göttin des Glücks, die über das römische Reich wacht, den Pompejus eben zu rechter Zeit in dieselben Gegenden geführt hätte. Seine Ankunft hielt nicht nur den Mithridates zurück, ungeachtet er von dem ungeachtet er von dem ungewohnten Siege noch mehr erhitzt war, sondern sie bewog auch den Tigranes mit seiner zahlreichen Armee Halt zu machen, womit er Asien bedrohte. Muß nicht ein Jeder hieraus schließen, was künftig die Tapferkeit des Pompejus thun werde, da sein Ansehen schon so mächtig gewesen? und wie leicht es ihm sein werde, unsere Bundesgenossen mit der Armee, die er führt, zu beschützen, da

er ihnen schon durch seinen Namen und durch das bloße Gerücht von seiner Annäherung Sicherheit verschafft hat? Doch weiter! Ist nicht auch dieses ein deutlicher Beweis seines großen Ansehens bei den Feinden des römischen Volkes, daß sich diese in den entlegensten Ländern vom Morgen und vom Abend in so kurzer Zeit alle an ihn allein ergeben haben? daß die cretische Gesandtschaft, ob sich gleich ein römischer General mit einer Armee auf ihrer Insel befand, dennoch zu dem Pompejus in die entferntesten Länder gekommen und ihm die Unterwerfung aller cretischen Nationen angetragen hat? Ferner: daß dieser Mithridates, von welchem wir reden, einen Gesandten sogar nach Hispanien zum Cnejus Pompejus abgeordnet? wie denn derselbe von dem Pompejus beständig für einen Abgeordneten erkannt worden, ob ihn gleich Andere, denen es mißfiel, daß solcher eben an ihn geschickt war, lieber für einen Kundschafter, als Abgeordneten halten wollten. Da dieses Ansehen nachher durch die vortrefflichen Thaten und durch die größten Beweise Eures auf ihn gesetzten Vertrauens immer zugenommen hat, so könnt Ihr sicher schließen, daß solches bei den dortigen Königen und bei allen fremden Nationen überaus wichtig sein werde.

Es ist noch übrig, daß ich mit ganz Wenigem und mit derjenigen Furcht, welche ein Mensch der Macht der Götter schuldig ist, von dem Glücke rede, welches sich zwar Keiner selbst geben kann, dessen wir uns aber doch an einem Andern erinnern und es rühmen dürfen. Denn ich zweifle gar nicht, daß dem Maximus, dem Marcellus, Scipio, Marius und anderen großen Feldherren eben so wohl ihres Glückes, als ihrer Tapferkeit wegen öfter als Anderen Kriege aufgetragen und Armeen anvertrauet worden. Wenigstens ist es eine ausgemachte Sache, daß die göttliche Vorsehung einigen vortrefflichen Männern, die sie vor

anderen groß und berühmt machen will, zur Beförderung außerordentlicher Thaten ein vorzügliches Glück zugegeben hat. Was aber den Feldherrn betrifft, von welchem wir jetzt reden, so bin ich nicht so vermessen, zu sagen, daß er das Glück schlechterdings in seiner Gewalt habe, sondern ich zeige nur an, daß wir uns seiner vorigen Thaten mit Vergnügen erinnern, und künftig noch mehr von ihm hoffen. Auf diese Art wird meine Rede den Göttern nicht zuwider, aber auch keiner Undankbarkeit gegen sie schuldig sein. Ich rühme daher jetzt nicht, welche große Thaten er zu Hause und im Felde, zu Wasser und zu Lande verrichtet, und wie groß sein Glück allenthalben gewesen sei, wie seine Mitbürger, unsere Bundesgenossen und selbst die Feinde seinen Wünschen beigetreten, gehorcht und zuvorgekommen sind, sondern daß sogar Wind und Meer sich nach seinem Verlangen bequemt haben. Nur noch ein Wort. Kein Mensch ist je so unbescheiden gewesen, daß er die unsterblichen Götter um solche große Gnadenbezeugung auch nur heimlich gebeten hätte, als die unsterblichen Götter dem Cnejus Pompejus aus eigener Bewegung haben widerfahren lassen. Ihr aber werdet um der gemeinen Wohlfahrt Eures Reiches und um dieses vortrefflichen Mannes selbst willen, mit mir wünschen, Quiritier, wie Ihr denn thut, daß diese Glückseligkeit ihm stets anhängen, und nimmer von ihm weichen möge. Laßt uns nunmehr schließen: da dieser Krieg so nothwendig ist, daß Ihr ihn unmöglich aussetzen könnt, und so groß, daß er mit der größten Geschicklichkeit geführt werden muß; da Ihr ferner im Stande seid, einen vortrefflich erfahrenen, tapferen, angesehenen und glücklichen General dazu zu ernennen, so bedenket Ihr Euch noch, Quiritier, ob Ihr diese große Gnade, die Euch die Götter darbieten und schenken, zur Erhaltung und Erhöhung Eures Staates anwenden wollt?

Wäre gleich Pompejus jetzt zu Rom, und ohne Amt und Commando, so müßtet Ihr ihn doch zu diesem Kriege erwählen und absenden. Nun aber, da zu so vielen anderen Vortheilen auch noch diese Bequemlichkeit kommt, daß er sich eben jetzt in denselben Gegenden befindet, daß er eine Armee hat und von anderen Generalen leicht noch mehr Völker an sich ziehen kann: worauf warten wir denn? oder warum tragen wir nicht in Gottes Namen auch diesen Krieg gegen die beiden Könige Demjenigen auf, welchen wir zum größten Heile des Reiches schon so manchen andern aufgetragen haben? Doch einer unserer vornehmsten Männer und größten Patrioten, Quintus Catulus, welchen Ihr selbst auf die höchsten Stufen der Ehre erhoben habt, ingleichen Quintus Hortensius, welcher durch Stand, Würden, Verdienste und Beredsamkeit nicht weniger ansehnlich ist, sind dieser Meinung zuwider; und doch muß ich bekennen, daß ihr Rath in vielen Fällen bei Euch gegolten habe und noch ferner zu gelten verdiene. Es ist zwar gut, daß Ihr die gegenseitige Meinung vornehmer und verdienter Männer von dieser Sache anhört; aber in der That können wir hier alle Meinungen füglich an die Seite setzen, und die Sache, wie sie an sich ist, selbst gründlich untersuchen, welches desto leichter sein wird, weil diese ansehnlichen Männer alles von mir Angeführte zugestehen, daß nämlich dieser Krieg nothwendig und groß sei, und daß Pompejus alle dazu nöthigen Eigenschaften reichlich besitze. Was hat denn also Hortensius einzuwenden? Wenn ein Mann Alles haben soll, so ist freilich Pompejus der Würdigste von allen; aber das ist eben nicht gut, daß Einem Alles gegeben werde. Schwacher Einwurf, welcher längst nicht sowohl durch Worte, als durch die That widerlegt ist. Denn warst Du es nicht, Hortensius welcher damals im Senate mit aller der Beredtsam-

keit, welche Dir eigen ist, und mit allem nur möglichen Nachdruck und Feuer wider den braven Aulus Gabinius redete, als derselbe seinen Vorschlag bekannt gemacht hatte, daß man wider die Seeräuber einen einzigen General-Admiral bestellen sollte? Und hast Du nicht nachher auch an dieser Stelle gegen solche Verordnung weitläufig gestritten? Gesetzt nun, das römische Volk hätte damals Dein Gutachten mehr gelten lassen, als die allgemeine Wohlfahrt und die gute Sache, wo wäre jetzt, ich bitte Dich, der herrliche Ruhm und die Herrschaft der Welt, die wir Gott Lob! so glücklich behauptet haben? Denn sprich, konntest du damals das römische Volk für einen herrschenden Staat erkennen, als die Abgesandten, die Prätoren und Quästoren desselben gefangen genommen wurden? da weder obrigkeitliche Personen, noch andere Leute, aus einer einzigen Provinz sicher hierher reisen konnten? da uns alle Seen dermaßen gesperrt waren, daß kein Mensch weder an seine eigenen, noch an die öffentlichen Angelegenheiten jenseit des Meeres gedenken durfte? Wo findet man in den vorigen Zeiten eine Stadt — ich rede nicht von Athen, welches eine ziemliche Seemacht gehabt haben soll; auch nicht von Karthago, dessen mächtige Flotten und Schifffahrt Keinem unbekannt sind; auch nicht von den Rhodiern, welche den alten Ruhm ihres Seewesens noch diesen Tag behaupten — sondern ich frage: wo ist jemals eine Stadt so gering oder eine Insel so klein gewesen, die nicht ihre Häfen und Felder, die nicht einen Theil ihres Gebietes und der Seeküste zu vertheidigen vermocht hätte? Dagegen hatte das römische Volk, dessen Name bis auf unsere Zeiten in allen Seekriegen unüberwindlich geblieben war, vor der Verordnung des Gabinius, etliche Jahre nach einander nicht nur einen großen Theil seiner Einkünfte, sondern auch seine Ehre und Herrschaft verloren.

Wir, deren Vorfahren die Könige Antiochus und Perses zur See überwunden, und die Carthagenienser, die alleetapfersten und geübtesten Seeleute, in allen Seetreffen geschlagen hatten, wir, sage ich, waren nirgends im Stande, uns mit den Seeräubern zu messen. Sonst waren wir nicht nur in Italien vollkommen gesichert, sondern wir vermochten auch unsere Bundesgenossen, bis an die äußersten Küsten, bloß durch das Ansehen unseres Reiches zu schützen; wie denn die Insel Delos, die so weit von uns mitten im Aegeischen Meere liegt, wo alle möglichen Waaren und Güter zusammen fließen, die mit Reichthümern ganz angefüllt ist, ihrer Kleinigkeit ungeachtet, und ob sie wohl ohne Mauern war, dennoch nichts Böses befürchtete; jetzt hatten wir nicht nur unsere Provinzen, die Küsten von Italien und unsere eigenen Häfen verloren, sondern wir konnten auch nicht einmal die Appische Straße mehr ohne Gefahr bereisen; und doch schämten sich Eure Obrigkeiten damals nicht, diese Stelle zu besteigen, welche von Euren Vorfahren mit dem Raube feindlicher Schiffe und Flotten ausgeschmückt worden. Das römische Volk glaubte zwar gern, Hortensius, daß Du und Andere, die Dir beistimmten, dabei keine böse Absicht hättest; indessen wollte es doch in einer Sache, worauf die allgemeine Sicherheit so sehr ankam, lieber seiner gerechten Empfindlichkeit, als Eurem Rathe folgen. Und nun sehen wir uns durch eine einzige Verordnung, durch einen Mann und in einem Jahre nicht nur von aller der Noth und Schande befreiet, sondern auch in dem Besitz unserer Herrschaft über alle Völker und Nationen, zu Wasser und zu Lande, wieder eingesetzt. Desto härter kommt mir die Ungerechtigkeit vor, welche man bisher dem Gabinius oder dem Pompejus, oder, welches wohl am richtigsten ist, beiden zugleich dadurch erwiesen hat, daß man den Gabinius durchaus nicht

zum Unterfeldherrn machen will, obgleich Pompejus solches oft verlangt und darum gebeten hat. Wie? Ist ein General, der sich einen Unterfeldherrn zu einem so großen Kriege ausbittet, nicht werth, solchen zu erhalten, da sich Andere, die nur ausgezogen sind, die Bundesgenossen auszusaugen und die Provinzen zu plündern, ihre Unterfeldherren nach eigenem Gefallen gewählt haben? Ist es billig, daß Derjenige, welcher durch seine Verordnung dem römischen Volke und allen Nationen ihre Gerechtsame wieder verschafft hat, ganz und gar keinen Theil an dem Ruhme des Feldherrn nehme, welcher nach seinem Rathe und auf seine Gefahr ernannt worden? Haben Cajus Falcidius, Quintus Metellus, Quintus Cälius Latiniensis, Cnejus Lentulus, die ich alle mit vieler Hochachtung nenne, im folgenden Jahre Unterfeldherren werden können, ob sie gleich das Jahr vorher Tribunen der Gemeine gewesen waren: warum ist man denn bei dem Gabinius allein so strenge, da er doch bei diesem Kriege, welcher nach Maßgabe der Gabinischen Verordnung geführt wird, ingleichen bei diesem Feldherrn und bei dieser Armee, welche durch ihn bestellt worden, noch viel eher einiges Unrecht genießen sollte? Doch ich hoffe, daß die Consuln seine Erwählung dem Senate noch vortragen werden. Sollten sie sich darauf bedenken oder Schwierigkeiten machen, so erkläre ich hiermit öffentlich, daß ich es thun will. Kein feindseliges Verbot irgend eines Menschen soll mich abhalten, Ihr Quiritier, das Recht und die Ehre, die Ihr mir verliehen habt, im Vertrauen auf Euch zu behaupten. Ich werde nichts anhören, ausgenommen die Protestation Eurer Tribunen; wiewohl ich hoffe, daß die, welche damit drohen, sich wohl bedenken werden, ehe sie damit hervorkommen. Ich selbst werde meine Stimme dahin geben, Ihr Quiritier, daß Aulus Gabinius, der Urheber die-

ses Seekrieges und aller vortrefflichen Thaten in demselben, dem Cnejus Pompejus zugegeben werde, weil kein Anderer als er dem Pompejus, vermittelst Eurer Beistimmung, den Krieg aufgetragen, dieser aber denselben auf Euer Geheiß übernommen und glücklich ausgeführt hat.

Es ist noch übrig, daß ich auch etwas von dem Gutachten und der Meinung des Quintus Catulus sage, welcher Euch die Frage vorlegte, wenn Ihr jetzt Euer ganzes Vertrauen auf den einzigen Pompejus gesetzt hättet, auf wen Ihr Euch denn verlassen wolltet, wenn demselben etwas Menschliches widerführe? Aber er hatte Ursache, sich seiner Würdigkeit und Verdienste zu erfreuen, als Ihr ihm Alle, wie mit einer Stimme zur Antwort gabt: daß Ihr alsdann Eure Hoffnung auf ihn stellen würdet. Denn er ist in der That ein solcher Mann, für welchen keine Sache zu wichtig und zu schwer ist, welcher er nicht mit Klugheit vorstehen, sie mit Redlichkeit verwalten und mit Tapferkeit ausführen könnte. Aber in diesem Punkte bin ich ganz und gar nicht einig mit ihm, weil der Staat das Leben und die Tapferkeit dieses großen Mannes, so lange die unsterblichen Götter ihn uns gönnen, allerdings nützlich gebrauchen soll, und zwar um so viel mehr, da das menschliche Leben so gar ungewiß und kurz ist. Aber man sollte doch nichts Neues einführen wider die Beispiele und Gewohnheiten der Vorfahren. Ich will jetzt nicht antworten, daß unsere Vorfahren jederzeit im Frieden das Herkommen, im Kriege aber den Nutzen gelten lassen; daß sie bei neuen Vorfällen allemal auch neue und ungewöhnliche Entschließungen genommen; ich will nicht anführen, daß ein Feldherr unsere beiden größten Kriege, den Punischen und Hispanischen, zu Ende gebracht habe, und daß die zwei mächtigen Städte Carthago und Numantia, welche unserem Reiche so gefährlich

waren, beide von Scipio zerstört worden; auch will ich nicht erwähnen, daß noch kürzlich Ihr und Eure Väter alle Hoffnung des ganzen Reiches auf den Cajus Marius gesetzt hattet, dergestalt, daß derselbe gegen den Jugurtha, gegen die Cimbern und gegen die Teutonen gebraucht wurde. Erinnert Euch nur mit mir, wie viel Neues dem Pompejus selber zugestanden worden, bei welchem Quintus Catulus jetzt keine Neuerung gestatten will, und zwar mit vollkommener Einwilligung des Catulus. Was ist so neu und unerhört, als daß ein junger Mann, ohne obrigkeitliches Amt, in der allgemeinen Noth, eine Armee aufrichtet? Doch hat er sie aufgerichtet. Daß er dieselbe anführt? Doch hat er sie angeführt. Daß er als General die glücklichsten Thaten thut? Doch hat er sie gethan. Was streitet so sehr wider alles Herkommen, als daß ein ganz junger Mann, der von der Stufe des senatorischen Alters noch weit entfernt ist, ein Kommando und eine Armee erhält? daß man ihm Sicilien und Afrika und den ganzen Krieg in diesen Ländern überläßt? Wie er sich denn daselbst allenthalben, mit besonderer Unsträflichkeit, Weisheit und Tapferkeit betragen, den gefährlichsten Krieg in Afrika rühmlich geendigt und seine Armee siegreich zurückgebracht hat. Was ist weiter so unerhört, als daß ein römischer Ritter triumphirt? Gleichwohl hat das römische Volk einem so ungewöhnlichen Triumphe nicht nur zugesehen, sondern ihn auch durch seinen Eifer für höchst sehenswürdig erklärt. Was ist so ungewöhnlich, als daß in einem Jahre, da die Republik zwei tapfere Consuln hat, ein römischer Ritter mit consularischer Gewalt zu einem großen und gefährlichen Kriege abgeordnet wird? Und doch hat man ihn abgeordnet. Als zu derselben Zeit Einer im Senate aufstand und sagte: Es gebühre sich nicht, Einem, der kein obrigkeitliches Amt bekleide, die Ge-

walt eines Consuls beizulegen, gab Lucius Philippus zur Antwort: Durch seine Stimme erhalte er auch nicht die Gewalt Eines Consuls, sondern Zweier Consuln. So groß war das Vertrauen einer guten Verwaltung des Krieges, das man auf diesen Jüngling setzte, daß er allein für tüchtig gehalten wurde, die Stelle zweier Consuln zu vertreten. Was ist so außerordentlich, als daß ihm durch einen Schluß des Senats die Freiheit ertheilt worden, eher Consul zu werden, als er, vermöge der Gesetze, ein anderes obrigkeitliches Amt hätte suchen dürfen? Ja was ist so unglaublich, als daß er abermals triumphirt, und zwar kraft eines Rathschlusses, da er noch römischer Ritter gewesen? Kurz, der Neuerungen, die Anderen zu gefallen beliebt worden, sind in unserer ganzen Geschichte nicht so viel, als derer, die man um des einzigen Pompeji willen gemacht hat; und doch hat man alle diese Beispiele an einem einzigen Manne, die so wichtig und außerordentlich sind, insgesammt von dem Qu. Catulus und von der Beistimmung anderer großen Männer von gleicher Würde und Ansehen herzuleiten. Sie mögen daher selbst urtheilen, ob es nicht sehr unbillig und herrisch sei, daß sie Euer Urtheil und die Entschließung des römischen Volkes in Ansehung dieses Mannes tadeln, da Ihr doch ihren Schlüssen zur Erhebung des Cnejus Pompejus allemal beigetreten seid, besonders jetzt, wo das römische Volk berechtigt ist, seine Entschließung dieses Mannes wegen gegen alle Widriggesinnte zu behaupten, weil Ihr ihn, des Geschreies der Gegner ungeachtet, unter Allen zum einzigen Befehlshaber des Krieges gegen die Seeräuber erwählt habt. Habt Ihr daran unbedachtsam gehandelt und der gemeinen Wohlfahrt zuwider, so ist's nicht unrecht, daß jene Euren Eifer durch ihre Klugheit einzuschränken suchen. Habt Ihr aber damals das Beste des Staates tiefer

eingesehen, habt Ihr, ihres Widerstandes ungeachtet, dem römischen Reiche seine Hoheit und dem Erdkreise Ruhe und Sicherheit durch Euch selbst wiedergegeben: so sollten diese Häupter der Stadt billig bekennen, daß für sie und Andere nichts besser sei, als sich dem Gutachten des gesammten römischen Volkes zu unterwerfen.

In diesem asiatischen Kriege wider die beiden Könige kommt es wahrhaftig nicht bloß auf die kriegerische Tapferkeit an, worin doch Pompejus schwerlich seines Gleichen hat: es werden noch viele andere große Eigenschaften der Seele erfordert. Es ist schwer, daß sich ein römischer General in Asien, Cilicien, Syrien und anderen Reichen der mittelländischen Völker also verhalte, daß er lediglich an den Feind und an seinen Ruhm gedenke, und gesetzt, Einige besäßen eine größere Ehrliebe und Mäßigung, so macht doch die Menge geldgieriger Seelen, daß es ihnen Niemand zutraut. Es ist unbeschreiblich, Ihr Quiritier, wie verhaßt uns die Ungerechtigkeiten und die Ausschweifungen unserer zeitherigen Generale bei den fremden Nationen gemacht haben. Meint ihr, daß unseren Statthaltern ein einziger Tempel in diesen Ländern heilig gewesen sei? daß sie eine einzige Stadt verschont? daß ein einziges Haus vor ihnen fest genug verschlossen und verwahrt gewesen? Die reichen und begüterten Städte sind schon selten, an welchen die Raubsucht eine Ursache zum Kriege suchen könnte. Ich wünschte wohl die beiden vortrefflichen und hochansehnlichen Männer, den Quintus Catulus und Quintus Hortensius, über diese Materie allein zu sprechen. Denn die Wunden der Bundesgenossen sind ihnen gar wohl bekannt; sie sehen die Noth und hören die Klagen derselben. Meint Ihr, daß Ihr Eure Kriegsvölker zum Besten der Bundesgenossen wider Eure Feinde, oder daß Ihr sie, unter dem Vorwande der

Feinde, wider Eure Bundesgenossen und Freunde aussendet? Wo wäre doch eine Stadt in Asien, welche den Geiz und die Begierden, nicht etwa eines Generals oder Unterfeldherrn, sondern eines einzigen unserer Kriegsobersten sättigen und stillen könnte? Wenn Ihr daher gleich noch andere Generale habt, welche die Armeen der Könige in einer Feldschlacht zu überwinden wissen, so sind sie doch zu diesem asiatischen Kriege wider die verbundenen Könige nicht für geschickt zu achten, wofern sie nicht auch den Muth besitzen, Hände, Augen und Herz von dem Vermögen der Bundesgenossen, von ihren Frauen und Töchtern, von den Kostbarkeiten der Gotteshäuser und der Städte, von dem Golde und dem übrigen Schatze der Könige zurückzuhalten. Meint Ihr, daß eine einzige Stadt Ruhe gehabt hat, wenn sie reich war, oder daß eine einzige reich gewesen, welche diese Herren für ruhig angesehen? Die Küsten von Asien, Ihr Quiritier, haben um den Pompejus nicht bloß um seines Heldenruhmes, sondern zugleich um seiner Enthaltsamkeit willen gebeten. Denn sie sahen, wie unsere Seeoffiziere, gar wenige ausgenommen, jährlich von den öffentlichen Geldern reich würden, da indessen der leere Name der Flotten uns nichts als Schläge und Schande einbrächte. Wissen denn die Herren nicht, welche so sehr dawider streiten, daß man nicht Einem Alles auftrage, wie begierig man jetzt in die Provinzen abgeht, was man aufwendet, dieselben zu erhalten, und für welchen Preis sie feil sind? Als ob Cnejus Pompejus allein durch seine Tugenden und nicht auch durch die Laster Anderer so groß geworden wäre! Bedenkt Euch daher nur nicht länger, diesem Helden Alles allein anzuvertrauen, da er seit so vielen Jahren der Einzige ist, welchen die Bundesgenossen sammt seiner Armee mit Freuden bei sich einziehen sehen. Wollt Ihr aber doch zur Empfeh-

lung dieser Partei auch berühmte Namen sehen, Ihr Quiritier, so kann ich Euch den in allen Staats- und Kriegsangelegenheiten hocherfahrenen Publius Servilius nennen, dessen große Thaten zu Wasser und zu Lande seiner Meinung allen möglichen Nachdruck bei Euch geben müssen; weiter habt Ihr den Cajus Curio, einen Mann, welchen ebenfalls die hohen Ehrenstellen, so Ihr ihm verliehen, seine ruhmwürdigen Thaten, wie auch seine vortreffliche Beredtsamkeit und Staatsklugheit höchst ansehnlich machen; Ihr habt den Cnejus Lentulus, dessen Weisheit und exemplarische Tugend der hohen Ehrenstellen würdig sind, wozu er von Euch erhoben worden; Ihr habt endlich den Cajus Cassius, dessen mit Redlichkeit verbundene Großmuth und Tapferkeit unter uns Wenige ihres Gleichen findet. Nun urtheilet selbst, ob nicht die Beistimmung solcher ansehnlichen Männer allen Vorspiegelungen der Gegner vollkommen die Wage halte.

Um aller solcher Betrachtungen willen kann ich nicht anders, Cajus Manilius, als diesen Deinen Vorschlag, Deine gute Absicht und Meinung loben und ihnen von ganzem Herzen beitreten; hiernächst rathe ich Dir, unter dem Schutze des römischen Volkes bei diesen Gedanken zu bleiben und Dich durch Niemandes Gewalt oder Drohungen schrecken zu lassen. Ich glaube zwar, daß Du für Dich selbst Muth nnd Beständigkeit genug besitzest, aber da wir noch dazu eine so volkreiche Versammlung vor uns sehen, als man sich bei der andern Wahl Eines Mannes noch niemals erinnert, warum sollten wir an unserer guten Sache und an hinlänglichem Beistande zur Ausführung derselben zweifeln? Indessen verspreche ich, und zwar freimüthig, Dir und dem römischen Volke, daß ich alles mein Dichten und Trachten, alle Mühe und Kräfte, wie auch alle Gewalt, welche mir die von dem römischen Volke verliehene Prätur darbietet, mit

Einem Worte, mein ganzen Ansehen, allen meinen Credit und meine Standhaftigkeit anwenden will, dieses Vorhaben durchzusetzen, und ich bezeuge hiermit vor allen Göttern, absonderlich vor denen, welche an dieser Stelle und in diesem Tempel gegenwärtig sind, und die das Herz Aller, die an der Regierung des Staats Theil nehmen, mit scharfen Blicken durchforschen, daß ich dieses Alles weder auf Jemandes Bitte, noch mit der Absicht auf des Pompejus Gunst und Freundschaft thue, eben so wenig, als ich mir durch irgend Jemandes Erhebung einigen Schutz vor den Gerichten, oder eine Stufe zu weiteren Ehrenstellen zu bereiten gedenke. Denn wider gerichtliche Anklagen hoffe ich durch meine Unschuld, wie einem ehrlichen Manne gebührt, genugsam gesichert zu sein; Ehre aber und Würden kann ich ohnedies von Einem Menschen und an dieser Stelle nicht erwarten, sondern ich werde sie schon durch meinen ferneren Fleiß und Diensteifer, wenn Ihr mich derselben würdig achtet, zu seiner Zeit erlangen. Alles demnach, was ich in dieser Sache auf mich nehme, Ihr Quiritier, davon versichere ich Euch heilig, daß ich es bloß um des allgemeinen Besten willen übernehme; ja Ihr dürft so wenig glauben, daß ich dadurch einige Gunst oder einigen Dank zu erwerben gedenke, daß ich vielmehr manche theils heimliche, theils offenbare Feindschaften voraussehe, welcher ich wohl hätte überhoben sein können, die aber Euch zu gute kommen werden. Denn da Ihr mir so viel Ehre erwiesen und mich mit dieser ansehnlichen Würde bekleidet habt, so halte ich's für meine Pflicht, Ihr Quiritier, Eure Wünsche, die Ehre des Staats, das Wohl der Provinzen und der Bundesgenossen meinen eigenen Vortheilen und Absichten unendlich weit vorzuziehen.

Die nachstehende Rede ist eine der sogenannten Philippinischen Reden Cicero's, in welcher er

dem Servius Sulpicius ein Denkmal vindicirt. Als nämlich Antonius gegen den Willen des Senates das diesseitige Gallien sich zur Provinz angeeignet hatte, während sie dem Decius Brutus ertheilt war, begehrte Cicero sogleich, daß man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären sollte. Seine Meinung drang nicht durch, sondern der Vorschlag Anderer: eine Gesandtschaft an Antonius zu schicken. Der Senat beauftragte mit derselben einen der bedeutendsten Männer und Patrioten, den Servius Sulpicius, welcher, obwohl sehr krank, den Weg antrat. Kurz vor der Ankunft im Lager des Antonius starb er. Cicero ließ sich darauf folgendermaßen vernehmen:

Ich wollte wünschen, Ihr Väter und Zugeordnete, daß uns die unsterblichen Götter erlaubt hätten, dem Servius Sulpicius bei seinem Leben Dank zu sagen, anstatt daß wir jetzt darauf bedacht sind, ihn nach dem Tode zu ehren. Denn ich bin versichert, wenn uns der vortreffliche Mann von seiner Gesandtschaft selbst hätte Bericht abstatten können, daß uns seine Zurückkunft erfreulich und dem gemeinen Wesen ersprießlich gewesen wäre. Nicht daß Lucius Philippus und Lucius Piso an ihrem Fleiße und Eifer in einem so wichtigen Amte und Geschäfte etwas hätten ermangeln lassen, sondern weil der plötzliche Abschied des Servius Sulpicius, welcher ihnen an Alter, so wie an Weisheit allen vorging, die ganze Gesandtschaft ihres Hauptes und ihrer größten Stärke beraubt hat. Wenn daher die Ehre, so einem Gesandten nach dem Tode widerfahren, jemals gerecht gewesen, so wird man sie nirgends gerechter finden, als bei dem Servius Sulpicius. Andere, die ihr Leben in einer Gesandtschaft verloren, haben die Reise, ohne sichtbare Lebensgefahr und ohne Furcht des Todes angetreten: Servius Sulpicius hingegen hatte zwar einige Hoffnung,

den Antonius zu erreichen, aber keine zurückzukommen. Doch ob er gleich so schwach war, daß er sich selbst für verloren hielt, wenn die Ungemächlichkeiten einer Reise zu seiner Krankheit hinzukämen, so weigerte er sich dennoch nicht, dem Staate, wo möglich, auch noch mit seinem letzten Athem zu dienen. Es war daher nicht die Strenge des Winters, nicht der Schnee, noch die Länge der Reise, nicht die rauhen Wege, nicht die zunehmende Krankheit vermögend, ihn aufzuhalten, und da er nun eben im Begriff war, zu dem hinzugehen, an welchen er abgeordnet war, und denselben zu sprechen, ist er recht unter den Gedanken und in der Vorbereitung zur Ausrichtung seines Amtes verschieden.

Ich schreibe es daher billig zu den anderen rühmlichen Handlungen Deines Consulats, Cajus Pansa, daß Du uns, den Servius Sulpicius zu belohnen, aufgefordert und selbst sein Lob durch Deine Beredsamkeit erhoben hast, und ich würde nichts hinzusetzen, als meine Stimme, wenn ich nicht dem Publius Servilius mit Wenigem antworten müßte, welcher behauptet, die vorgeschlagene Ehre einer Bildsäule komme nur denen zu, welche in einer Gesandtschaft ihr Leben gewaltsamer Weise verloren hätten. Ich hingegen, Ihr Väter und Zugeordnete, erkläre die Meinung unserer Vorfahren dahin, daß sie nicht sowohl auf die Art, als auf die Ursache des Todes, gesehen haben. Wer nämlich in einer Gesandtschaft sein Leben eingebüßt hat, dem haben sie ein solches Denkmal zu stiften verordnet, damit Andere desto beherzter wären, in gefährlichen Kriegen dergleichen Gesandtschaften ebenfalls zu übernehmen. Wir haben also nicht sowohl die alten Beispiele aufzusuchen, als die Absicht derer, welche diese Beispiele selbst gestiftet haben.

Lar Tolumnius, König von Vejos, hat zu Fidenä

vier römische Gesandten umgebracht, deren Bildsäulen noch zu meiner Zeit auf dem Markte gestanden haben. Eine sehr gerechte Ehre! Denn unsere Vorfahren wollten ihnen durch ein so langes Ehrengedächtniß das kurze Leben ersetzen, welches sie in dem Dienste des Staates verloren hatten. Die Bildsäule des Cnejus Octavius, eines vornehmen und großen Mannes, welcher das Consulat zuerst in seine Familie gebracht hat, die nachher an tapfern Helden so fruchtbar gewesen, finden wir noch jetzt an eben dem Orte. Denn Niemand beneidete damals einen neuen Adel, Niemand versagte den Verdiensten ihre Ehre Und doch war die Versendung des Octavius mit gar keinem Anscheine der Gefahr verbunden, sondern der Senat schickte ihn ab, die Gesinnungen einiger Könige und freien Völker auszuforschen, insonderheit aber, um dem Enkel des Antiochus, mit welchem unsere Vorfahren den großen Krieg geführt hatten, zu verbieten, daß er keine Flotte noch Elephanten halten sollte: da er denn in einer Feldschule zu Laodicea von Einem, Namens Leptines, man weiß nie wie, umgebracht worden. Unsere Väter schenkten daher auch ihm diese Bildsäulen für sein Leben, und nachdem sie seinem Geschlechte lange zur Ehre gereichet, so ist sie nun als das einzige Denkmal dieser großen Familie noch übrig, Es ist daher sowohl ihm, als sem Tullus Cluvius, dem Lucius Roscius, Spurius Antius und Cajus Fulcinius, welche der König von Vejos getödtet hatte, nicht ihr Blut, das sie im Tode vergossen, sondern ihr Tod an und für sich, weil sie ihn für das Vaterland erlitten, zu solcher Ehre beförderlich gewesen.

Hätte ein Zufall dem Servius Sulpicius das Leben geraubt, Ihr Väter und Zugeordnete, so würde mich die Wunde schmerzen, welche der Republik dadurch geschlagen worden; aber seinen Tod würde ich

nicht mit Denkmälern, sondern mit einer öffentlichen Trauer zu beehren anrathen. Wer kann aber jetzt zweifeln, daß ihm die Gesandtschaft an und für sich das Leben gekostet? Denn er hat seinen Tod mitgenommen, welchen er durch seine Sorgfalt und durch die liebreiche Pflege seines rechtschaffenen Sohnes und seiner getreuen Gemahlin, wenn er hier geblieben wäre, noch vielleicht vermieden hätte. Aber da er sahe, daß er entweder seine Tugend verleugnen müßte, wenn er sich Eurem Willen widersetzte, oder, wenn er Euch gehorchte, daß solches Geschäft, das er zum allgemeinen Besten übernähme, sein Tod werden würde, so entschloß er sich, in der großen Gefahr, in welcher die Republik schwebte, lieber zu sterben, als den Verdacht auf sich zu laden, daß er nicht alles Mögliche für die Republik gethan hätte. Er fand in vielen Städten, wo er durchkam, Gelegenheit auszuruhen und sich zu pflegen, es fehlte nicht an liebreichen Einladungen seiner Gastfreunde, die sich um die Wette bestrebten, einen so großen Mann zu bewirthen, noch an dem Zureden seiner Collegen, daß er sich doch ein wenig erholen und sein Leben wahrnehmen möchte. Doch weil er eilte, weil er so eifrig und begierig war, unsere Befehle auszurichten, so blieb er, trotz der Heftigkeit seines Uebels, immer bei seiner Standhaftigkeit. Wie seine Annäherung den Antonius schon lange sehr beunruhigt hatte, weil er wohl wußte, daß die Botschaft, welche ihm Servius Sulpicius von Euch zu überbringen hätte, nach dessen eigenem Rathe und Gutachten abgefaßt wäre, also zeigte er genugsam, wie sehr er den Senat haßte, da er über den Tod dieses Vertheidigers des Senats eine ausgelassene und unanständige Freude bezeugte. So gut also Leptines den Octavius, so gut der König von Vejos die vorerwähnten Abgesandten, eben so gut hat Antonius den Servius Sulpicius umgebracht. Denn

der thut einem Manne den Tod an, welcher die Ursache seines Todes wird. Ich halte daher ein solches Denkmal auch darum für nöthig, damit die Nachwelt wisse, was der Senat von diesem Kriege geurtheilt habe. Denn diese Bildsäule wird Zeuge sein, daß der gegenwärtige Krieg so gefährlich gewesen, daß auch der Tod eines Abgeordneten mit einem Ehrengedächtnisse belohnt worden.

Wenn Ihr Euch erinnern wollt, Ihr Väter und Zugeordnete, mit was für Entschuldigungen Servius Sulpicius diese Botschaft von sich ablehnte, so werdet Ihr Euch nicht länger bedenken, demselben das Unrecht durch die Ehre im Tode zu ersetzen, welches wir ihm in seinem Leben angethan haben. Denn Ihr selbst, hochansehnliche Väter (es lautet hart, aber ich darf's doch nicht verschweigen), Ihr, sage ich, habt dem Servius Sulpicius um sein Leben gebracht. Da Ihr saht, daß er seine Krankheit, mehr mit der That, als mit Worten vorschützte, so will ich zwar nicht sagen, daß Ihr grausam gehandelt habt (denn was ist von diesem Stande weiter entfernt?), aber Ihr waret doch zu heftig in Verwerfung seiner Entschuldigung, weil Ihr einmal Euer ganzes Vertrauen auf seine Weisheit und auf sein Ansehen gesetzt hattet, und zwangt durch Euer einhelliges Verlangen, welches bei ihm jederzeit von dem größten Gewichte war, den vortrefflichen Mann, nachzugeben. Wie darauf auch Pansa, als Consul, heftiger in ihn drang, als er gewohnt war anzuhören, so zog er endlich seinen Sohn und mich auf die Seite, und erklärte sich, daß die Betrachtung seines Lebens Eurem Willen weichen sollte; wir aber bewunderten seine Großmuth und hatten nicht das Herz, seiner Entschließung zu widersprechen. Der zärtliche Sohn ward zwar sehr bewegt, und meine Betrübniß war nicht viel geringer; aber wir sahen uns doch beide genöthigt, seiner Groß-

muth und der Weisheit seiner Rede nachzugeben, worauf er, wie Ihr wißt, unter Eurem lauten Beifalle und höchsten Lobeserhebungen versprach, Euer Verlangen zu erfüllen und die Gefahr willig zu übernehmen, welche mit dem Rathe, den er selbst zuerst gegeben, verbunden zu sein schien. Er rüstete sich auch mit der größten Eilfertigkeit zur Ausrichtung des übernommenen Geschäfts, und wir gaben ihm am folgenden Tage das Geleit, da mich denn der Abschied, welchen er von mir nahm, seinen Tod genugsam vermuthen ließ.

So gebet denn, Ihr Väter und Zugeordnete, dem das Leben wieder, dem Ihr es genommen habt; denn das Andenken der Lebendigen ist das Leben der Todten. Machet, daß der, welchen Ihr unwissend dem Tode entgegen geschickt habt, durch Euch die Unsterblichkeit erlange, welches geschehen wird, wenn Ihr ihm eine Bildsäule auf dem Markte aufrichtet, die seine Gesandtschaft auf ewig der Vergessenheit entreißen kann.

Denn der übrige Lebenswandel des Servius Sulpicius ist dem spätesten Andenken der Nachwelt durch viele vortreffliche Denkmale schon längst empfohlen, als welche seine Weisheit, Standhaftigkeit, Redlichkeit, seine unermüdete Sorge für das allgemeine Beste sammt seiner Staatsklugheit zu allen Zeiten preisen wird. Eben so wenig wird man jemals von seiner ganz ungemeinen, vortrefflichen und unvergleichlichen Wissenschaft der Gesetze und der Gerechtigkeit schweigen. Bringt alle Rechtsgelehrte, die in dieser Stadt jemals berühmt gewesen, zusammen: ihr werdet keinen finden, der mit dem Servius Sulpicius vergessen zu werden verdiente; denn von ihm holte man nicht nur Recht, sondern auch Gerechtigkeit. Er zog bei Allem, was die Gesetze und die bürgerlichen Rechte verordneten, die Güte und Billigkeit zu

Rathe, und war weniger geneigt, Einem eine Klage an die Hand zu geben, als eine Streitigkeit zu schlichten. Dies Alles bedarf keines solchen Denkmals: es wird schon durch größere verewigt. Diese Bildsäule soll bloß von seinem rühmlichen Ende zeugen: sein ruhmvolles Leben wird die Geschichte erhalten. Sie wird also mehr ein Denkmal der Dankbarkeit des Senats, als dieses großen Mannes sein.

Man wird auch glauben, daß die kindliche Liebe des Sohnes zu dieser Ehre seines Vaters viel beigetragen habe, wie denn wirklich die Abwesenheit desselben, wegen der tiefen Trauer, die Wirkungen Eurer Gewogenheit gegen ihn nicht schwächen sollte. Denn der Todesfall hat ihn dermaßen gebeugt, daß schwerlich jemals ein Vater den Verlust seines eigenen Sohnes heftiger beweint hat, als er seines Vaters Tod beweint. Zugleich wird es dem jungen Servius Sulpicius zum Ruhme gereichen, wenn die Nachwelt daraus abnehmen wird, daß er seinem Vater alle schuldige Ehre erwiesen habe, wiewohl Servius Sulpicius in der That kein herrlicher Denkmal hätte hinterlassen können, als das Ebenbild seiner Tugend, Tapferkeit, Standhaftigkeit, Menschenliebe und Beredsamkeit, kurz, uls seinen Sohn, dessen Trauer entweder diese dem Vater erzeugte Ehre oder kein anderer Trost lindern wird.

Wenn ich mich übrigens vieler vertrauter Unterredungen mit dem Servius Sulpicius erinnere, so glaube ich, daß ihm, wenn anders die Todten einige Empfindung haben, eine eherne Bildsäule, und zwar zu Fuß, angenehmer sein werde, als eine vergoldete zu Pferde, wie des Lucius Sulla erste Bildsäule ist; denn er hielt's auch in diesem Stücke am liebsten mit der Mäßigung unserer Vorfahren, und tadelte dagegen die heutige Verschwendung. Ich stimme daher so zuversichtlich und gewiß, als ob ich ihn noch selbst

darum befragen könnte, auf eine eherne Bildsäule zu Fuß, und bin versichert, daß die Ehre eines solchen Denkmals die Betrübniß und Sehnsucht aller Bürger um ein Großes mindern und erleichtern wird.

Publius Servilius wird dieser Meinung selbst beistimmen müssen, ob er gleich vorhin dem Servius Sulpicius zwar ein öffentliches Grab, aber keine Bildsäule zugestanden hat. Denn wenn der Tod eines Gesandten, der weder gewaltsam, noch blutig ist, keine Ehrenbezeigung erfordert: warum bestimmt er ihm die Ehre eines öffentlichen Begräbnisses, welche die größte ist, so man einem Todten erweisen kann? Giebt er ihm das, was auch dem Cnejus Octavius nicht widerfahren, was bewegt ihn denn, was Jenem widerfahren ist, Diesem zu versagen? Wenigstens haben unsere Vorfahren Vielen eine Ehrensäule, aber nur Wenigen ein öffentliches Begräbniß zugestanden. Eine Bildsäule wird durch Gewalt, durch Ungewitter und durch die Zeit vernichtet, aber die Heiligkeit einer Grabstätte ist mit dem Boden selbst unzertrennlich verbunden, welchen keine Gewalt zu verrücken, noch zu vertilgen vermag; ja wenn alles Andere vergeht, so werden die Gräber durch das Alterthum selbst immer heiliger. Laßt uns daher auch noch diese Ehre einem Manne anthun, welchem wir keine erzeigen können, die er nicht verdient hätte. Laßt uns wenigstens seinen Tod dankbar ehren, da wir ihm auf keine andere Art mehr danken können, zugleich aber auch die verrätherische Kühnheit des Marcus Antonius, der einen so unnatürlichen Krieg wider den Staat führt, dadurch bemerken. Denn diese Ehrenbezeigungen, so wir dem Servius Sulpicius widmen, werden unvergängliche Zeugen sein, daß Antonius diese Botschaft verschmäht und verworfen habe.

Um aller dieser Ursachen willen ist meine vollständige Meinung diese:

Da Servius Sulpicius Rufus, Quinti Sohn, von der Lemonischen Ordnung, in der größten Noth der Republik, da er selbst mit einer schweren und gefährlichen Krankheit behaftet gewesen, den Willen des Senats und das allgemeine Beste seinem eigenen Leben vorgezogen, und gegen alle Gewalt und Heftigkeit der Krankheit, die Reise in's Lager des Antonius, wohin er von dem Senate abgeordnet war, mit äußersten Kräften fortgesetzt hat; auch nahe bei dem Lager von der Kraft der Krankheit überwältigt worden und in einem so wichtigen Geschäfte des Staats sein Leben verloren hat; da ferner solcher sein Tod das Ende eines vollkommen unsträflichen und ehrenvollen Lebens gewesen, in welchem Servius Sulpicius, beides im Privat- und obrigkeiklichen Stande, dem gemeinen Wesen die wichtigsten Dienste geleistet; da, sage ich, ein solcher Mann in einer Gesandtschaft für die gemeine Wohlfahrt sein Leben aufgeopfert hat: so ist des Senats Meinung, daß dem Servius Sulpicius auf Verordnung dieses Standes eine Bildsäule zu Fuß und von Erz auf dem Platze, Rostra genannt, aufgerichtet, und um solche Bildsäule her seinen Kindern und Nachkommen ein Raum von fünf Fuß lang und breit für Fechter- und andere Spiele zugetheilt, auch die Ursache, weil er sein Leben dem Dienste des Staats aufgeopfert, am Fußgestelle eingehauen werde. Auch ist des Senates Wille, daß Cajus Pansa und Aulus Hirtius, als dermalige Consuln, Einer oder Beide, nach Gutbefinden, den Quästoren der Stadt aufgeben, solches Fußgestell und solche Bildsäule zu verdingen und auf dem Platze, Rostra genannt, aufzurichten, auch dem, der solches übernommen, so viel Geld, als ihm versprochen worden, entrichten und auszahlen zu lassen; und da des Senats Verordnung, die standesmäßige Leichenbestattung tapferer Männer betreffend, anderweit ergangen, so will der Senat, daß

derselbe an seinem letzten Tage auf das Prächtigste zu seiner Gruft bestattet werde; da auch Servius Sulpicius Rufus, Quinti Sohn, von der Lemonischen Ordnung, sich solchergestalt um den Staat verdient gemacht hat, daß er aller Ehrenbezeigungen und Vorzüge durchaus würdig erklärt worden, so findet der Senat für gut und dem gemeinen Willen gemäß, daß die Curulischen Aediles die Verordnung wegen der Leichen, so in ihren Händen ist, in Ansehung dieser Bestattung des Servius Sulpicius Rufus, Quinti Sohnes, von der Lemonischen Ordnung, nicht befolgen, ingleichen daß Cajus Pansa, als Consul, entweder auf dem esquilinischen Felde, oder wo es ihm sonst beliebt, einen Platz von dreißig Fuß in's Gevierte zum Begräbnisse für den Servius Sulpicius anweise, welches Begräbniß ihm, seinen Kindern und Nachkommen mit allen Vorrechten und Freiheiten der feierlichsten öffentlichen Begräbnisse immerdar erb- und eigenthümlich geschenkt und verliehen sein soll.

Wir geben nun die Rede eines berühmten griechischen Redners, des Aeschines, eines Zeitgenossen und Landsmannes des oben erwähnten berühmten Demosthenes. Er war aber auch zugleich dessen Widersacher, und seine sämmtlichen Reden waren gegen Jenen und seine Freunde gerichtet. So hielt er eine gegen Timarchus, als dieser mit Demosthenes vereinigt im Begriff war, eine Anklage gegen ihn, den Aeschines, zu erheben wegen schlechter Verwaltung seines Gesandtschaftspostens am Hofe Philipps von Macedonien, den er mit Demosthenes selbst, 345 v. Chr., bekleidet hatte. Eine zweite hielt er gegen die wirklich von Demosthenes gegen ihn bekannt gemachte Klageschrift, in welcher vorzugsweise gesagt war, daß er, Aeschines, die Athener durch falsche Berichte getäuscht habe. Eine dritte Rede hielt er gegen Ktesiphon, 330 v. Chr. Nachdem näm-

lich die Absicht Philipps, in Griechenland einzudringen, den Athenern klar geworden war, erhielt Demosthenes den Auftrag, die Mauern Athens ausbessern zu lassen. Er that dies schnell und gab selber drei Talente Silber zu diesem Werke her, wie er auch zu den Theaterkosten eine bedeutende Summe beisteuerte. Ktesiphon stellte nun, 338 v. Chr., den Antrag, den Demosthenes, wegen seiner patriotischen Hingebung und wegen der vielen Opfer, die er dem Staate der Athenienser gebracht, öffentlich mit einem Eichenkranze zu krönen. Aeschines aber reichte alsbald dem Senate, der den Vorschlag des Ktesiphon genehmigt hatte, eine Anklageschrift gegen diesen ein, worin er den Vorschlag gesetzwidrig, die Verdienste des Demosthenes für scheinbar erklärte und den Ktesiphon um funfzig Talente bestraft haben wollte. Der Sieg Philipps bei Cheronäa (noch in demselben Jahre) und in Folge dessen die Verwirrung in Athen veranlaßte das Ruhen der Anklage. Als aber Macedonien schnell zur Weltherrschaft gelangt war, brachte Aeschines seine Anklage wieder vor, 330 v. Chr. Sie hatte keinen Erfolg, indem die Gegenrede des Demosthenes so großen Eindruck machte, daß Aeschines sich überwunden erklärte und das Vaterland auf immer verließ. Indeß bleibt sie immer eine sehr merkwürdige; leider gestattet der Raum nicht, sie hier gänzlich anzuführen; wir entnehmen ihr nur die wichtigsten Stellen (nach der Uebersetzung von Bremi). Aeschines schloß seine Rede folgendermaßen:

Es bleibt mir noch ein Theil der Anklage übrig, an welchem mir am meisten liegt, nämlich der Vorwand, weswegen Ktesiphon verlangt, daß Jener bekränzt werde. Er spricht nämlich so in dem Beschlusse: „Der Herold soll in dem Theater vor den Griechen ausrufen, daß ihn das Volk der Athener be-

kränze wegen seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit", und was das Wichtigste ist, „weil er immerwährend durch Reden und Thaten das Wohl des Volkes befördert." Mein Vortrag gegen diesen Punkt wird ganz einfach und für Euch Zuhörer leicht zu beurtheilen sein. Denn ich als Ankläger muß Euch den Beweis liefern, daß die Lobsprüche über Demosthenes falsch sind, und daß er nicht nur weder durch Worte noch Thaten dem Volke stets nützlich geworden, sondern auch nie einen Anfang dazu gemacht hat; und werde ich dieses erweisen, so wird wohl Ktesiphon mit Recht wegen seines Antrages verurtheilt werden. Denn alle Gesetze verbieten, daß Jemand falsche Behauptungen in die Volksbeschlüsse aufnehme. Der Vertheidiger aber hat das Gegentheil hiervon zu zeigen, und es ist dann Eure Sache, über unsere Vorträge zu richten. Die Sache verhält sich aber so. Ich glaube allerdings, das Leben des Demosthenes zu prüfen, dazu würde eine allzu lange Darstellung erfordert. Denn was soll ich jetzt viel Worte darüber machen, was ihm in Betreff der Anklage wegen Verwundung begegnet, als er den Päaniäer Demomeles, seinen Vetter, vor dem Areopagus anklagte, und was es mit dem Schnitt am Kopfe für eine Bewandtniß hatte? oder was soll ich von der Heerführung des Kephisodotus und dem Seezuge nach dem Hellespont erzählen, wo Demosthenes, der als einer der Trierarchen den Anführer auf seinem Schiffe gehabt und mit ihm gespeist und geopfert und gespendet, und diese Ehre erhalten hatte, weil ihre Väter Freunde gewesen, doch kein Bedenken trug, sein Ankläger zu werden, da er wegen Hochverraths auf Leben und Tod gerichtet wurde? Ferner was in Betreff des Midias geschah, und der Faustschläge, welche Demosthenes als Chorege auf der Orchestra erhielt, wo er um dreißig Minen zugleich seine eigene Schande und das

Urtheil, welches das Volk im Theater des Dionysos gegen Midias aussprach, verkaufte? Dieses und anderes Aehnliche glaube ich nun übergehen zu müssen, ohne daß ich darum Euer Interesse verrathe, oder den Prozeß aus Rücksicht der Gunst fallen lasse, sondern aus Furcht, Ihr möchtet mir entgegnen, ich bringe zwar wahre, aber veraltete und nur zu allgemein zugestandene Dinge vor. Und nun, Ktesiphon, wenn von einem Manne die größten Schändlichkeiten den Zuhörern bekannt sind, so daß nach ihrem Urtheile der Ankläger keine Unwahrheit, sondern Veraltetes und längst allgemein Zugestandenes behauptet, soll ein Solcher mit dem goldenen Kranze bekränzt werden, oder soll man ihm das öffentliche Mißfallen bezeugen? Und Du, der Du einen falschen und gesetzwidrigen Antrag zu machen wagst, solltest Du die Gerichte verhöhnen dürfen, oder nicht vielmehr von dem Staate bestraft werden?

Ueber die öffentlichen Vergehen will ich aber versuchen, bestimmter zu sprechen. Ich habe nämlich vernommen, daß Demosthenes, wenn an jene die Reihe zu reden kommt, vor Euch aufzählen will, daß im Staate schon vier Zeitabschnitte gewesen seien, in welchen er an der Staatsverwaltung Theil genommen. Als einen und den ersten davon rechnet er, wie ich höre, jene Zeit, in welcher wir mit Philippus um Amphipolis Krieg führten. Diesen Zeitabschnitt endigt er mit dem Abschlusse des Friedens und Bündnisses, auf welches der Hagnusier Philokrates, und dieser mit ihm antrug, wie ich beweisen werde. Der zweite Zeitraum sei, sagt er, die Zeit, wo wir Frieden hatten, nämlich bis zu jenem Tage, an welchem derselbe Redner hier den bestehenden Frieden des Staates auflöste und auf den Krieg antrug. Der dritte die Zeit, wo wir Krieg führten, bis zu dem Unfall bei Chäronea. Der vierte die gegenwärtige

Zeit. Nach dieser Aufzählung will er dann, wie ich höre, mich aufrufen und befragen, über welchen dieser vier Zeiträume ich ihn anklage, und von welcher Zeit ich behaupte, daß er in derselben nicht zum Besten für das Volk gerathen. Und wenn ich nicht antworten, sondern mich verhüllen und entfliehen wolle, so sagt er, er wolle auf mich losgehen, mir den Mantel vom Gesicht reißen, mich auf die Bühne führen und zu einer Antwort nöthigen.

Damit aber dieser nicht auf seine Behauptung poche, und Ihr zum voraus unterrichtet seid, und ich ihm Rede stehe, so antworte ich Dir vor den Richtern, Demosthenes, und den anderen Bürgern, die uns außerhalb der Schranken umstehen, und den Griechen, denen daran gelegen ist, diesen Prozeß anzuhören (denn ich sehe, daß die Zahl der Anwesenden nicht gering, sondern so groß ist, wie sie Keiner sich je erinnert, bei einem öffentlichen Rechtshandel gesehen zu haben), daß ich Dich wegen aller der vier Zeiträume, die Du unterscheidest, anklage. Und wenn die Götter es wollen, und die Richter uns gleiches (unparteiisches) Gehör schenken, und ich Alles in Anregung zu bringen im Stande bin, was ich von Dir weiß, so hoffe ich allerdings, den Richtern erweisen zu können, daß die Rettung des Staates den Göttern und den Männern, welche mit Wohlwollen und Mäßigung die Staatsgeschäfte besorgten, zuzuschreiben ist, alle Unglücksfälle aber dem Demosthenes. Und ich werde dieselbe Ordnung in der Rede befolgen, welche dieser, wie ich höre, aufstellen will. Ich werde zuerst über den ersten Zeitraum sprechen, und dann über den zweiten, und drittens über den folgenden, und viertens über den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Und so komme ich denn auf den Frieden, welcher nach Deinem und Philokrates Antrag geschlossen wurde.

Denn es wäre Euch, Ihr Athener, möglich gewe-

sen, jenen früheren Frieden mit dem gemeinsamen Bundesrathe der Griechen zu schließen, wenn gewisse Menschen Euch gestattet hätten, die Gesandtschaften abzuwarten, die Ihr in jenem Zeitpunkte nach Griechenland ausgesandt hattet, um gegen Philippus aufzureizen und zu einer Hellenischen Bundesversammlung einzuladen; dann hättet Ihr im Verlauf der Zeit freiwillig von den Griechen die Oberleitung wieder erhalten können. Dies wurde Euch durch Demosthenes und Philokrates und die Bestechlichkeit entzogen, deren sie sich schuldig machten, indem sie gegen Euer gemeinsames Wohl sich verbanden. Wenn aber Einige von Euch diese so rasch hingeworfene Behauptung allzu unglaublich und auffallend finden sollten, so höret das Uebrige so an, wie wenn wir eine Sitzung hätten für die Rechnungsabnahme über längst aufgewendete Gelder. Denn wohl bringen wir zuweilen von Hause falsche Meinungen gegen die Rechnungen mit, aber sobald die Rechnung summirt ist, so ist doch Keiner von so starrsinnigem Charakter, daß er nicht beim Weggehen zugäbe und bekräftigte, das sei wahr, was die Rechnung selbst ausweist.

Gerade so höret auch jetzt zu. Wenn Einige von Euch von den früheren Zeiten her eine solche Ansicht von Hause mitgebracht haben, daß Demosthenes nie etwas zu Gunsten des Philippus, im Verein mit Philokrates, gesprochen, so bitte ich, daß Keiner, der dieser Meinung zugethan ist, für oder wider aburtheilen wolle, bevor er mich gehört hat; denn dies wäre nicht recht; vielmehr wenn ich mit wenigen Worten jene Zeitumstände Euch in's Gedächtniß zurückrufe, und den Beschluß vorlege, auf welchen Demosthenes mit Philokrates angetragen, und wenn die prüfende Wahrheit selbst erweist, daß Demosthenes mehr Beschlüsse über den Frieden und das Bündniß von Anfang an vorgeschlagen, als Philokrates, und daß er mit scham-

loser Uebertreibung dem Philippus geschmeichelt, und die Gesandten, die von jenem herkommen sollten, nicht abgewartet, sondern Schuld gewesen, daß das Volk nicht im Verein mit dem gemeinsamen Bundesrathe der Griechen Frieden geschlossen, und dem Philippus den Kersobleptes, den König von Thracien, einen der Stadt befreundeten und verbündeten Mann, Preis gegeben; — wenn ich dieses Euch bestimmt erweisen werde, so wende ich mich an Euch mit der bescheidenen Bitte: gestehet mir bei den Göttern zu, daß er in dem ersten Zeitraum von den vieren nicht gut für den Staat gesorgt habe. Ich werde aber so sprechen, daß Ihr mir sehr leicht folgen könnt. Philokrates trug darauf an, daß es dem Philippus gestattet sein möchte, einen Herold und Gesandten hierher zu schicken wegen des Friedens und eines Bündnisses. Dieser Beschluß wurde als gesetzwidrig angeklagt. Der Tag des Gerichts kam. Lycinus trat als Ankläger auf, Philokrates vertheidigte sich, und ihn unterstützte Demosthenes. Philokrates wurde freigesprochen.

Darauf folgte das Jahr des Archonten Themistokles. Da tritt Demosthenes als Buleute in den Rath, weder durch's Loos, noch durch's Beiloos, sondern durch ränkevollen Kauf, damit er durch Reden und Thaten den Philokrates in Allem unterstützen könnte, wie die That selbst es zeigte. Denn ein anderer Beschluß des Philokrates geht durch, in welchem er vorschlug, daß zehn Gesandte gewählt würden, die zu Philippus gehen und verlangen sollten, daß er Gesandte mit Vollmacht für den Frieden hieher schicke. Einer davon war Demosthenes. Als er von dort zurückkam, trat er als Lobredner des Friedens auf und berichtete dasselbe mit den anderen Gesandten, und trug allein unter den Rathsmitgliedern darauf an, mit dem Herold, der von Philippus komme, und den Gesandten den Vertrag zu schließen; und so stimmte sein

Vorschlag mit Philokrates überein. Dieser bewirkte die Erlaubniß, daß ein Herold und Gesandte hieher geschickt wurden; jener unterhandelte mit der Gesandtschaft. Was das Folgende betrifft, so gebet ja recht genau darauf Acht. Es wurde nämlich nicht mit den anderen Gesandten, sondern mit Philokrates und Demosthenes ausgemacht, für's Erste, daß Ihr nicht die Gesandten abwarten solltet, die Ihr ausgesendet hattet, um gegen den Philippus aufzureizen, damit Ihr nicht mit den anderen Griechen, sondern allein Frieden schlösset; zweitens, daß Ihr nicht bloß Frieden, sondern ein Bündniß mit Philippus beschließen solltet, damit diejenigen, welche etwa sich an Euer Volk halten wollten, in die äußerste Muthlosigkeit versänken, indem sie sähen, daß Ihr, während Ihr zum Kriege aufreiztet, selbst zu Hause nicht bloß Frieden, sondern auch ein Bündniß beschlosset. Drittens aber, daß Kersopleptes, der König von Thracien, nicht im Eide mitbegriffen sein und auch nicht am Bündnisse und Frieden Theil haben sollte, während schon ein Feldzug gegen ihn aufgeboten wurde.

Und darin that Jener, welcher ihre Stimmen erkaufte, nicht Unrecht (denn vor den Eiden und Verträgen konnte er ohne Tadel thun, was ihm zuträglich war); Diejenigen aber, welche die Macht des Staates verkauften und verschwendeten, sind höchst verabscheuungswürdig. Denn der, welcher sich jetzt einen Feind Alexanders nennt und damals einen Feind des Philippus nannte, Demosthenes, der mir die Gastfreundschaft mit Alexander vorrückt, trägt auf einen Beschluß an, wodurch er dem Staate die von der Zeit dargebotenen Vortheile unvermerkt entzog, daß die Prytanen am achten Tage des Monats Elaphebolion eine Volksversammlung halten sollen, als dem Asklepius geopfert und der Vorkampf an dem heiligen Tage gehalten wurde, wo sich Niemand er-

innert, daß es früher geschehen; und unter welchem Vorwande? damit, sagt er, wenn die Gesandten des Philippus endlich angekommen seien, das Volk so schnell als möglich über die Verhältnisse mit Philippus einen Beschluß fassen könne. So nahm er den noch nicht anwesenden Gesandten die Volksversammlung vorweg, schnitt Euch die Zeit ab und übereilte die Sache, damit Ihr nicht mit den andern Griechen, wenn Eure Gesandten zurückkämen, sondern allein Frieden schlösset. Darauf, Ihr Athener, kamen die Gesandten des Philippus an; die Eurigen aber waren abwesend, um die Griechen gegen den Philippus aufzureizen. Da ging ein anderer Beschluß des Demosthenes durch, in welchem er darauf antrug, daß Ihr Euch nicht bloß für den Frieden, sondern auch für ein Bündniß berathet, ohne Eure Gesandten abzuwarten, sondern gleich nach den Dionysien in der Stadt, am achtzehnten und neunzehnten. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, höret die Beschlüsse.

(Er liest die Beschlüsse vor.)

Da nun, Ihr Athener, die Dionysien vorbei waren und die Volksversammlungen gehalten wurden, so wurde in der früheren derselben ein gemeinsamer Beschluß der Bundesgenossen vorgelesen, dessen Hauptinhalt ich in Kurzem anführen will. Für's Erste nämlich trugen sie darauf an, daß Ihr Euch nur über den Frieden berathen möchtet, und übergingen das Wort Bündniß, nicht aus Vergessenheit, sondern weil sie selbst den Frieden mehr für nothwendig als für rühmlich hielten; dann suchten sie die Wunden zu heilen, welche die Bestechlichkeit des Demosthenes geschlagen hatte, und trugen in dem Beschlusse mit darauf an, es solle von den griechischen Staaten Jedem, der Lust dazu hätte, gestattet sein, binnen drei Monaten auf dieselbe Säule mit den Athenern sich einzutragen, und an den Eiden und Verträgen Theil zu haben. So

behielten sie sich zwei wichtige Dinge vor: erstens, daß die Zeit von drei Monaten den Gesandtschaften der Griechen hinreichend wäre, sich vorzubereiten; dann wollten sie unserem Staate das Wohlwollen der Griechen auf dem gemeinsamen Bundesrathe sichern, damit, wenn die Verträge übertreten würden, wir nicht allein und nicht unvorbereitet Krieg führen müßten. Dieses Loos aber hat Euch jetzt durch Demosthenes Schuld getroffen. Daß ich aber die Wahrheit sage, könnt Ihr aus dem Beschlusse selbst hören.

(Er liest den Beschluß der Bundesgenossen vor.)

Ich gestehe ein, daß ich und Alle, die in der früheren Volksversammlung als Volksredner auftraten, diesem Beschlusse beistimmten. Und das Volk entfernte sich in der Meinung, daß zwar der Friede zu Stande kommen solle, daß es aber besser sei, sich über das Bündniß nicht zu berathen, wegen des Aufrufs der Griechen; sondern dieses solle gemeinsam mit den gesammten Griechen abgeschlossen werden.

Die Nacht verfloß und wir erschienen am folgenden Tage in der Volksversammlung. Da bemächtigte sich Demosthenes der Bühne zum Voraus und ließ keinen Andern zum Worte kommen, und sagte, die gestern gehaltenen Reden nützen nichts, wenn die Gesandten des Philippus nicht zur Beistimmung bewogen würden; auch könne er nicht begreifen, was ein Friede bedeuten solle, ohne ein Bündniß. Denn, sagte er, man müsse (ich erinnere mich noch des Ausdrucks, dessen er sich bediente, wegen der Derbheit des Sprechenden und des Wortes zugleich) das Bündniß nicht vom Frieden losreißen, noch die langsamen Entschließungen der Griechen abwarten, sondern entweder allein Krieg führen oder abgesondert Frieden schließen. Und zuletzt rief er den Antipater auf die Bühne, und that an ihn eine Frage, nachdem er vorher mit ihm gesprochen, wovon die Rede sein werde,

und ihn belehrt hatte, was er zum Schaden unseres Staates antworten solle; und so ging dies zuletzt durch, indem Demosthenes durch seinen Vortrag es vorbereitete, daß die Sache erzwungen wurde, und Philokrates auf den Beschluß antrug. Nun war noch übrig, den Kersobleptes und die Thracische Gegend Preis zu geben; nnd auch das führten sie aus am fünfundzwanzigsten des Monats Elaphebolion, ehe Demosthenes zu der späteren Gesandtschaft wegen der Eidesleistung abreiste. Denn der Feind des Alexander und Philippus, dieser Euer Redner, reiste zweimal als Gesandter nach Macedonien, ungeachtet es in seiner Macht stand, nicht einmal hinzugehen, er, der jetzt die Macedonier verabscheuen heißt. In der Volksversammlung aber, ich meine die am fünfundzwanzigsten, nahm er seinen Sitz als Buleute durch Umtriebe, und bewirkte mit Philokrates, daß Kersobleptes aufgeopfert wurde. Denn Philokrates ließ in dem Beschlusse zu den andern Punkten unbemerkt etwas einfließen, worüber Demosthenes abstimmen ließ, nämlich, „daß die Abgeordneten der Bundesgenossen an diesem Tage mit den Gesandten des Philippus die Eide auswechseln sollten.“ Von Kersobleptes war aber kein Abgeordneter bei dem Bundesrathe. Indem er also darauf antrug, daß die Beisitzer schwören sollten, und Kersobleptes nicht dabei war, so schloß er ihn von den Eiden aus. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, lies mir vor, wer auf dieses angetragen und was für eine Proëdre darüber abstimmen ließ.

(Er liest den Beschluß vor.)

Eine schöne, herrliche Anstalt, Ihr Athener, ist die Aufbewahrung der öffentlichen Urkunden. Denn diese sind unbeweglich und wechseln nicht mit den Ueberläufern in der Staatsverwaltung, sondern geben dem Volke, so oft es will, die Mittel an die Hand, Dieje-

nigen kennen zu lernen, welche von jeher schlechte Menschen waren, und dann, als wären sie schnell umgewandelt, für rechtschaffene Leute gelten wollen. Es bleibt mir nun noch übrig, sein schmeichlerisches Betragen zu schildern. Denn ungeachtet Demosthenes ein Jahr lang im Rathe saß, so wird man doch nicht finden, daß er je eine Gesandtschaft auf den Ehrenplatz einlud, außer damals, wo er das erste und einzige Mal die Gesandten auf den Ehrenplatz einlud, ihnen Kopfkissen hinlegte, Teppiche ausbreitete und mit Anbruch des Tages die Gesandten in's Theater führte, so daß er auch wegen seiner unanständigen Schmeichelei ausgepfiffen wurde. Und als sie nach Theben abgingen, miethete er ihnen drei Gespanne von Maulthieren, begleitete die Gesandten bis nach Theben, und machte so den Staat lächerlich. Doch um bei dem vorliegenden Gegenstande zu bleiben, nimm den Beschluß über den Ehrenplatz.

(Er liest den Beschluß vor.)

Dieser Mann, Ihr Athener, ein Schmeichler von erster Größe, erfuhr zuerst durch Kundschafter, welche von Charidemus gesandt waren, den Tod des Philippus, und, indem er für sich einen Traum erdichtete, vermengte er die Götter mit seiner Lüge, als ob er nicht von Charidemus die Sache erfahren, sondern von Zeus und der Athene, und behauptete, daß sie, bei welchen er am Tage falsch schwört, des Nachts sich mit ihm unterredet, und ihm das Künftige vorher gesagt hätten. Und am siebenten Tage nach dem Tode seiner Tochter, ehe er getrauert und die Gebräuche vollzogen, bekränzte er sich, zog ein weißes Kleid an, opferte einen Stier und handelte so gegen alle Gebräuche, der Elende, wiewohl er die Einzige, die zuerst ihn Vater nannte, verloren. Ich sage dies nicht, um ihm sein Unglück zum Vorwurf zu machen, sondern gebe nur eine Probe seines Charakters. Denn

wer seine Kinder haßt und ein schlechter Vater ist, der wird nie ein guter Volksführer sein, und wer die theuersten und ihm am nächsten verwandten Personen nicht liebt, der wird auch Euch, die ihn weniger nahe angehen, nicht hoch achten, und wer in seinem Hause schlecht ist, wird nie im Staate nützlich werden, und wer in seinem Vaterlande unbrauchbar ist, der ist auch nie in Macedonien als Gesandter unbescholten gewesen. Denn nicht den Charakter, sondern bloß den Ort hat er gewechselt.

Woher nun die schnelle Aenderung der Dinge? (ich komme nämlich jetzt auf den zweiten Zeitraum) und was war wohl der Grund, daß Philokrates, der als Staatsmann dieselben Gesinnungen wie Demosthenes hatte, als Staatsverbrecher angeklagt wurde, und sich der Untersuchung durch die Flucht entzog, während Demosthenes gegen die Andern als Ankläger auftrat? und wie kommt es wohl, daß dieser Abscheuliche uns in solches Unglück stürzen konnte? Das lohnt sich besonders der Mühe anzuhören. Sobald nämlich Philippus innerhalb Pylä eingedrungen war, wider Vermuthen die Städte in Phocis verheeret, die Thebaner, wie es Euch damals schien, mehr, als es den Zeitumständen und unserem Vortheile angemessen war, mächtig gemacht hatte, Ihr voll Furcht alles Bewegliche vom Lande herein brachtet, und die größten Vorwürfe jene Gesandten trafen, die des Friedens wegen abgeordnet waren, vor den Andern aber besonders Philokrates und Demosthenes, weil sie nicht bloß Gesandte waren, sondern auch auf die Beschlüsse angetragen hatten; so traf es sich, daß gerade um dieselbe Zeit Demosthenes und Philokrates über etwas uneinig wurden, wahrscheinlich über das, was auch Ihr von ihnen vermuthetet; bei diesem Gewirre der Dinge ging Demosthenes, vermöge seiner ihm angeborenen Schwächen, seiner Feigheit und seiner Eifer-

sucht gegen Philokrates wegen der erhaltenen Geschenke, über das Bevorstehende zu Rathe, und glaubte, wenn er als Ankläger der Mitgesandten und des Philippus auftrete, so werde ganz sicher Philokrates gestürzt werden und die andern Mitgesandten in Gefahr kommen, er selbst aber sich Ruhm erwerben, und durch den Verrath seiner Freunde und durch Schlechtigkeit sich als treu ergebenen Freund des Volkes erweisen. Diejenigen, welche gegen die Ruhe des Staates ankämpften, richteten ihre Blicke auf ihn und riefen ihn gern auf die Bühne, und behaupteten von ihm, er sei der Einzige im Staate, der sich nicht bestechen lasse.

Er trat nun auf und gab ihnen den ersten Anlaß, Krieg und Verwirrung zu stiften. — — —

Die andern Großsprecher, wenn sie etwas vorlügen, versuchen unbestimmt und undeutlich zu sprechen, aus Besorgniß, überführt zu werden; Demosthenes aber, wenn er prahlt, lügt für's Erste bei einem Eide, und wünscht den Fluch auf sein Haupt herbei; dann aber erfrecht er sich, von Dingen zu reden, von denen er wohl weiß, daß sie nie sich ereignen werden, und zählt auf, bis wann sie eintreffen werden; auch führt er die Namen von Solchen an, deren Person er nie gesehen, überschleicht das Gehör und ahmt denen nach, welche die Wahrheit sprechen. Deßhalb ist er auch alles Hasses werth, weil er als ein Bösewicht die Kennzeichen der Rechtschaffenen mißbraucht und verwirrt. — — —

Aber gaben uns nicht die Götter Weissagungen und deutliche Winke, uns in Acht zu nehmen? ich dürfte fragen, warnten sie selbst uns nicht beinahe mit menschlicher Stimme? In der That, ich habe nie einen Staat gesehen, der auffallender von den Göttern gerettet und von gewissen Rednern zu Grunde gerichtet worden ist. War es nicht hinreichend, auf das bei den Mysterien erschienene Zeichen Acht zu geben, den

Tod der Eingeweihten? Hat nicht darüber Ameiniades gewarnt, sich in Acht zu nehmen und nach Delphi zu schicken, um die Gottheit zu fragen, was man thun solle; Demosthenes aber, hat er nicht dagegen gesprochen und gesagt, die Pythia halte es mit Philippus, der Unverschämte, der im Genusse der ihm von Euch übertragenen Macht sich übersättigt hat? Hat er nicht zuletzt, ungeachtet die Opfer nicht vollbracht, noch die Zeichen günstig waren, die Soldaten zu offenbarer Gefahr ausgesendet? Und doch wagte er neulich zu sagen, daß darum Philippus nicht in unser Land gekommen, weil die Opfer nicht gut ausgefallen. Welcher Strafe bist Du nun würdig, Du Geißel und Fluch von Griechenland? Denn wenn der Sieger nicht in das Land der Besiegten kam, weil die Opfer nicht gut ausgefallen, Du aber, ohne das Künftige vorher zu wissen, ehe die Opfer unter glücklichen Vorzeichen stattgefunden hatten, die Krieger aussandtest, soll man Dich bei den Unfällen des Staates bekränzen oder über die Grenzen weisen?

Doch giebt es wohl ein unerwartetes und überraschendes Ereigniß, was zu unserer Zeit nicht geschehen wäre? Nicht ein gewöhnliches Menschenleben haben wir durchlebt, sondern wir sind geboren, um ein Gegenstand des Staunens für die Nachwelt zu werden. Der König der Perser, der den Athos durchstach, den Hellespont überbrückte, Land und Wasser von den Griechen forderte und in seinen Briefen zu schreiben wagte, daß er Herr sei über alle Menschen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, dieser kämpft jetzt nicht mehr um die Herrschaft über Andere, sondern bereits um die Rettung seiner Person! Und wir sehen dieselben so großen Ruhmes und des Oberbefehls gegen den Perser gewürdigt, welche auch den Tempel zu Delphi befreiten! Theben aber, Theben, der nachbarliche Staat, ist in Einem Tage mitten aus

Griechenland weggetilgt, wenn auch mit Recht, da es sich wenig um das Wohl des Ganzen kümmerte, doch nicht auf menschliche Weise, sondern durch höhere Fügung, mit dämonischem Wahnsinn und Unverstand behaftet. Die Lacedämonier aber, die Unglückseligen, die sich in jene Händel nur im Anfange bei der Besitznahme des Tempels eingelassen hatten, sie, die einst auf die Vorsteherschaft (Hegemonie) der Griechen Anspruch machten, werden jetzt Geißeln zum Beweise ihres Unfalls an Alexander senden, und sich selbst mit ihrem Vaterlande gefallen lassen müssen, was er über sie zu verfügen für gut findet, und ihr Schicksal wird von der Mäßigung des Siegers, der zuerst von ihnen beleidigt worden ist, abhängen. Unser Staat aber, die gemeinsame Zuflucht der Griechen, wohin früher die Gesandtschaften aus Griechenland kamen, um Staat für Staat bei uns Rettung zu finden, kämpft jetzt nicht mehr um den Oberbefehl über die Griechen, sondern bereits um den Boden des Vaterlandes. Und dieses ist uns begegnet, seit Demosthenes an den Staatsgeschäften Theil nimmt. Treffend ist die Erklärung des Dichters Hesiodus über solche Menschen. Denn er belehrt irgendwo die Völker, und räth den Staaten, den schlechten Volksführern nicht Beifall zu geben. Doch ich werde seine Worte selbst anführen; denn ich denke, daß wir als Knaben darum die Gedanken der Dichter auswendig lernen, um sie als Männer zu benutzen:

Ganze Staaten oft wurden durch Einen Schlechten gefährdet,
Der sich Freveln ergab und brütete über Verbrechen.
Diesen sandte vom Himmel herab Verderben Kronion,
Hunger zugleich und Pest, und es gehen zu Grunde die Völker;

Jenen vernichtet er mächtige Schlachtreih'n, oder die Mauer,
Oder es straft fernschauend Kronion im Meere die Schiffe.

Wenn Ihr vom Versmaße des Dichters absehet und die Gedanken prüfet, so werdet Ihr, glaube ich, meinen, es seien nicht Dichtungen des Hesiodus, sondern ein Orakel auf die Staatsverwaltung des Demosthenes. Denn Land- und Seemacht und Städte sind durch seine Politik von Grund aus zerstört worden. Und doch, denke ich, war weder ein Phrynondas, noch ein Eurybatus, noch je irgend ein anderer der früheren Taugenichtse ein solcher Marktschreier und Gaukler, daß er (o Erde und Götter, und Dämonen, und Ihr Menschen alle, die Ihr die Wahrheit hören wollt!), Euch in's Angesicht schauend, zu sagen gewagt hätte, daß die Thebaner das Bündniß mit Euch machten, nicht wegen der Zeitumstände, nicht wegen der Schrecken, die sie umdrohten, nicht wegen Eures Ruhmes, sondern wegen der Volksreden des Demosthenes. Es bekleideten ja doch vor diesem viele Männer Gesandtschaften in Theben, die mit Jenen auf sehr vertrautem Fuße standen. Für's Erste Thrasybulus von Kolyttä, ein Mann, der Zutrauen in Theben genoß, wie kein Anderer; dann Thrason von Erchia, ein Staats-Gastfreund der Thebaner; ferner Leomadas von Acharnä, nicht weniger der Rede kundig als Demosthenes, mir vielmehr ein weit angenehmerer Redner; Archidamus von Pelex, auch im Reden ausgezeichnet, der sich wegen der Thebaner bei den Staatsgeschäften vielen Gefahren aussetzte; Aristophon der Azenier, der so lange Zeit den Vorwurf, es mit den Böotiern zu halten, ertragen mußte; Pyrander der Anaphlystier, der auch jetzt noch lebt. Und doch konnte Keiner je die Thebaner zur Freundschaft gegen Euch bewegen. Die Ursache kenne ich zwar,

ich habe aber nicht nöthig, sie zu sagen, wegen ihrer Unglücksfälle. Aber da Philippus ihnen Nicäa wegnahm und es den Thessaliern gab, und den Krieg, den er früher von dem Lande der Böotier entfernt hatte, wieder durch Phocis in die Nähe Thebens selbst spielte, und zuletzt Elatea einnahm, befestigte und mit Besatzung versah, nun erst, als der Schrecken sie ergriff, schickten sie um Hülfe zu den Athenern, und Ihr zoget aus und rücktet in Theben ein, mit gewaffneter Macht, Fußvolk und Reiterei, noch ehe Demosthenes eine einzige Sylbe über das Bündniß vorgeschlagen hatte. Und so führten Euch nach Theben die Zeitumstände, und die Furcht, und das Bedürfniß eines Waffenbundes, und nicht Demosthenes.

Denn bei diesen Angelegenheiten hat sich Demosthenes in drei der wichtigsten Rücksichten gegen Euch vergangen. Für's Erste, da Philippus dem Namen nach mit Euch Krieg führte, in der That aber weit mehr die Thebaner haßte, wie der Ausgang gezeigt hat, was weiter auszuführen nicht nöthig ist: so verbarg er Euch diesen so wichtigen Umstand und gab vor, das Bündniß, welches geschlossen werden sollte, sei nicht das Werk der Zeitumstände, sondern seiner Gesandtschaften, und beredete zuerst das Volk, sich nicht mehr zu berathen, unter welchen Bedingungen das Bündniß eingegangen werden müsse, sondern nur froh zu sein, wenn es zu Stande komme. Und indem er dieses vorläufig durchgesetzt, überlieferte er ganz Böotien der Gewalt der Thebaner, und verordnete in dem Beschlusse, wenn ein Staat von den Thebanern abfalle, so sollen die Athener den Böotiern in Theben zu Hülfe eilen, und gab so, wie er es gewohnt ist, unvermerkt durch Verdrehung der Worte den Sachen eine falsche Richtung, als ob die Böotier, die in der That in eine üble Lage kamen, durch die Umstellung der Worte, welche Demosthenes gebrauchte, sich wür-

den befriedigen lassen, und nicht vielmehr über das, was sie Schlimmes erfahren mußten, unwillig sein müßten. Dann wies er von den Kosten für den Krieg zwei Drittheile Euch an, denen die Gefahr ferner lag, und nur ein Drittheil den Thebanern, und indem er sich für alles dies hatte bestechen lassen, machte er den Oberbefehl zur See gemeinsam, den Aufwand überließ er Euch allein; die Heerführung zu Lande aber, um die Sache nicht durch leere Worte zu beschönigen, trug er ganz auf die Thebaner über, so daß bei Eröffnung des Krieges Stratokles, unser Feldherr, nicht Macht genug hatte, um für die Rettung der Soldaten zu sorgen. Und dessen klage nicht bloß ich ihn an, während Andere dazu stillschweigen, sondern wie ich es sage, so machen Alle ihm Vorwürfe; auch Ihr wisset es, und doch zürnet Ihr ihm nicht. Denn Ihr seid in einer solchen Gemüthsverfassung gegen Demosthenes, daß Ihr bereits daran gewöhnt seid, von seinen Freveln zu hören, ohne daß Ihr Euch weiter darüber verwundert. Das soll aber nicht so sein, sondern man soll unwillig werden und bestrafen, wenn es in Zukunft dem Staate gut gehen soll.

Ein zweiten und weit größern Frevel, als diesen, hat er begangen, daß er den Rath des Staates und die Volksherrschaft unvermerkt von Grund aus untergrub und nach Theben in die Kadmusburg versetzte, indem er den Böotarchen die Gemeinschaft an den Geschäften übertrug. Und er verschaffte sich eine solche Alleinherrschaft, daß er schon beim Auftreten auf der Bühne sagte, er werde als Gesandter abgehen, wohin es ihm gutdünke, auch wenn Ihr ihn nicht absendet; wenn aber einer der Feldherren ihm widerspreche, so werde er, der Eure Vorsteher unterjochte und daran gewöhnte, ihm in Nichts zu widersprechen, auf einen Prioritätsstreit zwischen der Rednerbühne und dem Gerichtshofe (und Lager) der Feldherren antragen;

denn Ihr habet, sagte er, durch ihn von der Rednerbühne mehr Gutes erfahren, als durch die Feldherren von ihrem Amtssitze. Da er aber bei den Miethstruppen für unbesetzte Stellen Sold einnahm und die Gelder der Soldaten stahl, und die zehntausend fremden Krieger den Amphissäern vermiethete, ungeachtet ich in den Volksversammlungen gewaltig dagegen eiferte und laut von Freveln sprach, so führte er durch Wegschleppung jener Söldner den unvorbereiteten Staat mitten in die Gefahr hinein. Denn was glaubet Ihr wohl, daß Philippus in den damaligen Zeitumständen gewünscht habe? Mußte er nicht wünschen, abgesondert gegen die Bürgerheere und abgesondert in Amphissä gegen die Miethstruppen zu kämpfen, und nach einem solchen Schlage der muthlos gewordenen Griechen sich zu bemeistern? Und ungeachtet nun Demosthenes an solchen Uebeln Schuld gewesen, so ist er doch nicht zufrieden, wenn er straflos davon kommt; nein, er ist sogar unwillig, daß er nicht mit dem goldenen Kranze bekränzt werden soll; nicht genügt es ihm, seinen Namen vor Euch ausrufen zu hören, sondern er zürnt schon darüber, wenn er nicht vor allen Griechen verkündigt werden soll. So bewirkt, wie es sich zeigt, ein schlechtes Gemüth, wenn es große Gewalt erhält, öffentliche Unfälle.

Von dem Dritten aber, was noch wichtiger ist, als das bisher Gesagte, will ich nun reden. Da nämlich Philippus die Griechen nicht verachtete und wohl wußte (denn er war nicht unverständig), daß er in der kleinen Frist eines Tages um den Besitz seines errungenen Glückes einen entscheidenden Kampf zu kämpfen habe und deswegen Frieden schließen wollte, und Gesandtschaften abzusenden im Begriff war, und da die Vorsteher in Theben die drohende Gefahr mit Recht fürchteten (denn nicht ein Redner, der einen Feldzug nie mitgemacht, und die Schlachtreihen ver-

lassen hatte, sondern der durch zehn Jahre in Phocis geführte Krieg hatte ihnen eine unvergeßliche Lehre gegeben); da dieses sich so verhielt, und Demosthenes es merkte, und fürchtete, die Böotarchen möchten für sich Frieden schließen wollen, und so ohne ihn von Philippus Gold erhalten, so schien es ihm unerträglich, wenn er bei irgend einer Bestechung zurückbliebe; er sprang also in der Volksversammlung auf, und ungeachtet kein Mensch sagte, weder daß man mit Philippus Frieden schließen solle, noch daß man es nicht solle, sondern weil er dachte, wenn er dieses als Beschluß den Böotarchen verkündigte, daß sie den Gewinn mit ihm theilen würden, schwor er bei der Athene, als ob sie Phidias nur verfertigt hätte, um dem Demosthenes Anlaß zu Gewinn und zu einem falschen Eide zu geben, wenn Einer sage, daß man mit Philippus Frieden schließen müsse, so werde er ihn zuverlässig bei den Haaren in's Gefängniß schleppen, und ahmte so die Politik des Kleophon nach, der zur Zeit des Krieges mit den Lacedämoniern, wie man sagt, den Staat zu Grunde richtete. Als aber die Vorsteher in Theben seine Vorstellungen nicht berücksichtigten, sondern selbst Eure Soldaten, die ausgezogen waren, wieder zurückgehen hießen, damit Ihr Euch über den Frieden berathen möchtet, da war er ganz von Sinnen, trat auf die Bühne, nannte die Böotarchen Verräther der Griechen, und der, der den Feinden nie in's Antlitz schaute, sagte, er werde auf den Beschluß antragen, daß Ihr Gesandte nach Theben schicket, um von den Thebanern den Durchzug gegen Philippus zu verlangen. Weil sich nun die Vorsteher Thebens ohne Noth schämten, sie möchten wirklich als Verräther der Griechen angesehen werden, so standen sie vom Frieden ab und brachen zur Schlachtordnung auf.

Hier geziemt es sich, auch der tapfern Männer zu

gedenken, welche dieser, ohne daß die Opfer günstig und von guter Vorbedeutung waren, zur offenbaren Gefahr aussandte, und es dennoch wagte, mit seinen flüchtigen, der Schlachtordnung entsprungenen Füßen auf das Grab der Gebliebenen zu treten und Jener Tapferkeit zu preisen. O Du zu Großem und Ernstem Untauglichster unter allen Menschen, Du an Unverschämtheit im Reden Unerreichbarer, wirst Du die Frechheit haben, Diesen in das Antlitz schauend, zu behaupten, daß Du bei den Unfällen des Staates bekränzt werden sollest? Und wenn er es behauptet, werdet Ihr es ertragen, und ist Euer Gedächtniß, wie es scheint, mit den Gebliebenen erstorben? Versetzt Euch doch mit Euren Gedanken für einen Augenblick hinweg von dem Gericht in das Theater, und stellt Euch vor, zu sehen, wie der Herold auftritt, und die Verkündigung zufolge des Beschlusses vollzogen wird, und denkt, ob Ihr wohl glaubt, daß die Verwandten der Gebliebenen mehr Thränen über die Trauerspiele und die Leiden der alten Heroen vergießen werden, oder über den bethörten Sinn der Stadt? Denn welchen Griechen oder überhaupt freisinnig Erzogenen würde es nicht schmerzen, wenn er sich im Theater auch nur daran erinnerte, daß einst an diesem Tage vor Aufführung der Trauerspiele, wie jetzt, als noch der Staat eine bessere Gesetzgebung und ausgezeichnetere Vorsteher hatte, der Herold auftrat und die Waisen, deren Väter im Kriege geblieben waren, Jünglinge in voller Rüstung, vorstellte, und den schönsten, zur Tapferkeit am meisten ermunternden Aufruf hören ließ, daß diese Jünglinge, deren Väter, tapfere Männer, im Kriege geblieben, bis in ihr Jünglingsalter das Volk erzogen, jetzt aber sie, mit voller Rüstung geschmückt, in ihre Heimath mit den besten Wünschen zurückkehren lasse und zum Ehrensitze einlade.

Damals nun verkündigte Solches der Herold, aber nicht jetzt, sondern wenn er den, der an der Verwaisung der Kinder Schuld ist, vorstellt, was soll er wohl sagen, welche Worte vorbringen? Denn wenn er auch dies Vorgeschriebene nach dem Beschlusse vorträgt, so wird doch jene Schmach, die in der Wirklichkeit vorhanden ist, nicht zum Schweigen gebracht werden, sondern sie wird den Worten des Herold zu widersprechen scheinen, daß diesen Mann, wenn er anders auch ein Mann ist, das Volk der Athener bekränzt habe, wegen der Tapferkeit, ihn, den Feigsten, wegen seiner Mannhaftigkeit, ihn, den Unmännlichen, der den Posten vor dem Feinde verlassen. Beim Zeus und den anderen Göttern flehe ich Euch, Ihr Athener, stellet nicht ein Denkmal gegen Euch selbst auf der Bühne des Dionysos auf, überführet nicht das Volk der Athener vor den Griechen des Wahnsinns, erinnert nicht die unglückseligen Thebaner an ihr unersetzliches und unheilbares Mißgeschick, welche Ihr, da sie durch die Schuld dieses Menschen der Heimath beraubt worden, im Staate aufgenommen, sie, deren Tempel und Kinder und Gräber die Bestechlichkeit des Demosthenes und das Persische Gold zu Grunde gerichtnt hat. Vielmehr, ob Ihr gleich nicht persönlich zugegen waret, so blicket doch in Gedanken auf ihre Unglücksfälle hin, und stellet Euch vor Augen die Eroberung der Stadt, die Zertrümmerung der Mauern, den Brand der Wohnungen, die in die Sklaverei geschleppten Frauen und Kinder, die Greise und Greisinnen, die zu spät der Freiheit sich entwöhnen mußten, wie sie mit Thränen Euch anflehen, nicht dem Rächer, sondern den Urhebern ihres Schicksals zürnend und in Euch dringen, ja nicht den Mann, welcher den Fluch über Hellas gebracht, zu bekränzen, sondern Euch vor dem Dämon und dem Geschicke, welche diesen Menschen begleiten, zu hüten. Denn

kein Staat, kein Privatmann ist je gut weggekommen, der den Demosthenes zum Rathgeber hatte. Und Ihr, Athener, die Ihr unbedenklich über die Fährleute, die nach Salamis fahren, ein Gesetz aufgestellt habt, wenn Einer wider seinen Willen auf der Fahrt ein Fahrzeug umwerfe, so solle dieser nicht wieder Fährmann sein dürfen, damit er nicht das Leben von Griechen leichtsinnig in Gefahr setze; Ihr solltet Euch nicht schämen, den Mann, der Griechenland und den Staat von Grund aus umstürzte, wieder das Gemeinwesen leiten zu lassen?

Um aber auch von dem vierten Zeitpunkte und von der jetzigen Lage der Dinge zu sprechen, so will ich Euch an Das erinnern, daß Demosthenes nicht bloß seinen Posten in der Schlacht, sondern auch den in der Stadt verließ, und noch dazu eine Eurer Trieren mitnahm und von den Griechen Gelder einzog. Als aber die unerwartete Rettung ihn zur Rückkehr in die Stadt veranlaßte, war er in der ersten Zeit ein furchtsamer Mensch, kam halbtodt auf die Bühne und verlangte, daß Ihr ihn zum Friedenswächter wähletet. Ihr aber gestattetet in der ersten Zeit nicht einmal, auf die Beschlüsse den Namen des Demosthenes zu setzen, sondern truget dieses dem Nausikles auf; jetzt aber verlangt er bereits sogar bekränzt zu werden. Als aber Philippus starb und Alexander zur Regierung gelangte, geberdete er sich wieder stolz, ordnete dem Pausanias Opfer an, zog dem Rathe den Vorwurf zu, daß er der guten Botschaft wegen eine Feier angestellt, gab dem Alexander den Beinamen Margites, und erkühnte sich zu sagen, er werde sich nicht aus Macedonien bewegen. Denn, sagte er, es genüge ihm, in Pella zu spazieren und die Eingeweide der Opfer zu beobachten. Dabei versicherte er, er sage dieß nicht aus bloßer Vermuthung, sondern er wisse es bestimmt. Denn nur um Blut sei die Tapferkeit

zu erkaufen. Dies sagte Er, der selbst kein Blut hat, und den Alexander nicht nach der Natur des Alexander, sondern nach seiner eigenen Unmännlichkeit beurtheilte. Da aber schon die Thessalier beschlossen hatten, gegen unsere Stadt zu Felde zu ziehen, und der Jüngling im Anfange mit Recht erbittert war, als sein Heer schon bei Theben stand, so wurde Demosthenes von Euch zum Gesandten erwählt, entlief aber, als er mitten im Cithäron war, und kehrte zurück, weder im Frieden, noch im Kriege zu etwas brauchbar. Und was das Auffallendste ist, Ihr wolltet ihn nicht ausliefern und verrathen, Ihr ließet ihn nicht vor dem Bundesrathe der Griechen vor Gericht fordern; er aber hat Euch jetzt verrathen, wenn das wahr ist, was man sagt.

Denn die Eilschiffer und die Gesandten an Alexander sagen Folgendes (und man hat Grund, die Sache glaubwürdig zu finden): Es giebt einen gewissen Aristion aus Platäa, Sohn des Gewürzkrämers Aristobulus; vielleicht kennt ihn Mancher von Euch. Dieser Jüngling, der in seinem Aeußern vor Andern sich auszeichnet, wohnte lange Zeit in dem Hause des Demosthenes. Was er da gethan oder mit sich treiben ließ, sei dahingestellt, und in allen Fällen schickt es sich für mich nicht, davon zu reden. Dieser, wie ich höre, von dem man nicht weiß, was er eigentlich ist, und wie er früher gelebt, schmeichelte sich bei Alexander ein und wurde in seine nähere Umgebung aufgenommen. Und durch ihn sendet dieser Briefe an Alexander, und hat sich so Sicherheit und Aussöhnung verschafft, und demselben viele Schmeicheleien sagen zu lassen. Aus Folgendem aber könnt Ihr sehen, wie sehr die That mit dieser Anklage übereinstimmt. Hätte nämlich Demosthenes an so etwas gedacht, hegte er feindselige Gesinnungen gegen Alexander, wie er sagt, so hätte

er drei der schönsten Gelegenheiten gehabt, von denen er keine benutzt hat.

Die erste war die, als Alexander noch nicht lange zur Regierung gelangt war, und, ungeachtet die Angelegenheiten seines eigenen Reiches noch nicht in Ordnung waren, nach Asien übersetzte, der König von Persien aber an Schiffen und Geld und einer Landmacht Ueberfluß hatte, und Euch gern in einen Waffenbund aufgenommen hätte, wegen der ihm drohenden Gefahren. Hast Du da ein Wort gesagt, Demosthenes, oder auf einen Beschluß angetragen? Willst Du, ich soll annehmen, Du habest Dich gefürchtet, nach Deiner gewöhnlichen Weise? Doch ein günstiger Augenblick für den Staat verweilt nicht, bis ein Redner sich von seiner Feigheit erholt hat. Aber als Darius mit der ganzen Macht gegen die Küste gezogen war, und Alexander, an Allem Mangel leidend, wie Du sagtest, in Cilicien eingeschlossen war, und alsobald, wie Du Dich ausdrücktest, von der persischen Reiterei zertreten werden sollte, als die Stadt zu enge schien für Deinen widrigen Uebermuth und Deine Prahlerei mit den Briefen, welche Du an den Fingern herabhängen ließest und so herumzogest, und Einigen mein Antlitz zeigtest, als das eines Erschütterten und Muthlosen, und mich den Goldgehörnten nanntest, und sagtest, ich sei schon (als Opferthier) bekränzt, auf den Fall, daß den Alexander ein Unfall träfe, — auch da thatest Du nichts, sondern verschobest es auf eine schönere Gelegenheit. Doch ich will alles Dieses übergehen und von den gegenwärtigen Umständen sprechen.

Die Lacedämonier und ihre Miethstruppen hatten ein Treffen gewonnen, und die Truppen des Korragus vernichtet; die Eleer traten auf ihre Seite und alle Achäer, außer den Pellenäern, auch ganz Arkadien, außer Megalopolis; dieses wurde belagert, und

es hatte jeden Tag den Anschein, daß es eingenommen würde; Alexander war fern am äußersten Norden, und beinahe jenseits der Grenzen der bewohnten Erde; Antipater brauchte lange Zeit, ein Heer zu sammeln; kurz, die Zukunft war dunkel. So weise uns denn auf, Demosthenes, was Du damals gethan und was Du geredet, und wenn Du willst, so will ich Dir meinen Platz auf der Rednerbühne abtreten, bis Du gesprochen. Da Du aber schweigst, so halte ich es Dir zu gut, daß Du in Verlegenheit bist; was Du aber damals sagtest, will ich jetzt sagt sagen. Erinnert Ihr Euch nicht seiner geschmacklosen und matten Redensarten (wie konntet Ihr sie doch so geduldig anhören, als wäret Ihr von Stahl und Eisen?), wo er auftrat und sagte: „Es blatten gewisse Leute den Staat, wie einen Weinberg, ab, sie haben die Ranken des Volkes abgeschnitten, die Sehnen der Unternehmungen sind zerrissen, wir werden in einen engen Raum zusammengeflochten. Einige stechen uns wie mit Nadeln in das Hintertheil.“ Was sind das, Du Unthier? Worte oder abenteuerliche Gaukeleien? Und ferner, wie Du, auf der Bühne im Kreise Dich herumdrehend, sagtest, als ob Du dem Alexander entgegen wirken wolltest: „Ich gebe zu, daß ich Lakonien aufgehetzt; ich gebe zu, daß ich die Thessalier und Perrhäber abwendig gemacht.“ Du solltest einen Flecken abwendig machen können? Du einem Hause, geschweige denn einem Staate Dich nähern, wo Gefahr drohet? Aber wenn irgendwo Geld aufgewendet wird, da sitzest Du zuerst im Hinterhalt, nie aber wirst Du eine mannhafte That ausführen; wenn aber Etwas von selbst sich ereignet, so missest Du Dir dies bei, und setzest Deinen Namen zu dem Geschehenen; kommt aber irgend eine Gefahr, da läufst Du fort; und sind wir in sicherer Ruhe, so forderst Du Ehrengaben und goldene Kränze.

„Nun ja, aber er ist ein Volksmann.“ Wenn Ihr jedoch das Wohlklingende seiner Reden berücksichtigt, so werdet Ihr getäuscht werden, wie schon früher; wenn Ihr aber auf Natur und Wahrheit sehet, nicht. So fordert auf folgende Weise von ihm Rechenschaft. Ich will mit Euch durchgehen, was für einen Charakter ein sittenreiner Volksfreund haben soll, und als Gegenstück dazu aufstellen, wie nothwendiger Weise ein schlechter Oligarchenfreund beschaffen sein muß. Und Ihr stellet dann Beides einander gegenüber, und sehet, nicht was für Reden, sondern was für ein Leben er führt. Ich glaube, Ihr Alle werdet mit mir übereinstimmen, daß Folgendes bei einem Volksfreunde sich vorfinden muß: Für's Erste muß er frei sein von Vater und Mutter her, damit er nicht wegen des Nachtheils seines Geschlechtes feindselig gegen die Gesetze gesinnt sei, welche die Volksherrschaft schützen. Für's Zweite muß er von den Ahnen her gegen das Volk eine Verbindlichkeit haben, oder, was zum Mindesten ganz nothwendig ist, keine Feindschaft, damit er nicht, um sich für die Unfälle der Ahnen zu rächen, etwas Nachtheiliges gegen den Staat unternehme. Für's Dritte muß er von Natur sittenrein und mäßig sein, in Bezug auf die tägliche Lebensweise, damit er nicht wegen zügellosen Aufwandes sich zum Nachtheil des Volkes bestechen lasse. Viertens soll er von edler Gesinnung und ein tüchtiger Redner sein. Denn es ist schön, wenn die Einsicht das Beste wählt, der gebildete Vortrag des Redners aber die Zuhörer überredet; wo nicht, so muß die edle Gesinnung der Rede immer vorgezogen werden. Fünftens muß er von männlichen Gesinnungen sein, damit er nicht bei drohenden Gefahren das Volk im Stiche lasse. Der Oligarchenfreund muß von diesem Allen das Gegentheil besitzen. Wozu brauche ich es also von Neuem zu entwickeln? So seht denn, was sich von diesem

bei Demosthenes findet, und die Rechnung werde nach allem Rechte gemacht.

Sein Vater war Demosthenes, der Päaniäer, ein freier Mann (denn man muß die Wahrheit nicht entstellen); wie verhält es sich aber mit seiner Mutter und mit dem Großvater von seiner Mutter her? Ich will es sagen. Er war Gylon, der Keramäer. Dieser verrieth den Feinden Nymphäum am Pontus, welcher Platz damals unserem Staate gehörte, floh bei der Hochverrathsklage, ohne das Urtheil abzuwarten, aus der Stadt, und da er zum Tode verurtheilt wurde, kommt er nach dem Bosporus, und dort erhält er zur Belohnung von den Fürsten das sogenannte Kepoi, und heirathet eine reiche Frau, die ihm, beim Zeus, viel Geld mitbrachte, aber eine Scythin von Abkunft war. Von derselben hatte er zwei Töchter, die er mit vielem Vermögen hierher ausstattete, und von denen die Eine sich an irgend Jemand, den ich nicht nennen will, um mich nicht unnöthiger Weise verhaßt zu machen, verheirathete; die Andere heirathete, mit Nichtachtung der Gesetze des Staates, Demosthenes, der Päaniäer; von dieser ist uns der vorwitzige und verläumderische Demosthenes geboren worden. Also wäre er von seinem mütterlichen Großvater her ein Feind des Volkes (denn Ihr habt seine Vorfahren zum Tode verurtheilt), von seiner Mutter her aber ein Scythe, ein Barbar, der nur griechische Worte im Munde führt. Daher ist auch seine Bosheit nicht einheimisch.

In Bezug auf seine tägliche Lebensweise aber, wie verhält es sich da mit ihm? Aus einem Trierarchen wurde er, nachdem er das väterliche Vermögen auf eine lächerliche Art durch eigene Schuld verloren, ein Redenschreiber. Ob er aber gleich auch hierbei für treulos galt und seine Reden an die Gegenpartei verrieth, so drängte er sich doch mit einem Sprunge auf

die Bühne der Staatsredner. Und ungeachtet er durch seine Theilnahme an der Staatsverwaltung sehr viel Geld einnahm, so erwarb er sich doch nur sehr wenig Vermögen. Jetzt indessen ist das Gold des Königs von Persien seinem Aufwande zugeflossen. Aber auch dieses wird nicht hinreichend sein; denn kein Reichthum konnte je einen schlechten Charakter ganz befriedigen. Und, was die Hauptsache ist, er verschafft sich seinen Lebensunterhalt nicht aus seinen eigenen Einkünften, sondern durch Eure Gefahren. Wie steht es aber bei ihm mit der edlen Gesinnung und der Geschicklichkeit im Reden? Er spricht gut und lebt schlecht. Denn er hat sich in Betreff seiner eigenen Person und der Erzeugung von Kindern so betragen, daß ich es nicht sagen mag, was er gethan. Denn ich habe schon die Erfahrung gemacht, daß Solche sich gehässig machten, die von den schlechten Thaten Anderer allzu deutlich sprachen. Nun, was ergiebt sich denn daraus für den Staat? Daß seine Reden gut und seine Thaten schlecht sind.

Was die Tapferkeit betrifft, kann ich mich kurz fassen. Denn wenn er leugnen würde, feig zu sein, oder Ihr es nicht so gut, wie er, wüßtet, so müßte ich mich in meiner Rede darüber ausführlich verbreiten; da er es aber sogar selbst in den Versammlungen zugiebt, und Ihr es so wohl, wie er, wißt, so bleibt mir nur noch übrig, Euch an die darüber aufgestellten Gesetze zu erinnern. Denn Solon, der alte Gesetzgeber, glaubte, daß gleichmäßig dieselben Strafen verdienen, der, welcher keinen Feldzug gemacht, und der, welcher die Reihen verlassen, und der Feige; es giebt nämlich auch Anklagen wegen Feigheit. Doch vielleicht wird sich Mancher von Euch verwundern, daß es Anklagen gegen solche Naturfehler gebe. Es giebt solche. Warum? Damit Jeder von uns, indem er die gesetzlichen Strafen mehr fürchtet, als die

Feinde, ein desto besserer Kämpfer für's Vaterland werde. Der Gesetzgeber also schließt den, welcher keinen Feldzug mitgemacht, und den Feigen, und den, welcher die Reihen verlassen, von den Schranken des Marktplatzes aus, und gestattet nicht, daß er bekränzt werde, noch an den Festen des Demos Theil nehme. Du aber, Ktesiphon, forderst uns auf, einen Mann, welcher nach den Gesetzen nicht bekränzt werden kann, zu bekränzen, und rufst durch Deinen Beschluß einen Unwürdigen bei den Trauerspielen auf die Orchestra, in den Tempel des Dionysos den, der die Tempel aus Feigheit Preis gegeben. Doch, um Euch nicht von dem vorliegenden Gegenstande abzubringen, so erinnert Euch an dieses, wenn er behauptet, ein Volksfreund zu sein. Sehet nicht auf seine Reden, sondern auf sein Leben, und merket nicht auf das, was er zu sein vorgiebt, sondern auf das, was er ist.

Da ich aber der Kränze und Geschenke erwähnte, so sage ich Euch, ehe ich es vergesse, zum Voraus, Ihr Männer von Athen, wenn Ihr nicht diese unmäßigen Geschenke und diese so grundlos ausgetheilten Kränze abschafft, so werden Euch weder die damit Beehrten Dank wissen, noch werden die Angelegenheiten des Staates gefördert werden. Denn die Schlechten werdet Ihr nie besser machen, die Guten aber der äußersten Muthlosigkeit Preis geben. Daß ich aber die Wahrheit sage, davon denke ich Euch wichtige Beweise anführen zu können. Denn wenn Jemand Euch fragte, ob Euch der Staat in der jetzigen Zeit größeren Ruhmes zu genießen scheine, oder zur Zeit der Vorfahren, so würdet Ihr wohl Alle wie aus einem Munde sagen: zur Zeit der Vorfahren. Ob die Männer damals besser waren, als jetzt? damals ausgezeichnet, jetzt weit Jenen nachstehend. Ob Geschenke und Kränze und Ausrufungen und Mahlzeiten im Prytaneum damals zahlreicher waren, als jetzt?

Damals waren Auszeichnungen bei uns selten und der Name der Tugend geehrt; jetzt aber ist die Sache schon abgenutzt, und Ihr bekränzt aus Gewohnheit und nicht aus Ueberlegung. Es ist also wohl nicht ungereimt, diese Betrachtung anzustellen, daß, wiewohl der Geschenke jetzt mehr sind, die Angelegenheiten des Staates doch damals mit mehr Kraft betrieben wurden, als jetzt, und daß die Menschen jetzt schlechter sind, damals aber besser waren. Ich will versuchen, Euch darüber zu belehren.

Glaubt Ihr wohl, Ihr Athener, daß sich Jemand üben möchte auf die Olympischen Spiele, oder irgend einen andern der Kämpfe, bei welchen man Kränze empfängt, den Allkampf, oder auch einen der schwereren Kämpfe, wenn der Kranz nicht dem Besten, sondern dem, der ihn sich durch Ränke auswirkte, gegeben würde? Keiner möchte sich wohl durchüben. Jetzt aber, denke ich, weil der Sieg selten und schwer zu erkämpfen, und schön und und unvergeßlich ist, geben Einige mit Freuden ihren Körper der Gefahr Preis, und ertragen die größten Beschwerden. Stellt Euch demnach vor, Ihr seiet Kampfrichter der politischen Verdienste, und bedenket das, daß, wenn Ihr Wenigen und Würdigen nach den Gesetzen Geschenke gebet, Ihr viele Kämpfer um Verdienste haben werdet; wenn Ihr aber Jedem, der Lust hat, und es sich durch Ränke auswirkt, zu Gefallen lebet, Ihr auch die sittlichen Charaktere verderben werdet. Daß ich aber Recht habe, darüber will ich Euch noch etwas bestimmter belehren. Scheint Euch Themistokles, welcher Anführer war, als Ihr in dem Seetreffen bei Salamis den Perser besiegtet, ein besserer Mann gewesen zu sein, oder Demosthenes, der die Reihen verlassen? Miltiades, der die Schlacht bei Marathon gegen die Barbaren gewann, oder dieser? ferner die, welche von Phylä die verbannte Volks-

partei zurückführten? und Aristides, der Gerechte genannt, der den entgegengesetzten Beinamen von Demosthenes hatte? Doch, bei den olympischen Göttern, ich halte es nicht für recht, daß an demselben Tage dieses Unthier und jene Männer erwähnt werden.

Es zeige demnach Demosthenes in seiner Rede, ob irgendwo geschrieben steht, daß Einer von diesen Männern bekränzt worden. War wohl das Volk undankbar? Nein, sondern hochherzig, und Jene, eben weil sie nicht äußerlich beehrt wurden, des Staates würdig. Denn sie glaubten nicht, durch Buchstaben beehrt werden zu müssen, sondern durch das Andenken Derer, die Gutes von ihnen erfahren, und dieses bleibt von jener Zeit bis auf diesen Tag unsterblich. Was für Geschenke erhielten sie aber? Solche, die würdig sind, erwähnt zu werden. Es hatten Einige in der damaligen Zeit große Anstrengungen und bedeutende Gefahren bestanden, und bei dem Flusse Strymon die Meder im Treffen besiegt. Diese kamen hierher und baten das Volk um ein Geschenk, und es erwies ihnen das Volk große Ehre, wie man damals urtheilte, drei steinerne Hermen in der Halle der Hermen aufzurichten, darauf aber nicht ihre Namen zu schreiben, damit es nicht für eine Inschrift der Heerführer, sondern des Volkes angesehen würde.

Daß ich aber die Wahrheit sage, werdet Ihr aus den Versen selbst abnehmen. Es steht nämlich auf der ersten der Hermen geschrieben:

Fest andauernd erprobten auch Jene sich, die einst der Meder
Söhnen bei Eions Stadt und an des Strymons Gewog'
Grimmigen Hunger und mächtigen Kampf im Treffen bereitet,
Sie, die den Feinden zuerst tiefe Bedrängniß gebracht.

Auf der zweiten:

Ihr wohlthätiges Wirken und Heldenverdienst zu belohnen,
Haben die Bürger Athen's dieses den Führern geweiht.
Mancher der Sprößlinge wird, dies schauend, mächtiger streben,
Einst für gemeinsames Werk Mühsal und Kampf zu bestehn.

Auf der dritten Herme steht geschrieben:

Einst zog hier aus der Stadt mit des Atreus Söhnen Menestheus,
Ihn sah, leitend die Schaar, Ilios Göttergefild.
Ihn, als Ordner der Schlacht, vor den erzumschirmten Hellenen,
Ragend in Maneskraft, hat einst Homeros genannt.
So auch geziemt es sich wohl Athenä's Männer zu nennen
Ordner und Leiter der Schlacht, Lenker der tapfe. Schaar.

Kommt da irgendwo der Name der Führer vor? Nirgends, wohl aber der des Volkes.

Versetzet Euch in Gedanken in die große bunte Halle, denn für alle schöne Thaten sind Denkmale auf dem Versammlungsplatze errichtet. Was ist es nun, Ihr Männer von Athen, was ich sagen will? Daselbst ist ein Gemälde von der Schlacht bei Marathon. Wer war der Feldherr? Auf diese Frage würdet Ihr Alle antworten: Miltiades. Dort aber ist sein Name nicht beigeschrieben. Wie, bat er etwa nicht um diese Belohnung? Er that es, aber das Volk gab sie ihm nicht, sondern statt des Namens gestattete es ihm, als Vormann dargestellt zu werden, wie er die Truppen aufmuntert. In dem Metroon ferner neben dem Rathsgebäude kann man sehen, welche Belohnung ihr Denen gabet, welche die ver-

triebene Volkspartei von Phylä zurückführten. Der, welcher auf den Beschluß antrug und ihn durchsetzte, war Archinus aus Coele, einer von den Wiederherstellern der Volksherrschaft; er trug aber darauf an, ihnen für's Erste tausend Drachmen zu einem Opfer und zu Weihgeschenken zu geben, und dieses beträgt weniger als zehn Drachmen auf jeden Mann; dann rieth er, Jeden von ihnen mit einem Oelzweige zu bekränzen, nicht mit einem goldenen Kranze; denn damals war der Kranz von Oelzweigen ehrenvoll, jetzt aber ist selbst der goldene verachtet. Und er befiehlt selbst, auch das nicht übereilt zu thun, sondern erst, nachdem der Rath genau untersucht, wie viele von ihnen in Phylä belagert wurden, als die Lacedämonier und jene Dreißig, welche Phylä besetzt hatten, angegriffen, nicht aber, wieviel bei Chäronea beim Angriff der Feinde die Reihen verlassen. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, wird Euch der Beschluß vorgelesen werden.

(Er liest den Beschluß über die Belohnung für die Mannschaft von Phylä vor.)

Lies auch vor, worauf Ktesiphon für Demosthenes, den Urheber der größten Uebel, angetragen hat. (Er liest den Beschluß vor.) Durch diesen Beschluß wird die Belohnung derer, welche die Volksherrschaft zurückführten, ausgetilgt. Wenn dieses gut ist, so ist jenes schlecht; wenn Jene auf würdige Art geehrt wurden, so wird Dieser als Unwürdiger bekränzt. Zwar erfahre ich, daß er sagen wolle, daß ich nicht recht handle, indem ich ihm die Thaten der Ahnen an die Seite stelle. Denn auch Philammon, der Faustkämpfer, sei bei den olympischen Spielen bekränzt worden, nicht weil er jenen alten Faustkämpfer Glaukus besiegt, sondern diejenigen, welche mit ihm kämpften; als ob Ihr nicht wüßtet, daß der Wettkampf der Faustkämpfer nur gegen einander selbst stattfindet, bei

denen aber, die bekränzt werden wollen, der Kampf sich auf die Vorzüge selbst bezieht, um deren willen sie bekränzt werden. Denn der Herold muß ohne Falsch sprechen können, wenn er im Theater vor den Griechen die Ausrufung vorbringt. So erzähle uns denn nicht vor, daß Du besser als Patäkion den Staat verwaltet, sondern nur wegen persönlicher Tüchtigkeit, wenn Du sie erreicht hast, magst Du von dem Volke Gunstbezeugungen verlangen. Doch, um Euch nicht von den vorliegenden Gegenständen abzubringen, so wird Euch der Schreiber die Inschrift vorlesen, welche auf diejenigen, welche die Volkspartei von Phylä zurückführten, gemacht worden.

(Er liest die Inschrift vor.)

Diese verehrte mit Kränzen der Mannheit wegen Athenä's
 Alterthümliches Volk, die an die Spitze gestellt
Jenen, welche die Stadt beherrschten mit frevelndem Machtwort,
 Jüngst entrissen die Macht, männlich bestehend Gefahr.

Weil sie jene, welche gegen die Gesetze herrschten, gestürzt hätten, darum seien sie, sagt der Dichter, geehrt worden. Denn damals hallte es noch in Aller Ohren nach, daß die Volksherrschaft aufgelöst worden, nachdem gewisse Leute die Anklagen wegen Gesetzwidrigkeit aufgehoben.

Denn ich habe jenes von meinem Vater vernommen, der in einem Alter von fünfundneunzig Jahren starb und an allen Drangsalen des Staates Theil genommen hatte, der dieselben oft mit mir in seinen Mußestunden durchging; er sagte nämlich, als die Volksherrschaft seit Kurzem wieder hergestellt war, so sei, wenn Jemand in einer Anklage wegen Gesetzwidrigkeit vor Gericht gezogen wurde, Wort und That

gleich behandelt worden. Denn was ist ruchloser, als ein Mann, der Gesetzwidriges sagt und thut? Und, wie er erzählte, hörte man die Sache nicht auf dieselbe Weise an, wie es jetzt geschieht, sondern die Richter waren weit schwieriger gegen die, welche auf Gesetzwidriges antragen, als der Ankläger selbst, und sie ließen oft den Schreiber wiederholen und befahlen, die Gesetze und den Beschluß wieder vorzulesen, und die, welche auf Gesetzwidriges antrugen, wurden verurtheilt, nicht wenn sie alle Gesetze übertreten, sondern wenn sie bloß eine Sylbe verändert hatten. Wie jetzt aber die Sache vor sich geht, das ist überaus lächerlich. Denn der Schreiber liest zwar das Gesetzwidrige vor, die Richter aber, als ob sie ein Gedicht oder einen andern fremdartigen Gegenstand anhörten, sind mit ihren Gedanken bei anderen Dingen. Und Ihr habt schon durch die Künste des Demosthenes eine schimpfliche Gewohnheit bei den Gerichten angenommen. Die rechtlichen Formen des Staates sind nämlich unter Euch verrückt worden. Der Ankläger muß sich vertheidigen, der Angeklagte klagt an, die Richter aber vergessen nicht selten, worüber sie Richter sind, und sind genöthigt, über Sachen ihre Stimme abzugeben, über die sie nicht Richter sind; der Angeklagte aber, wenn er einmal die Sache berührt, behauptet nicht, daß er auf Gesetzmäßiges angetragen, sondern daß auch früher schon einmal ein Anderer, der auf Aehnliches angetragen, freigesprochen worden. Und wie ich höre, macht sich Ktesiphon auch jetzt mit diesem breit.

Es erkühnte sich auch einst jener Aristophon, der Azenier, sich vor Euch zu rühmen, daß er fünfundsiebzig Mal wegen Gesetzwidrigkeit sei angeklagt worden. Nicht so Cephalus, jener Mann der alten Zeit, der als der eifrigste Volksfreund galt, sondern dieser suchte im Gegentheil seine Ehre, indem er behauptete, daß

er, ungeachtet er auf sehr viele Beschlüsse angetragen, doch nie wegen Gesetzwidrigkeit sei angeklagt worden, und er rühmte sich dessen, wie ich denke, mit Recht. Denn nicht bloß diejenigen, welche verschiedene politische Ansichten hatten, klagten einander wegen Gesetzwidrigkeit an, sondern auch Freunde ihre Freunde, wenn sie sich in Etwas gegen den Staat verfehlten. Das werdet Ihr aus Folgendem einsehen: Archinus aus Coele nämlich klagte den Thrasybulus, den Stiriäer, wegen gesetzwidriger Vorschläge an, da er auf Etwas gegen die Gesetze für Einen, der mit ihm von Phylä zurückgekommen, angetragen, und er wurde verurtheilt, ungeachtet er so eben dem Staate große Dienste erwiesen, auf welche aber die Richter keine Rücksicht nahmen; denn sie glaubten, wie Thrasybulus damals die Entflohenen von Phylä zurückgeführt, so vertreibe er jetzt die Zurückbleibenden, indem er auf etwas Gesetzwidriges antrage. Jetzt nun geschieht gerade das Gegentheil. Denn Eure ausgezeichneten Feldherren und Einige von denen, welche sich den freien Tisch in Prytaneum ausgewirkt haben, kommen jetzt mit Bitten um Begnadigung für Freunde, die wegen Gesetzwidrigkeit angeklagt sind, bei Euch ein, und Ihr solltet sie mit Recht für undankbar halten. Denn wenn Einer, der in einer Volksherrschaft, in einer Verfassung, welche die Götter und die Gesetze beschützen, eine Auszeichnung erlangt hat, es wagt, denen, die auf Gesetzwidriges antragen, beizustehen, so hebt er die Verfassung auf, durch welche jene Ehre ihm geworden ist.

Was hat nun ein gerechter und sittenreiner Mann als Anwalt für Regeln bei seinem Vortrage zu befolgen? Ich will es Euch sagen. Der Tag wird in drei Theile getheilt, wenn eine Anklage wegen Gesetzwidrigkeit vor Gericht kommt. Für's Erste wird nämlich dem Ankläger und den Gesetzen und der

Volksherrschaft Wasser zugemessen; dann das zweite dem Angeklagten und denjenigen, welche in dieser Sache sprechen; wenn aber bei der ersten Abstimmung die Gesetzwidrigkeit nicht als ungegründet erklärt wird, so wird dann das dritte Wasser der Strafe und der Größe Eures Zornes zugemessen. Wer nun bei der Bestimmung des Strafansatzes für sich um Stimmen bittet, der fleht Eure Milde an; wer aber bei der ersten Verhandlung um Stimmen bittet, der bittet Euch gegen Eid, gegen Gesetz, gegen Volksherrschaft. Um dieses darf also Keiner weder bitten, noch, wenn darum gebeten wird, es gestatten. So befehlet ihnen denn, Euch die erste Abstimmung nach den Gesetzen machen zu lassen, und dann erst wegen der Strafbestimmung sich bei Euch zu verwenden.

Ueberhaupt, Athener, möchte ich Euch beinahe rathen, ein Gesetz über Klagen wegen Gesetzwidrigkeit abzufassen, daß es weder dem Ankläger gestattet sei, Beistände zu haben, noch dem wegen Gesetzwidrigkeit Angeklagten; denn das Recht ist nicht unbestimmt, sondern begrenzt durch Eure Gesetze. Wie wir nämlich in der Baukunst, wenn wir wissen wollen, was gerade sei und was nicht, das Richtmaaß anlegen, und dieses entscheidet, so ist uns auch bei den Anklagen der Gesetzwidrigkeit ein Richtmaaß des Rechtes gegeben, nämlich die Gesetztafel, der Beschluß, und die darüber aufgestellten Gesetze. So zeige denn, daß diese mit einander übereinstimmen, und tritt ab; was hast Du denn dabei nöthig, den Demosthenes zu Hülfe zu rufen? Wenn Du aber die gerechte Vertheidigung überspringst, und den ruchlosen Menschen, den Redekünstler, herzurufst, so bethörest Du die Ohren, beeinträchtigest den Staat, hebst die Volksherrschaft auf.

Wie kann man sich nun vor solchen Reden verwahren? Ich will es sagen. Wenn Ktesiphon hier auftritt und vor Euch die für ihn aufgesetzte Einleitung

vorträgt, und dann sich bei Dingen verweilt, die nicht zu seiner Vertheidigung gehören, so erinnert ihn ganz sachte, die Gesetztafel zu nehmen und neben dem Beschlusse die Gesetze zu lesen, und die Uebereinstimmuug zu zeigen; wenn er sich aber stellt, als ob er Euch nicht höre, so höret auch Ihr nicht auf ihn. Denn Ihr seid nicht hier erschienen, unrechtmäßige Vertheidigungen von Angeklagten anzuhören, sondern von solchen, die sich rechtmäßig vertheidigen wollen. Wenn er aber mit Ueberspringung der rechtmäßigen Vertheidigung den Demosthenes aufruft, so wäre es wohl das Beste, den ruchlosen Menschen, der durch seine Worte die Gesetze aufheben zu können glaubt, nicht auftreten zu lassen; Keiner von Euch möge das für ein Verdienst halten, auf die Anfrage des Ktesiphon, ob er den Demostehenes aufrufen solle, zuerst aufzuschreien, ruf' ihn, ruf' ihn! Gegen Dich rufst Du ihn auf, gegen die Gesetze, gegen die Volksherrschaft. Wenn Ihr ihn aber hören wollt, so verlanget, daß Demosthenes sich auf dieselbe Weise vertheidige, wie auch ich ihn angeklagt. Wie habe ich ihn aber angeklagt? Ich will es Euch in Erinnerung bringen.

Ich habe vorher weder das Privatleben des Demosthenes durchgegangen, noch irgend einen seiner öffentlichen Frevel erwähnt, ungeachtet ich reichlichen und mannigfaltigen Stoff dazu hatte; ich würde mich sonst als einen Menschen gezeigt haben, der sich gar nicht zu helfen weiß; sondern ich bewies für's Erste, daß die Gesetze verbieten, die, welche einer Rechenschaft unterworfen sind, zu bekränzen; dann überführte ich den Redner, daß er darauf angetragen, den Demosthenes, ob er gleich einer Rechenschaft unterworfen war, zu bekränzen, ohne nur irgend etwas vorzuschützen, noch beizufügen, wann er Rechenschaft gegeben habe, sondern mit gänzlicher Verachtung Enrer und der Gesetze. Ich führte Euch die Beschönigun-

gen an, die sie vorbringen werden, und bitte dringend, das auch Ihr derselben gedenket. Für's Zweite durchging ich mit Euch die Gesetze über die Verkündigungen, in welchen ausdrücklich untersagt ist, die durch das Volk geschehene Bekränkung außerhalb der Volksversammlung zu verkündigen. Der angeklagte Redner aber hat nicht bloß die Gesetze übertreten, sondern auch die Zeit der Ausrufung und den Ort, indem er verlangte, daß der Ausruf nicht in der Volksversammlung, sondern im Theater geschehe, und nicht, wenn die Athener zur Volksmenge zusammenträten, sondern vor dem Auftritt der tragischen Schauspieler. Nach diesem sagte ich Weniges über seine Privatverhältnisse, am meisten aber spreche ich über seine öffentlichen Frevel.

Verlangt also, daß sich auch Demosthenes so vertheidige, zuerst in Beziehung auf das Gesetz über die Rechenschaftspflichtigen, dann in Bezug auf das über die Verkündigungen, und für's Dritte, was das Wichtigste ist, dagegen, daß er nicht einmal der Belohnung würdig sei; wenn er Euch aber bittet, ihm die Anordnung seiner Rede zu überlassen, und verheißt, daß er am Ende den Punkt der Gesetzwidrigkeit schon widerlegen werde, so gebet es nicht zu, und seid überzeugt, daß dieses ein Fechterstreich vor Gericht ist. Denn er hat nicht die Absicht, hernach sich wegen der Gesetzwidrigkeit zu vertheidigen, sondern da er nichts Rechtliches zu sagen weiß, so will er durch Einschiebung anderer Dinge Euch die Anklage vergessen machen. Wie Ihr nun sehet, daß bei den gymnastischen Kämpfen die Faustkämpfer mit einander um die Stellung streiten, so kämpfet auch Ihr den ganzen Tag zum Besten des Staates mit ihm um die Anordnung der Rede, und lasset ihn nicht auf Gegenstände sich verbreiten, die das Gesetzwidrige nichts angehen, sondern höret ihm wachsam und mit lauernder Aufmerksamkeit

zu, und treibet ihn zu den Punkten, die die Sache betreffen, und gebet Acht, wann er abschweifen will; was dann der Erfolg sein wird, wenn Ihr nur auf diese Weise ihn anhören wollt, das bin ich schuldig Euch vorher zu sagen. Er wird nämlich den Marktschreier, den Beutelschneider und Staatszerstückler spielen. Denn er heult leichter, als Andere lachen, und schwört mit dem größten Leichtsinne falsche Eide.

Ich würde mich aber nicht wundern, wenn er den Ton ändern und die draußen Herumstehenden schmähen und sagen würde, daß die Oligarchen, welche die Wahrheit selbst ausscheide, zur Bühne des Anklägers kommen, die Volksfreunde aber zu der des Angeklagten. Wenn er etwas von der Art sagt, so erwidert ihm gegen seine aufrührerischen Reden Folgendes: „Demosthenes, wären die, welche die vertriebene Volkspartei von Phylä zurückgeführt, Dir gleich gewesen, so wäre die Volksherrschaft nie hergestellt worden. Nun aber haben Jene bei großem Unglück den Staat gerettet, und das schönste Wort, das ihre Bildung beurkundet, gesprochen: Vergessenheit der Beleidigungen! Du aber reißest von Neuem die Wunden auf, und es liegt Dir mehr an Reden, welche den Beifall eines Tages erwerben, als am Wohle des Staates." Wenn er aber als ein Meineidiger sich durch Betheuerung mit Eiden Glauben verschaffen will, so bringet ihm das in Erinnerung, das derjenige, der oft meineidig ist und doch immer bei denselben mit seinen Eiden Glauben finden will, von Zweien Eines haben muß, wovon Keines sich bei Demosthenes findet, entwrder neue Götter, oder nicht dieselben Zuhörer; wenn er aber mit Thränen und erhobenem Ton der Stimme Euch fragt: Wohin soll ich fliehen, Ihr Männer von Athen? Wollt Ihr mich aus dem Staate ausscheiden? Dann weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll!" — so antwortet ihm:

„Das Volk der Athener, wohin soll es seine Zuflucht nehmen, Demosthenes? zu welchen Bundesgenossen, die Du erworben? zu welchen Geldunterstützungen? Wie hast Du das Volk durch Deine politischen Unterhandlungen gedeckt? Denn wie Du für Dich gesorgt, sehen wir Alle: Du hast die Stadt verlassen, nicht, wie man glaubt, im Piräeus Dich niederzulassen, sondern Du bist im Begriff, aus dem Staatsgebiete davonzusegeln, und hast durch Deine Unmännlichkeit Dir Reisegeld verschafft, das persische Gold und die öffentlichen Bestechungen."

Ueberhaupt, wozu die Thränen? wozu das Geschrei? wozu die Anstrengung der Stimme? Ist nicht Ktesiphon der Angeklagte? Ist nicht die Strafe bei diesem Prozesse durch Gesetze bestimmbar? Du aber, Du kämpfest ja weder für Dein Vermögen, noch für Deine Person, noch für die Bestrafung. Nun, wofür dynn dieser Eifer? wegen der goldenen Kränze und der gesetzwidrigen Verkündigungen im Theater. Und doch solltest Du, wenn das Volk im Wahnsinne oder aus Vergeßlichkeit des Festgesetzten Dich zu einer so ungelegenen Zeit bekränzen wollte, vor die Versammlung treten und sagen: „Ihr Männer von Athen, ich nehme zwar den Kranz an, ich mißbillige aber den Zeitpunkt, in welchem die Verkündigung geschieht; denn es gebührt mir nicht, wegen eines Anlasses bekränzt zu werden, welcher die Stadt in Trauer und Jammer versetzt hat." Doch so würde, denke ich, ein Mann sprechen, der wirklich rechtschaffen gelebt hat; was Du aber sagen willst, kann wohl nur ein Auswürfling der Menschheit, der die Tugend mit Neid und Haß verfolgen will, sagen; denn, beim Herkules, Keiner von Euch wird wohl fürchten, daß Demosthenes, der hochherzige und im Kriege ausgezeichnete Mann, wenn er der Belohnung nicht theilhaftig wird, nach Hause gehen und sich umbringen werde, Er, der

Euch gegenüber der Ehrliebe so sehr spottet, daß er dieses sein schandbares, einer Rechenschaft unterworfenes Haupt, das Jener gegen alle Gesetze zu bekränzen anträgt, tausendmal verwundet, und Lohn dafür genommen hat, als er wegen einer vorsätzlichen Verwung mit einer Anklage auftreten wollte, der solche Faustschläge erhielt, daß man wohl auch jetzt noch, wie ich vermuthe, die Spuren von den Fäusten des Midias bemerken kann; denn dieser Mensch gebraucht seinen Kopf nicht als Kopf, sondern als ein Kapital.

Ueber den Ktesiphon aber, der auf diesen Vorschlag antrug, will ich nur Weniges sagen und das Meiste übergehen, um von Euch zu erfahren, ob Ihr die ausgezeichnet Schlechten unterscheiden könnet, auch wenn Niemand vorher darüber eine Andeutung giebt; was man aber mit Recht gegen sie Beide gemeinschaftlich sagen kann, das will ich Euch sagen. Sie gehen nämlich auf dem Markte herum, und da sie die rechte Meinung von einander haben, sagen sie die Wahrheit. Denn Ktesiphon erklärt, er fürchte nicht für sich selbst, weil er hoffe, als Idiote zu gelten, sondern er fürchte sich vor der Bestechlichkeit des Demosthenes in den politischen Verhältnissen, und vor seiner Betroffenheit und Feigheit. Demosthenes aber sagt, im Hinblick auf sich selbst, er sei guten Muthes, er sei aber sehr besorgt wegen der Schlechtigkeit und der Hurenwirthschaft des Ktesiphon. Und Ihr, Ihr gemeinsamen Richter der Beschuldigungen, Ihr werdet doch keineswegs Solche, welche einander selbst gegenseitig wegen ihrer Frevel verurtheilen, lossprechen.

Ueber die Schmähungen gegen mich aber will ich Einiges voranschicken. Ich habe nämlich vernommen, daß Demosthenes sagen werde, wie der Staat durch ihn mannigfaltigen Nutzen erhalten, durch mich aber Schaden gelitten, und daß er den Philippus und den

Alexander und Beschuldigungen von dieser Seite her gegen mich anführen werde. Denn er ist, wie es scheint, ein so gewaltiger Redekünstler, daß es ihm nicht genügt, meine politischen Handlungen unter Euch, oder meine Volksreden anzuklagen, sondern er zieht auch mein ruhiges Privatleben durch; er klagt mein Stillschweigen an, damit er Nichts unverleumdet lasse; er tadelt auch meinen Umgang mit den Jüngern auf den Turnplätzen, und bringt gegen diesen Prozeß, gleich im Anfange seiner Rede, eine Beschuldigung vor, daß ich die Anklage nicht zum Besten des Staates vorgebracht, sondern um dem Alexander eine Probe meiner Denkungsart zu geben wegen seiner Feindschaft gegen ihn. Und in der That, wie ich höre, will er mich befragen, warum ich das Ganze seiner Staatsverwaltung tadle, das Einzelne aber nicht gehindert, noch angeklagt, sondern erst nach einem langen Zwischenraume, und zudem, ohne an den Staatsgeschäften häufigen Antheil zu nehmen, die Anklage vorgebracht habe?

Ich aber beneide weder den Zeitvertreib des Demosthenes, noch schäme ich mich des meinigen, noch wünschte ich, daß die von mir vor Euch gehaltenen Reden nicht vorgetragen wären, noch möchte ich länger leben, wenn ich gleiche Volksreden, wie er, gehalten. Mein Stillschweigen aber, Demosthenes, verursachte die Regelmäßigkeit meines Lebens; mir genügt Weniges, und ich sehne mich nicht verwerflicher Weise nach Höherem; daher geschieht es nach reifer Ueberlegung, wenn ich schweige oder rede; keineswegs aber werde ich durch einen Hand nach Aufwand dazu gezwungen. Du aber warst, wie ich glaube, still, wenn Du etwas erhalten; Du schriest, wenn Du es durchgebracht. Du sprichst aber nicht, wenn es Dir gut scheint, noch was Du willst, sondern wenn die Lohnherren es Dir befehlen. Und Du schämst Dich

nicht, mit Sachen zu prahlen, von deren Unrichtigkeit Du alsobald überführt wirst. Denn die Anklage gegen diesen Beschluß, von welcher Du sagst, daß ich sie nicht zum Besten des Staates, sondern um dem Alexander meine Freundschaft zu erweisen, vorgebracht, wurde noch bei Lebzeiten des Philippus aufgestellt, ehe Alexander zur Regierung gelangt war, ehe Du den Traum wegen des Pausanias geträumt und während der Nacht Dich mit der Athene und Here unterredet hattest. Wie hätte ich nun dem Alexander dadurch meine Freundschaft erproben können? es müßte denn sein, daß ich und Demosthenes denselben Traum gehabt hätten.

Du wirfst mir aber vor, daß ich nicht anhaltend, sondern nach Zwischenräumen vor dem Volke auftrete, und meinst, wir merken es nicht, daß Du diese Ansicht nicht aus der Volksherrschaft, sondern aus einer anderen Staatsverfassung entnommen hast. Denn in der Oligarchie klagt nicht an, wer will, sondern wer Macht hat; in den Demokratien aber, wer will und wann es im gut scheint. Nach Zwischenräumen zu sprechen, ist das Merkmal eines Mannes, der zur rechten Zeit und zum Gemeinwohle sich mit dem Staate beschäftigt; keinen Tag auszulassen aber, die Sache eines Solchen, der die Sache wie ein Handwerk treibt und Lohn sucht. Wenn Du aber zu solchen Reden Deine Zuflucht nimmst, daß Du noch nie von mir seist angeklagt worden, noch eine Strafe für Frevel ausgestanden, so glaubst Du entweder, die Zuhörer seien vergeßlich, oder Du täuschest Dich selbst. Vielleicht hoffst Du nämlich, daß das Volk vergessen habe, was Du gegen die Amphissäer gefrevelt, und wie Du Dich wegen Euböa bestechen ließest, da eine lange Zeit dazwischen verflossen ist, seit Du von mir offenbar überführt wurdest; was aber die Räubereien bei den Dreirudern und den Trierarchen betrifft, welche

Zeit könnte diese verbergen, als Du über die dreihundert Schiffe ein Gesetz aufstelltest, und die Athener beredetest, Dich zum Befehlshaber der Schiffsmacht zu machen, und Du von mir überwiesen wurdest, die Trierarchen von fünfundsechzig schnellsegelnden Schiffen dem Staate entzogen zu haben, indem Du so die Schiffsmacht des Staates mehr schwächtest, als da die Athener die Lacedämonier und den Pollis im Seetreffen bei Naxos besiegten? Du hast aber durch Deine Anschuldigungen Dich gegen die Strafen so verschanzt, daß nicht Dir, dem Frevler, sondern denen, welche Dich angreifen, Gefahr droht, und in Deine Verleumdungen ziehst Du beständig den Alexander und Philippus hinein, und beschuldigst Einige, daß sie den günstigen Gelegenheiten des Staates im Wege stehen, Du, der Du immer für die Gegenwart Schaden stiftest und auf die Zukunft hinweisest.

Hast Du nicht endlich, da Du von mir als Staatsverbrecher angeklagt werden solltest, den Anaxinus aus Oreos ergreifen lassen, welcher Waaren für Olympias kaufte, und denselben Mann mit Deiner Hand der Folter übergeben, und darauf angetragen, ihn mit dem Tode zu bestrafen, da Du doch bei dem nämlichen Manne in Oreos eingekehrt, und von demselben Tisch mit ihm gegessen und getrunken, und Trankopfer gespendet, und ihm die Rechte gereicht, und ihn als Vertrauten und Gastfreund angenommen hattest; und diesen hast Du zum Tode gebracht! Und als Du von mir vor allen Athenern dieser Thaten überführt und Freundesmörder genannt wurdest, hast Du den Frevel nicht geleugnet, sondern eine Antwort gegeben, die einen lauten Schrei des Unwillens bei dem Volke und allen Fremden, welche die Volksversammlung umstanden, erregte; Du sagtest nämlich, daß Du das Salz der Stadt höher schätzest, als den Freundestisch. Ich schweige von den lügenhaften

Briefen und der Ergreifung der Spione, und der Folter bei ungegründeten Anklagen, als ob ich mit Einigen im Staate Neuerungen machen wollte. Ferner will er mich, wie ich höre, fragen, was das wohl für ein Arzt wäre, der dem Kranken während seiner Krankheit nichts rathen würde, nach seinem Tode aber zu den Opfern des neunten Tages käme und den Verwandten herzählte, durch was für Mittel er würde gesund geworden sein; Dich selbst aber fragst Du nicht dagegen, was das für ein Volksfreund sein möge, der zwar dem Volke zu schmeicheln verstehe, die Anlässe aber, bei welchen der Staat gerettet werden könnte, verkaufe und die Wohlgesinnten durch Verleumdung am Mitrathen hindere, den Gefahren enteile und den Staat mit unheilbaren Uebeln belaste, und dann doch wegen seiner Verdienste bekränzt werden wolle, Er, der nichts Gutes gethan, im Gegentheile an allen Unfällen Schuld gewesen, und dennoch die, welche zur Zeit, als der Staat gerettet werden konnte, durch Verleumdung von der Verwaltung entfernt wurden, frage, warum sie seine Mißgriffe nicht verhindert; und zum Schlusse von Allem verhehle, daß wir, nachdem die Schlacht erfolgt war, nicht auf seine Bestrafung zu denken Zeit hatten, sondern für die Rettung des Staates als Gesandte abgingen? Da es Dir aber nicht genügte, nicht gestraft worden zu sein, sondern Du sogar Belohnungen fordertest und den Staat vor den Griechen lächerlich machen wolltest, da trat ich entgegen und brachte die Anklage vor.

Und, bei den olympischen Göttern! unter Allem, was Demosthenes, wie ich höre, sagen will, ärgert das mich am meisten, wovon ich jetzt zu reden im Begriff bin. Er vergleicht nämlich mein Talent mit den Sirenen, und sagt, auch von Jenen werden die Zuhörer nicht ergötzt, sondern zu Grunde gerichtet. Deswegen sei die Musik der Sirenen in keinem guten

Rufe, und so gereiche auch meine Rednererfahrenheit und mein Talent zum Schaden der Zuhörer. Ich glaube nun zwar, daß es sich überhaupt nicht gezieme, ein solches Wort von mir zu sagen; denn es ist schändlich, wenn der Ankläger nicht durch die That seine Anklage beweisen kann. Wenn es aber doch gesagt werden mußte, so hätte es nicht Demosthenes sagen sollen, sondern ein Feldherr, der Großes für den Staat ausgeführt hat, aber keine Rednergabe besitzt, und der deswegen das Talent seiner Gegner beneidet, weil er sich bewußt ist, nicht von seinen eigenen Thaten sprechen zu können, aber sieht, daß der Ankläger es kann, und sogar das, was er nicht gethan, den Zuhörern vorzustellen vermag, wie er es verwaltet habe. Wenn aber ein aus Wörtern, und zwar bittern und unnützen, zusammengesetzter Mann, wenn ein Solcher zu seiner Einfachheit und zu Thatsachen seine Zuflucht nimmt, wer könnte es aushalten? ein Mann, an dem, wenn man ihm, wie bei den Flöten, die Zunge wegnimmt, Nichts übrig bleibt. Ich verwundere mich aber über Euch, Ihr Athener, und frage, in welcher Rücksicht Ihr die Klage verwerfen wollt. Etwa weil der Beschluß gesetzmäßig ist? War doch nie irgend ein Antrag gesetzwidriger. Oder weil der, welcher auf den Beschluß antrug, nicht gestraft zu werden geeignet ist? Dann giebt es bei Euch keine Rechenschaft über den Lebenswandel, wenn Ihr diesen loslasset. Ist das aber nicht betrübend, daß, da früher die Bühne voll von goldenen Kränzen war, mit denen unser Volk von den Griechen bekränzt wurde, weil für auswärtige Bekränzungen dieser Tag bestimmt war, nunmehr durch die Politik des Demosthenes Ihr der Kränze und Ausrufungen entbehren müsset, während der Name dieses Menschen ausgerufen werden soll? Und wenn einer der Tragiker, die nachher Stücke aufführen lassen, in einem Trauerspiel den Thersites als

von den Griechen bekränzt vorstellen würde, so würde es wohl Jeder von Euch unerträglich finden, da Homer sagt, daß er unmännlich und ränkevoll gewesen; Ihr aber, wenn Ihr einen solchen Menschen bekränzet, glaubet Ihr nicht durch das Urtheil der Griechen ausgezischt zu werden? Denn Eure Väter schrieben die rühmlichen und glänzenden Thaten dem Volke zu, die gemeinen und niedrigen aber schoben sie auf die schlechten Redner; Ktesiphon hingegen glaubt, Ihr sollet Demosthenes der Schmach entledigen und sie auf das Volk wälzen.

Ihr behauptet ferner mit Recht, glücklich zu sein, wie Ihr es auch seid, dem Himmel sei Dank! Wollt Ihr nun durch einen Beschluß erklären, daß Ihr vom Glücke verlassen worden seid, von Demosthenes aber Wohlthaten empfangen habt? Wollt Ihr, was das Allerungereimteste wäre, vor denselben Gerichten, vor denen ihr diejenigen, welche der Annahme wegen Geschenkannahme überführt werden, für ehrlos erkläret, den Mann bekränzen, von dem Ihr wisset, daß er um Sold die Staatsgeschäfte getrieben? Bestrafet Ihr doch die Richter bei den Festen des Bacchus, wenn sie nicht gerecht die jährlichen Chöre beurtheilen; Ihr selbst aber, die Ihr nicht Richter über jährliche Chöre, sondern über Gesetze und politisches Verdienst seid, wolltet die Geschenke nicht nach den Gesetzen, auch nicht wenigen und würdigen Männern geben, sondern dem, der sie sich durch Ränke auswirkt? Wenn ein solcher Richter den Gerichtshof verläßt, so hat nur er sich selbst unmächtig, den Redner aber mächtig gemacht. Denn ein Privatmann ist in einer Volksherrschaft durch Gesetz und Stimme König; wenn er dieses aber um eines Andern willen Preis giebt, so hat er selbst seine eigene Herrschaft aufgehoben; dann peinigt ihn der Eid, den er, ehe er richtete, geschworen, der ihm immer gegenwärtig ist, natürlich, weil er

an ihm sich versündigt hat: die Gunst aber, die er irgend Einem erwies, blieb diesem unbekannt, denn die Abstimmung geschieht geheim.

Es scheint mir aber, Athener, daß wir in Beidem sorglos handeln, indem wir die Verfassung aufrecht erhalten wollen, und indem wir sie gerade dadurch der Gefahr blos stellen. Denn daß unter den jetzigen Umständen die Menge einigen Wenigen die Grundfesten der Volksherrschaft überläßt, das kann ich nicht loben; daß aber nicht ein Schwarm von schlechten und kühnen Rednern sich gegen uns erhoben, darin sind wir glücklich. Früher nämlich hat unsere Stadt solche Naturen hervorgebracht, die so leicht die Volksherrschaft stürzen konnten; denn das Volk fand Freude an Schmeicheleien. Dann zerstörten die Volksgewalt nicht die, welche es fürchtete, sondern denen es sich anvertraute; einige derselben gehörten sogar zu den Dreißigen, welche mehr als fünfzehnhundert Bürger ohne Urtheil tödteten, ehe man ihnen die Ursachen bekannt machte, warum sie sterben sollten, und ohne daß Jene auch nur die Verwandten bei dem Leichenbegängniß und der Bestattung der Gemordeten gegenwärtig sein ließen. Wollt Ihr denn nicht die, welche Staatsgeschäfte treiben, Euch selbst unterwürfig haben? Wollt Ihr nicht die, welche sich jetzt erheben, erniedrigen und von Euch weisen? Erinnert Ihr Euch nicht, daß Keiner je mit der Aufhebung der Volksherrschaft umging, ehe er mächtiger war, als die Gerichte?

Gern, Ihr Athener, möchte ich für Euch gegen den, welcher auf den Beschluß angetragen, untersuchen, um welcher Verdienste willen er den Demosthenes bekränzen will. Wenn Du nämlich sagst (denn damit beginnt Dein Antrag), daß er die Gräben um die Mauern schön gegraben, so muß ich mich über Dich verwundern. Denn die Schuld, die Nothwen-

digkeit des Baues veranlaßt zu haben, ist gewichtiger, als das Verdienst der guten Ausführung. Der rechte Staatsmann soll nicht, weil er die Mauern mit Gräben umzogen, noch weil er die öffentlichen Gräber zerstört, Belohnungen fordern, sondern wenn er etwas Gutes für den Staat gestiftet hat. Wenn Du aber zu dem zweiten Theile des Antrages kommen willst, in welchem Du zu schreiben wagtest, daß er ein rechtschaffener Mann sei, und stets zum Besten des Volks der Athener spreche und handle, so laß den prahlerischen Prunk des Beschlusses weg und halte Dich an Thatsachen. Beweise uns, was Du behauptest. Ich übergehe nun zwar seine Bestechungen in der Sache der Amphissäer und Euböer. Wenn Du aber die Ursache des Bündnisses mit den Thebanern dem Demosthenes beimissest, so täuschest Du die Unwissenden; die aber, welche es wissen und merken, verhöhnest Du. Denn Du stellst den Zeitpunkt und das Ansehen unseres Volkes, um dessen willen das Bündniß zu Stande kam, in den Hintergrund, und glaubst, ohne daß wir es merken, die Ehre, die der Stadt gebührt, auf den Demosthenes übertragen zu können.

Wie groß aber diese Prahlerei ist, werde ich durch einen triftigen Grund zu zeigen versuchen. Der König der Perser nämlich sandte nicht lange vor dem Uebergange des Alexander nach Asien an das Volk einen sehr übermüthigen und barbarischen Brief, in welchem er neben andern sehr groben Aeußerungen namentlich am Ende des Briefes beifügte: „Ich werde Euch kein Gold geben. Bittet mich nicht darum. Ihr werdet nichts erhalten.“ Ebenderselbe sandte hernach, als er von den ihn jetzt treffenden Gefahren heimgesucht ward, ohne daß die Athener es forderten, von selbst dem Volke dreihundert Talente, und das Volk war so vernünftig, sie nicht anzunehmen. Was aber das Gold herbeischaffte, das waren die Zeitumstände

und die Furcht, und das Bedürfniß von Bundesgenossen. Eben dasselbe bewirkte auch das Bündniß mit den Thebanern. Du nun bringst den Namen der Thebaner und des unglückseligsten Bündnisses immer bis zum Ekel in Deinen Reden vor; Du schweigst aber von den siebenzig Talenten, die Du von dem königlichen Gelde vorweg nahmst und Jenen entzogst. Haben nicht die Miethstruppen den Thebanern die Burg wegen Mangel an Geld, nämlich an fünf Talenten, nicht übergeben? Wurde nicht jenes Unternehmen wegen neun Talenten nicht ausgeführt, obgleich alle Arkadier ausgezogen, und die Führer zur Hülfe bereit waren? Du aber bist reich, und verschwenderisch für Deine Vergnügungen, und, was die Hauptsache ist, das königliche Gold ist diesem, die Gefahren sind Euch zugefallen.

Es lohnt sich aber der Mühe, auch das ungebildete Betragen dieser Menschen zu betrachten. Wenn nämlich Ktesiphon es wagen wird, den Demosthenes aufzufordern, vor Euch zu sprechen, und dieser auftreten und sich selbst preisen wird, so ist wohl das Anhören lästiger, als seine Thaten, wodurch Ihr gelitten habt. Wenn wir schon das Selbstlob wirklich rechtschaffener Männer, von denen uns viele schöne Thaten bekannt sind, unerträglich finden; wer könnte wohl es aushalten, solches anzuhören, wenn ein Mensch, der dem Staate zur Schande gereicht, sich selbst preiset? Du wirst demnach von diesem unverschämten Treiben abstehen, wenn Du vernünftig bist. So vertheidige Dich denn für Dich selbst, Ktesiphon; denn Du kannst wohl nicht vorschützen, Du seiest nicht im Stande, zu sprechen. Denn wäre es nicht ungereimt, wenn Du, da Du neulich Dir gefallen ließest, daß man Dich zum Gesandten an Kleopatra, die Tochter des Philippus, wählte, um ihr über den Tod Alexanders, des Königs der Molosser, unser Beileid zu bezeugen,

jetzt behaupten würdest, Du könntest nicht sprechen? Solltest Du eine Frau, die Dich nichts angeht, in ihrer Trauer trösten, und Dich, da Du auf einen Beschluß für Lohn angetragen, nicht vertheidigen können?

Oder ist der, auf dessen Bekränzung Du anträgst, von der Art, daß er denen, die von ihm Gutes erfahren, nicht bekannt genug wäre, wenn nicht Jemand Dir beisteht? Frage denn die Richter, ob sie den Chabrias kannten und den Iphikrates und Timotheus, und erforsche von ihnen, weswegen sie ihnen die Belohnungen gaben und die Bildsäulen errichteten. Alle werden miteinander antworten: dem Chabrias wegen der Seeschlacht bei Naxos; dem Iphikrates, weil er die Mora von Lacedämoniern vernichtete; dem Timotheus wegen seiner Herumfahrt nach Korcyra, und Andern für die vielen schöuen Thaten, die sie im Kriege vollführt haben. Frage aber dagegen, warum Ihr sie dem Demosthenes geben werdet; weil er bestechlich ,weil er feig ist, weil er den Posten in der Schlacht verlassen. Werdet Ihr also diesen ehren, oder Euch selbst entehren und die, welche für Euch in der Schlacht umgekommen sind? Stellet Euch vor, diese voll bitteren Unwillens zu sehen, wenn dieser bekränzt werden wird. Wahrlich, es wäre doch arg, Athener, wenn Ihr, da wir ja Holz, Steine und Erz, lautlose und sinnlose Dinge, sobald sie auf Einen fallen und ihn tödten, über die Grenzen schaffen, und wenn Einer sich selbst tödtet, die Hand, die dieses vollführt, abgesondert vom Körper begraben; wenn Ihr, Athener, dem Demosthenes, der auf jenen letzten Feldzug antrug und die Truppen im Stiche ließ, eine Auszeichnung verleihen würdet! Werden nicht so die Todten beschimpft, und die Lebenden muthloser, wenn sie sehen, daß der Tod der Kampfpreis der Tapferkeit ist und das Andenken verschwindet?

Was aber das Wichtigste ist, wenn Euch die Jün-

geren fragen, nach welchem Vorbilde sie ihr Leben einrichten sollen, wie werdet Ihr entscheiden? Denn Ihr wisset wohl, daß nicht die Turnplätze, nicht die Schulen, auch nicht die Wissenschaften allein die Jüngeren bilden, sondern weit mehr die öffentlichen Verkündigungen. Es wird von einem Manne, der ein sittenloses und schändliches Leben führt, im Theater verkündet, daß er wegen seiner Tugend und Rechtlichkeit und seiner guten Gesinnungen bekränzt werde; der Jüngere, der dies sieht, wird verdorben. Ist ein schlechter Mensch und Hurenwirth, wie Ktesiphon, gestraft worden? so werden Andere dadurch gewitzigt. Einer, der gegen Recht und Gerechtigkeit abgestimmt hat, kommt nach Hause und weiset seinen Sohn zurecht; dieser folgt natürlich nicht, und nennt nicht ohne Grund jene Erinnerung eine unnöthige Quälerei. So gebet denn die Stimme, als solche, die nicht bloß richten, sondern auch beobachtet wereen, um Euch bei den jetzt nicht anwesenden Bürgern, die Euch aber fragen werden, was für ein Urtheil Ihr gefällt habt, rechtfertigen zu können. Denn seid überzeugt, Ihr Athener, man wird die Stadt nach dessen Charakter beurtheilen, dessen Bekränzung ausgerufen wird. Es ist aber ein Schimpf, wenn Ihr nicht mit Euren Ahnen, sondern mit der Unmännlichkeit des Demosthenes verglichen werdet. Wie kann man nun einer solchen Schande entgehen?

Wenn Ihr Euch vor denen in Acht nehmet, die sich volksfreundlicher und wohlwollender Worte bedienen und Euch damit gewinnen wollen, die aber nach ihren Sitten kein Zutrauen verdienen. Denn Wohlwollen und den Namen der Volksherrschaft im Munde zu führen, steht Jedem zu Gebot, und immer nehmen Diejenigen zuerst in ihren Reden ihre Zuflucht dazu, die nach ihren Thaten am weitesten davon entfernt sind. Findet Ihr nun einen Redner, der

fremde Kränze und Verkündigungen vor den Griechen wünscht, so heißet ihn in seiner Rede sein lobenswürdiges Leben und seinen sittenreinen Charakter erweisen, wie auch das Gesetz Pfänder des Besitzes geben heißt; und wem nicht dieses Zeugniß gegeben wird, dessen Lobsprüche bestätiget nicht, sondern sorget vielmehr für die Volksherrschaft, die Euch schon entschlüpft. Oder scheint es Euch nicht bedenklich, wenn der Rath und das Volk hintenangesetzt wird, die Briefe aber und die Gesandtschaften in unbedeutende Privathäuser kommen; und nicht von unbekannten Menschen her, sondern von den Ersten in Asien und Europa? Und worauf nach den Gesetzen Todesstrafe gesetzt ist, dessen Ausübung leugnen gewisse Leute nicht, sondern gestehen sie ein vor dem Volke, und lesen einander die Briefe vor, und ermahnen Euch, die Einen, auf ihr Antlitz zu sehen, als Wächter der Volksherrschaft; Andere aber fordern Geschenke, als Retter des Staates; das Volk aber, als ob es durch die Muthlosigkeit über das Geschehene vor Alter kindisch geworden, oder einen Anfall von Verrücktheit hätte, hält nur allein den Namen der Volksherrschaft fest, das Wesen überläßt es Andern! Dann gehet Ihr aus den Volksversammlungen nicht als solche, die sich berathen haben, sondern wie von Mahlzeiten, wo man die Ueberbleibsel vertheilt.

Daß ich aber nicht leere Worte rede, könnt Ihr aus dem Folgenden sehen. Es war hier (ich erinnere mich ungern öfters der Unfälle des Staates) ein Privatmann, der bloß nach Samos fahren wollte, und dieser wurde als Verräther des Vaterlandes an demselben Tage von dem Rathe des Areopagus mit dem Tode bestraft. Ein anderer Privatmann, der nach Rhodos schiffte, weil er vom Schrecken sich unmännlich überwältigen ließ, wurde vor noch nicht langer Zeit als Staatsverbrecher angeklagt, und die Stim-

men waren völlig getheilt; hätte ihm bloß eine gemangelt, er wäre über die Grenzen gewiesen oder getödtet worden. Wir wollen nun das, was jetzt geschieht, gegenüber stellen. Ein Redner, der Urheber aller Uebel, hat die Reihen des Heeres verlassen, ist seiner Pflicht gegen den Staat entlaufen; dieser verlangt, bekränzt zu werden, und meint, sein Name müsse ausgerufen werden. Werdet Ihr nicht den Menschen verbannen, als den Stifter gemeinsamen Unglücks der Griechen, oder ihn ergreifen, als einen Räuber, der die Geschäfte an sich reißt, der mit (leeren Worten durch die Staatsverwaltung hinsteuert, und ihn bestrafen? Denket auch an die Zeit, in welcher Ihr die Stimme abgebet. In wenigen Tagen werden die Pythischen Spiele gefeiert und der Bundesrath der Griechen gehalten werden. Unser Staat aber ist wegen des politischen Benehmens des Demosthenes in den jetzigen Zeiten in üblem Rufe. Wenn Ihr nun diesen bekränzen werdet, so werdet Ihr gleicher Meinung zu sein scheinen mit denen, die den gemeinsamen Frieden übertreten; thut Ihr aber das Gegentheil davon, so werdet Ihr das Volk von solchen Anschuldigungen befreien.

So berathet Euch denn nicht, wie für einen fremden, sondern wie für den eigenen Staat, und theilet die Ehrenbezeugungen mit Urtheil aus, und gebet die Belohnungen besseren Personen und würdigeren Männern. Und berathet Euch so, daß Ihr nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit den Augen prüfet, und auf Euch selbst sehet, welche von Euch dem Demosthenes helfen werden, ob seine Jagdgenossen oder die Turngenossen seiner Jugend? Doch, beim olympischen Zeus, er jagte nicht wilde Schweine, und widmete sich auch nicht der Vervollkommnung seines Körpers, sondern er trieb beständig Künste gegen die, welche Vermögen besaßen. Bedenket ferner seine

Prahlereien, wenn er sagt, daß er als Gesandter die Byzantier aus den Händen des Philippus gerettet, daß er durch seine Volksreden die Akarnaner zum Abfalle gebracht und die Thebaner erschüttert habe. Er traut Euch einen so hohen Grad von Einfalt zu, daß Ihr sogar Euch bereden lasset, Ihr nähret die Göttin der Ueberredung im Staate und nicht einen ränkesüchtigen Menschen.

Wenn er aber am Ende seiner Rede die Theilhaber seiner Bestechungen zum Beistande aufruft, so stellet Euch vor, daß auf der Bühne, auf der ich jetzt stehe und spreche, die Wohlthäter des Staates den Ausschweifungen dieser Menschen entgegentreten, ein Solon, der mit den schönsten Gesetzen die Volksherrschaft schmückte, ein Philosoph und trefflicher Gesetzgeber, der mit der Mäßigung, die in seinem Charakter liegt, Euch bittet, auf keine Weise die Reden des Demosthenes höher zu schätzen, als die Eide und die Gesetze; ein Aristides ferner, der die Abgaben der Griechen festsetzte, nach dessen Tode das Volk seine Töchter ausstattete, wie er über die Verhöhnung der Gerechtigkeit sich beklagt, und Euch fragt, ob Ihr Euch nicht schämet, da Eure Väter den Arthmius aus Zelea, der das Medeische Gold nach Griechenland brachte, und in der Stadt als Gastfreund des Volkes der Athener sich aufhielt, aus der Stadt und dem ganzen Gebiete der Athener verbannten, ja beinahe tödteten, — den Demosthenes, der das Medeische Gold nicht brachte, sondern dadurch sich bestechen ließ, und es auch jetzt noch besitzt, mit einem goldenen Kranze zu bekränzen; denket Euch endlich den Themistokles und die, welche bei Marathon und bei Platäa fielen; glaubet Ihr nicht, daß sie und selbst die Gräber der Ahnen aufseufzen würden, wenn der, welcher sich nach eigenem Geständniß mit den Barbaren gegen die Griechen verbunden, bekränzt werden wird?

So habe ich denn gesprochen, und — (seid meine Zeugen) o Erde und Sonne und Tugend und Einsicht und Bildung, durch welche wir das Gute und Schlechte unterscheiden, ich habe die gute Sache unterstützt. War meine Anklage gelungen und dem Frevel angemessen, so habe ich geredet, wie ich wollte; war sie minder sachgemäß, wie ich konnte. Ihr nun stimmet nach dem, was gesprochen und übergangen worden, für das, was recht und heilsam ist zum Besten des Staates.

Wir können uns von den Rednern des Alterthums nicht trennen, ohne von dem Vielen, das sie über Rede und Redekunst geschrieben, auch Einiges wiederzugeben. Aristoteles, der berühmte griechische Philosoph und Lehrer Alexanders des Großen, der zwar zu Stagira in Macedonien geboren war (384 v. Chr.), aber den größten Theil seines Lebens in Athen verweilte, schrieb außer vielen anderen Werken auch drei Bücher über Rhetorik. Beiläufig wollen wir noch bemerken, daß Aristoteles gegen Ende seines Lebens, um den Folgen einer Anklage wegen Gottesleugnung zu entgehen (wobei er selbst auf das Schicksal des Sokrates aufmerksam machte), sich nach Chalcis auf der Insel Euböa flüchtete, wo er, nach der Meinung mehrerer Historiker, sich selbst das Leben nahm (322 v. Chr.). Wir entnehmen seinem erwähnten Werke (übersetzt von Roth) einige Stellen:

Die Redekunst ist das Seitenstück der Dialektik; denn beide haben zum Gegenstande solche Dinge, welche, gewissermaßen als Gemeingut, Jedem erkennbar sind und kein abgesondertes wissenschaftliches Gebiet bilden. Darum besitzt gewissermaßen auch Jedermann diese beiden; denn Jedermann unternimmt es bis auf einen gewissen Grad, eine Untersuchung anzustellen und in einer Behauptung Stand zu hal-

ten, zu vertheidigen und anzuklagen. Nun geschieht das von Seiten der Menschen theils nur zufällig, theils mit einer von der Anlage ausgegangenen Gewöhnung. Da es nun auf beiderlei Weise möglich ist, so sieht man, daß es auch angehen muß, dazu anzuleiten. Denn warum die Einen vermöge der erlangten Uebung und die Anderen aus dem Stegreife ihren Zweck erreichen, davon kann man die Ursache betrachten, und das wird Jedermann als wissenschaftliche Behandlung anerkennen. Die nun, welche bisher Systeme der Rede aufgestellt haben, bieten nur einen kleinen Theil des Ganzen dar; denn nur die Ueberzeugungsmittel sind Sache des wissenschaftlichen Systems; das Andere sind Zuthaten. Sie nun sagen nichts von den Enthymemen, welches der Kern der Ueberzeugung ist, und beschäftigen sich allermeist mit dem, was außerhalb der Sache liegt. Denn Verdächtigung, Mitleiden, Zorn und dergleichen Affecte beziehen sich nicht auf die Sache selbst, sondern auf den Richter, weswegen, wenn es mit dem Rechtsprechen überall so stände, wie jetzt in einzelnen Staaten, und gerade in denen von guter Gesetzgebung, sie gar nichts vorbringen könnten. Denn alle Welt glaubt, daß die Gesetze so sprechen müssen, und zum Theil übt man auch diesen Glauben und läßt nicht zu, daß die Rede über die Sache hinaus sich verbreite, wie auch im Areopagus, und diese Meinung ist richtig. Denn man soll den Richter nicht irreleiten, indem man ihn in Zorn, Neid oder Mitleiden versetzt; das ist gerade, wie wenn man das, was man als Richtscheit gebrauchen will, krumm biegt. Ueberdem ist offenbar, daß der Verfechter seiner Sache nichts zu thun hat, als in Bezug auf den Gegenstand zu zeigen, daß er i s t, oder daß er n i c h t ist, daß etwas geschehen, oder daß es nicht geschehen ist. Ob es aber groß oder klein, recht oder unrecht ist, das muß, sofern es nicht der Gesetz-

geber vorgesehen hat, doch wohl der Richter selbst erkennen und nicht von den streitenden Parteien erfahren. Darum steht es einer guten Gesetzgebung vornehmlich zu, Alles, so weit es möglich ist, selbst vorzusehen, und des Richters Willkühr möglichst Weniges zu überlassen. Dies erstens darum, weil es leichter ist, einen und wenige Männer, als viele zu finden, welche wohlgesinnt und im Stande sind, Gesetze zu geben und Recht zu sprechen. Zweitens ist die Gesetzgebung das Werk langer Ueberlegung, der Urtheilsspruch aber das des Augenblicks, weshalb es schwer hält, daß der Urtheilende das Rechte und Heilsame von sich gebe. Das Allerwichtigste aber ist, daß des Gesetzgebers Urtheil nicht über den Einzelfall (und über Vorhandenes), sondern über Künftiges und Allgemeines ergeht, während das Mitglied einer Versammlung und der Richter schon über Vorhandenes und Bestimmtes urtheilt, für welchen schon Liebe, Haß und eigener Vortheil oftmals verwachsen ist, so daß er die Wahrheit nicht mehr genugsam erkennen kann, sondern eigene Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit sein Urtheil verdunkelt. So muß man denn über die anderen Punkte, wie gesagt, dem Urtheilenden möglichst wenig Gewalt lassen; ob aber etwas geschehen oder nicht geschehen sei, sein werde oder nicht sein werde, sei oder nicht sei, muß dem Urtheilenden überlassen bleiben; denn unmöglich kann das der Gesetzgeber vorhersehen. Wenn aber dies sich so verhält, so handeln offenbar diejenigen das über die Sache Hinausliegende ab, welche Bestimmungen über das Andere geben, z. B. was den Eingang oder die Erzählung einnehmen müsse, und so je bei den übrigen Theilen. Denn sie denken bei sich auf nichts Anderes, als wie sie den Richter irgendwie stimmen wollen, und über die wissenschaftlichen Ueberzeugungsmittel geben sie keine Anweisung; und das ist es doch, wo-

durch man sich auf Enthymemen verstehen lernt. Denn so kommt's, daß sie, während der Weg zur politischen und zur gerichtlichen Redekunst einer und derselbe, und die Beschäftigung mit der Politik etwas Edleres und Gemeinnützigeres ist, als die mit Personalverhältnissen, über jene nichts beibringen, und dagegen über die gerichtliche Handlung Alle Unterricht zu geben versuchen, weil es nämlich in der politischen Rede weniger ersprießlich ist, das, was über die Sache hinaus liegt, vorzubringen, und weil die Staatsrede weniger Arglist zuläßt, als die gerichtliche, sondern mehr gemeine Sache ist; denn da giebt der Urtheilende seine Entscheidung über das, was ihn selbst angeht, weshalb es nur des Beweises bedarf, daß die Sache sich so verhält, wie der Rathgeber sagt. Dagegen in gerichtlichen Verhandlungen genügt das nicht, sondern es ist förderlich, wenn man den Zuhörer gewinnt; denn die Entscheidung betrifft Dinge, die ihm fremd sind; und so kommts, daß er, indem er an sich selbst denkt und im Anhören Partei nimmt, anstatt zu urtheilen, den Streitenden Gunstbezeugungen austheilt. Darum läßt auch an vielen Orten, wie oben bemerkt, das Gesetz nicht zu, über die Sache hinaus etwas zu sagen. Dort nun haben die Richter selbst darauf genugsam Acht. Da nun offenbar ist, daß der wissenschaftliche Weg auf die Ueberzeugungsmittel hingerichtet ist, und die Ueberzeugung ein Beweis (denn wir glauben da am meisten, wo wir annehmen, daß etwas bewiesen sei), und da der rhetorische Beweis das Enthymema ist, und dieses, um es kurz zu sagen, das triftigste Ueberzeugungsmittel ist, und da das Enthymema ein Syllogismus ist, und die Untersuchung über den Syllogismus jeder Art ohne Unterschied der Dialektik entweder der ganzen Wissenschaft, oder einem ihrer Theile angehört, so ist natürlich, daß, wer am meisten im Stande ist zu erkennen, woraus und wie

ein Syllogismus entsteht, auch auf Enthymemen sich am besten verstehen wird, indem er noch darauf achtet, worüber man Enthymemen bilde, und welche Unterscheidungen zwischen ihnen und den logischen Syllogismen sich vorfinden. Dann das Wahre und das dem Wahren Aehnliche zu sehen, ist das Geschäft derselben Kraft; dazu noch haben die Menschen genugsame Naturanlagen für die Wahrheit, und treffen dieselbe mehrentheils. Daher ist die Anlage zum Treffen des Scheinbaren dieselbe mit der zum Treffen der Wahrheit. Daß nun auch die Anderen über das außerhalb des Gegenstandes Liegende Anweisung geben, und warum sie sich mehr zur gerichtlichen Rede hingewandt haben, ist offenbar.

Nützlich aber ist die Redekunst, einmal, weil von Natur Wahrheit und Recht stärker ist, als ihr Gegentheil, so daß beide vor Gericht unterliegen müssen, wenn dasselbe nicht nach Gebühr gehalten wird, und dies verdient, daß man dagegen auftrete. Zweitens ist es bei Leuten gewisser Art selbst da, wo man die genaueste Sachkenntniß besäße, keine leichte Sache, von dieser aus überzeugend zu sprechen; denn die von der Sachkenntniß ausgehende Rede ist die der Belehrung; das geht aber nicht, sondern man muß sich mit den Ueberzeugungsmitteln und der ganzen Rede an das Allgemeine halten, wie wir auch in der Topik über das Auftreten von Leuten gewöhnlicher Art gesagt haben. Ferner muß man im Stande sein, das Gegentheil darzuthun; gerade wie bei den Syllogismen: nicht um Beides auszuüben, denn zum Schlechten muß man nicht zureden, sondern damit wir nicht unbekannt damit bleiben, wie es sich verhält, und damit wir, wenn ein Anderer das Mittel der Rede selbst auf unrechte Weise gebraucht, dies entkräften können. Von den anderen Wissenschaften bildet keine einzige entgegengesetzte Schlüsse: nur die Dialektik und die

Rhetorik thun dies; denn beide begreifen eben sowohl das Entgegengesetzte in sich. Jedoch mit den Objecten verhält es sich nicht gleichermaßen, sondern, was wahr und seiner Natur nach das Bessere ist, das taugt auch besser zur Deduction und um es kurz zu sagen, zur Gewinnung des Glaubens. Außerdem wäre es ein Widerspruch, wenn es Schande wäre, mit dem Leibe sich nicht selbst helfen zu können, und wenn das bei der Rede keine Schande wäre, da dies dem Menschen mehr eigenthümlich ist, als der Gebrauch, den er von seinem Körper macht. Wollte man aber sagen, wer solches Vermögen der Rede auf unrechte Weise gebrauche, könnte großen Schaden anrichten — so trifft dies zugleich alles Gute, ausgenommen die Tugend, und allermeist die nützlichsten Güter, wie Leibesstärke, Gesundheit, Reichthum, Feldherrnkunst. Denn damit kann man bei rechtschaffenem Gebrauche am meisten nützen, und bei unrechtem am meisten schaden. Da nun die Rhetorik nichts in sich Abgeschlossenes begreift, sondern so, wie die Dialektik, und daß sie nützlich ist, erkennt man an; auch daß ihr Geschäft nicht ist, zu überreden, sondern zu erkennen, was in jeder Sache zur Gewinnung des Glaubens tauglich und vorhanden sei, wie das in allen anderen Wissenschaften gleichmäßig der Fall ist. Denn auch die Arzneiwissenschaft hat nicht zum Zwecke, gesund zu machen, sondern so weit zu führen, als es angeht; denn es ist denkbar, daß man auch Leute, welche nicht gesund werden können, doch gut curire. Ueberdem, daß es gleichmäßig ihr Geschäft ist, das Glauben Verdienende wie das scheinbar Glauben Verdienende zu erkennen, eben so wie der Dialektik der wirkliche und der scheinbare Syllogismus angehört. Denn der sophistische Syllogismus besteht nicht im Vermögen zur Sache, sondern in der Absicht; vielmehr wird in diesem Fache der Eine vermöge seiner Wissenschaft,

der Andere vermöge seiner Absicht Redner sein, in jenem aber Sophist nach der Absicht und Dialektiker nicht nach der Absicht, sondern nach dem Vermögen zur Sache. Nun wollen wir über die Art und Weise selbst zu handeln versuchen, wie und wodurch man die Aufgabe lösen könne. So wollen wir denn, wie von vorn anfangend, auch hier eine Begriffsbestimmung derselben geben und dann weiter gehen.

So sei nun die Redekunst ein Vermögen, an jedem Dinge das, was Glauben erwecken kann, wahrzunehmen. Denn dies ist das Geschäft keiner anderen Kunst; denn jede der andern will in Bezug auf ihren eigenthümlichen Gegenstand belehren und überzeugen, wie die Arzneikunst in Bezug auf Gesundheit und Krankheit, und die Geometrie in Bezug auf das, was an den räumlichen Größen geschieht, und die Arithmetik in Bezug auf die Zahl; und in gleicher Weise die übrigen Künste and Wissenschaften. Die Rede dagegen will an beliebig Gegebenem das Glauben Erweckende wahrnehmen können; weshalb wir auch behaupten, ihr Kunstgebiet umschließe keine abgesonderte, eigenthümliche Klasse von Gegenständen.

Die Ueberzeugungsmittel sind theils außerhalb, theils innerhalb der Kunst liegende. Außerhalb der Kunst liegende nenne ich diejenigen, welche nicht durch uns herbeigeschafft worden sind, sondern schon vorhanden waren, z. B. Zeugen, die Folter, Urkunden und was dergleichen ist; innerhalb der Kunst liegende diejenigen, welche durch Theorie und durch uns selbst geschaffen werden können: wonach man die Einen anzuwenden, die Andern aufzufinden hat. Es sind drei Arten derjenigen Ueberzeugungsmittel, welche durch die Rede hergeschafft werden: sie wohnen nämlich theils in dem eigenthümlichen Wesen des Sprechenden; theils darin, daß man den Zuhörer in eine gewisse Stimmung versetzt; theils in der Rede selbst,

indem sie beweist, oder zu beweisen scheint. Durch das eigenthümlich — wenn die Rede so gehalten wird, daß sie den Redner glaubwürdig macht. Denn dem guten Manne glaubt man mehr und leichter, im Allgemeinen ohnedies; da aber, wo man nicht in's Reine kommt, sondern zweifelhaft ist, ganz besonders. Doch muß auch dieses durch den Vortrag und nicht durch eine über den Redner, als einen Mann von gewisser Art, vorgefaßte Meinung geschehen. Denn es ist nicht so, wie etliche Rhetoriker in ihrer Theorie den Satz aufstellen, daß auch die gute Gesinnung des Redners zur Gewinnung des Glaubens Nichts beitrage; sondern das eigenthümliche Wesen hat, möchte ich sagen, wohl den entschiedensten Einfluß auf die Ueberzeugung. Durch die Zuhörer — wenn sie durch den Vortrag in Affekt versetzt werden. Denn es ist nicht das gleiche Urtheil, welches man in Schmerz und und in Freude, bei Liebe und beim Hasse ausspricht: die einzige Seite, welche, wie wir behaupten, die heutigen Theoretiker auszubilden suchen. Hierüber wird im Einzelnen Aufschluß gegeben werden, da, wo wir von den Affekten sprechen. Durch die Rede selbst kommt Ueberzeugung, wenn wir mit Hülfe dessen, was an jeder Sache glaubhaft ist, wirkliche oder scheinbare Wahrheit darlegen. Da nun hierin die Mittel zur Ueberzeugung liegen, so ist natürlich, daß man sich dieser drei Punkte bemächtigen kann, wenn man Schlüsse zu bilden, sondern über persönliche Eigenthümlichkeiten und Tugenden, und drittens über die Affekte Wahrnehmungen zu machen versteht, was jede Leidenschaft ist, von welcher Art und womit und wie sie erregt wird. So wird die Rhetorik gleichsam ein Nebenschoß aus der Wurzel der Dialektik und des Theils der Moral, welche man Politik nennen kann. Darum steckt sich auch die Rhetorik in das Gewand der Politik, und eben so die, welche mit jener sich be-

schäftigen, theils aus Unkenntniß, theils aus Eitelkeit, theils aus anderen menschlichen Beweggründen. Denn in der That ist sie ein Zweig und ein Seitenstück der Dialektik, wie wir gleich anfangs gesagt haben; denn keine von beiden ist eine solche Wissenschaft, die ein abgesondertes Gebiet hätte, dessen Wesen sie zeigte, sondern es sind gewisse Fertigkeiten zum Reden. Hiermit ist nun über ihren Gehalt und ihr wechselseitiges Verhältniß wohl genugsam gesprochen.

Wie nun auch in der Dialektik die Ueberzeugungsmittel, die in wirklicher oder scheinbarer Darlegung bestehen, theils Induktion, theils Syllogismus, theils scheinbarer Syllogismus sind, so findet sich's auch hier; denn das Beispiel ist eine Induktion, und das Enthymema ein Syllogismus, und ich nenne das Enthymema den rednerischen Syllogismus, und das Beispiel die rednerische Induction. Jedermann aber sucht zu überzeugen durch Darlegung, indem er entweder Beispiele, oder Enthymemen vorbringt, und außerdem sonst wohl nichts. Deshalb, wenn Jeder Jedes ohne Ausnahme durch Schluß oder Induction darlegen muß — und das wissen wir von der Analytik her — so muß Beides für beide Fächer dasselbe sein. Was aber der Unterschied ist zwischen Beispiel und Enthymema, erkennt man in der Topik; denn dort ist von Syllogismus und Induction schon gehandelt, nämlich daß, wenn man an Vielem und Aehnlichem darthut, es verhalte sich etwas so, dies dort Induction und hier Beispiel sei, und daß, wenn etwas ist und vermöge dieses Gegebenen etwas Anderes außer demselben, darum wird, weil dasselbe entweder durchaus oder im Durchschnitte so ist — dies dort Syllogismus, hier Enthymema genannt wird. Man sieht, daß beide Gestaltungen der Rhetorik ihr Gutes haben; denn wie in der Methodik dargethan worden ist, findet sich's auch hier: die eine Manier in

der Redekunst läßt das Beispiel, die andere das Enthymema vorherrschen, und so neigen sich die Redner ebenfalls theils zum Beispiele, theils zum Enthymema hin. Zum Glaubengewinnen dient die Darlegung durch Beispiele wohl eben so gut, aber die durch Enthymemen hat mehr Schlagendes. Den Grund davon und wie man Beides anwenden soll, wollen wir unten angeben, für jetzt aber über unsern Gegenstand selbst uns deutlicher erklären. Da aber das, was Glauben erweckt, diese Eigenschaft für einen Menschen hat und das Eine unmittelbar an sich selbst glaubenerweckend und glaubhaft ist, das Andere aber dadurch, daß es vermittelst solcher Dinge dargethan zu werden scheint; und da ferner keine Wissenschaft den Einzelfall zum Ziele hat, z. B. die Medizin (nicht), was für Socrates oder für Callias gesund sei, sondern was Einem oder Leuten eines gewissen Zustandes (denn das ist Sache der Wissenschaft, dagegen das Individuelle endlos und für die Wissenschaft unerfaßlich ist); so wird auch die Rhetorik nicht das sich zum Gegenstande machen, was für das Individuum augenfällig ist, wie für Socrates oder Hippias; sondern für Leute gewisser Art, gerade wie die Dialektik. Denn auch diese bildet ihre Schlüsse nicht über Alles und Jedes (wie ja auch närrische Leute ihre Vorstellungen haben), sondern sie bildet dieselben über Dinge, die zur Berathschlagung gehören. Sie hat ihr Geschäft mit solchen Dingen, welche Gegenstand unserer Berathschlagung und nicht in einem Systeme beschlossen sind, und vor solchen Zuhörern, welche nicht vielerlei zusammenfassen und nicht aus weiter Ferne schließen können. Gegenstand unserer Berathschlagung ist, was so oder anders sich verhalten zu können scheint; denn über das, was nicht anders sein, werden oder sich verhalten kann, berathschlagt Niemand, sofern er es so ansieht; und weiter, als über

das, reicht keine Berathschlagurg. Schlüsse und Folgerungen ziehen kann man theils aus vorhandenen Schlüssen, theils aus dem, worüber noch kein Schluß vorhanden, aber ein solcher zu bilden ist, weil es nicht augenfällig ist. Beim Erstern aber wird schwer sein, mit den Gedanken zu folgen, wegen der Dehnung des Beweises (denn es wird der Ungelehrte als Urtheilender vorausgesetzt); das Zweite wird nicht überzeugen, weil es nicht auf Anerkanntem, Augenfälligem ruht. Darum muß nothwendig das Enthymema und das Beispiel Dinge betreffen, welche meistentheils sich auch anders verhalten können (nämlich das Beispiel als Induction und das Enthymema als Syllogismus), und muß bestehen aus Wenigem, oft mit noch geringerem Umfang, als der Syllogismus der ersten Art. Denn wenn Etwas davon schon bekannt ist, muß man's nicht mit anbringen, indem der Zuhörer es schon selbst hinzudenkt. Um z. B. zu sagen, daß Dorieus einen Kranz zum Kampfpreise gewonnen habe, ist es genug zu sagen, daß er in Olympia einen Kampfpreis erlangt habe, und daß ein olympischer Kampfpreis mit Bekränzung verbunden ist, braucht man nicht beizufügen, weil Jedermann das weiß. Da es aber nur wenig Apodiktischwahres giebt, woraus die rhetorischen Syllogismen gebildet werden (denn die meisten Dinge, worüber Urtheil und Untersuchung gepflogen wird, können auch anders sein, indem der Gegenstand der Berathung und der Discussion das ist, was man gewöhnlich treibt; und dies gehört Alles zu jener Klasse, und Nichts davon, möchte ich sagen, ist Folge der Nothwendigkeit), und da man die Schlüsse über Dinge, welche nach dem gewöhnlichen Laufe zutreffen oder möglich sind, nothwendigerweise wieder aus solchen anderen Prämissen bildet, wie das Nothwendige aus Nothwendigem (auch das wissen wir von der Analytik her); so er-

kennt man, daß der Stoff, aus welchem die Enthymemen gebildet werden, theils das Nothwendige ist, theils und meist das, was im Durchschnitte so vorkommt. Denn die Enthymemen werden gebildet aus dem Wahrscheinlichen und aus dem Merkmale, weshalb diese beiden mit beidem Obigen eins sein müssen. Was nämlich im Durchschnitte geschieht, ist das Wahrscheinliche, nicht unbedingt, wie Etliche definiren, sondern was in Dingen, die auch anders sein können, zu dem Gegenstande, in Beziehung auf den es wahrscheinlich ist, sich so verhält, wie ein Allgemeines zum Besondern. Die Merkmale verhalten sich theils, wie das Einzelne zum Ganzen, theils wie das Ganze zum Besondern. Unter den letzteren ist das Apodiktisch-gewisse das Beweisstück (Tekmerion); dagegen das Nicht-apodiktisch-gewisse zu seiner Unterscheidung keinen besonderen Namen hat. Apodiktisch-gewiß nenne ich das, woraus ein Syllogismus entsteht; darum gehört das Beweisstück zu dieser Klasse von Merkmalen. Denn wenn Einer glaubt, etwas Unwiderlegbares vorzubringen, nennt er es bei sich ein Tekmerion, als sei es nun bewiesen und vollendet; denn Tekmar und Endpunkt ist eins nach der Sprache der Vorzeit. Ferner von den Merkmalen zu sprechen, so ist die Art, die sich wie ein Einzelnes zum Ganzen verhält, so, wie wenn man z. B. als Merkmal davon, daß die Weisen gerecht seien, angäben, Socrates sei weise und gerecht gewesen. Das ist nun zwar ein Merkmal, aber ein zu entkräftendes, wenn auch die Behauptung wahr ist; denn es giebt keinen Syllogismus. Dagegen wenn man als Merkmal, daß Jemand krank sei, das angäbe, daß er Fieber habe; oder daß ein Weib geboren habe, weil sie Milch habe, so wäre das apodiktisch-gewiß, was allein unter den Merkmalen ein Beweisstück ist; denn dies allein ist nicht zu entkräften, sofern es wahr ist. Das

Merkmal im Verhältnisse des Ganzen zum Besondern wäre, wenn man als Merkmal des Fiebers, das Jemand habe, das angäbe, daß er kurz athme. Aber auch dieses ist der Entkräftung ausgesetzt, selbst wenn es wahr ist; denn es kann auch ein Mensch ohne Fieber schwer athmen. Somit haben wir auch hier abgehandelt, was Wahrscheinliches, was Merkmal und was Beweisstück sei, und wie sie sich unterscheiden; jedoch eine deutlichere Erörterung über diese Dinge, und die Ursache, warum das Eine zum Schlusse untauglich und das Andere richtig geschlossen ist, haben wir in der Analytik davon gegeden. Daß ferner das Beispiel eine Induction ist, und womit die Induction sich befaßt, ist angegeben. Sein Verhältniß ist nicht das eines Theils zum Ganzen, noch das eines Theils zum Theile, noch das eines Ganzen zum Ganzen, sondern des eines Theiles zum Theile, einer Aehnlichkeit zur Aehnlichkeit: wenn nämlich Beides zu derselben Klasse gehört und das Eine erkennbarer ist als das Andere, dann ist es ein Beispiel. So für den Satz, daß Dionysius, indem er eine Leibwache begehrte, nach der Gewaltherrschaft trachtete, indem man sagt: denn auch Pisistratus, schon in diesem Trachten begriffen, begehrte eine Leibwache, und als sie ihm geworden, ward er Gewaltherrscher; und Theagenes in Megara ebenso; desgleichen alle Anderen, von denen man weiß, dienen als Beispiel bei Dionysius, von dem man noch nicht weiß, ob er es in dieser Absicht begehrt. Das Alles aber ist unter dem allgemeinen Satze begriffen, daß, wer nach Gewaltherrschaft trachtet, eine Leibwache begehrt. Woraus nun also die Ueberzeugungsmittel gebildet werden, welche deduciren wollen, ist hiermit angegeben. Unter den Enthymemen aber ist ein großer und fast Allen gerade unbemerkt gebliebener Unterschied, derselbe, welcher sich in der dialektischen

Bildung der Syllogismen ergiebt. Ein Theil derselben nämlich beruht auf dem rhetorischen, gerade wie auf dem dialektischen Bildungsprozesse der Syllogismen; ein anderer auf anderen Fertigkeiten und Geistesthätigkeiten, welche theils schon aufgefaßt, theils noch nicht aufgefaßt sind. Darum wirken sie auch, ohne daß diese es merken, auf die Zuhörer, und indem sie sich der Auffassung nach tiefer damit einlassen, wird ihnen dies zu einem Uebergange. Doch wird, was ich hier meine, deutlicher werden, wenn es ausführlicher durgethan wird. Ich behaupte, daß der dialektische und der rhetorische Syllogismus zum Gegenstande die Dinge hat, worüber wir die Kategorien bilden. Diese sind einmal die allgemeinen auf Recht, Natur, Staat und Vieles, das seiner Art nach verschieden ist, anwendbaren, z. B. die Kategorie des Mehr und Minder; denn man wird eben sowohl hieraus einen Schluß oder ein Enthymema über das Recht, wie über die Natur und über was man will, bilden können, obwohl es der Art nach verschieden ist. Sodann die besonderen, welche von den Grundsätzen einer bestimmten Art und Klasse von Gegenständen ausgehen, wie es denn z. B. Grundsätze der Naturwissenschaft giebt, woraus kein Syllogismus und kein Enthymema über die Moral werden kann, und so wieder Grundsätze der Moral, welche der Naturwissenschaft fremd sind, und so in Allem. Die der ersteren Art werden in keinem Fache belehren, weil sie kein Substrat haben; mit den letzteren aber wird man, je besser man die Vordersätze auswählt, unvermerkt ein von der Dialektik und Rhetorik verschiedenes Wissen beibringen; denn wenn er auf die Prinzipien zu reden kommt, so ist es nicht mehr die Wissenschaft der Dialektik oder der Rhetorik, sondern diejenige, mit deren Prinzipien er sich beschäftigt. Es werden aber die meisten Enthymemen aus diesen Fächern gebildet,

aus den besonderen und eigenthümlichen, und wenigere aus den allgemeineren Kategorien. Wie nun in der Topik, so müssen auch hier die Fächer und die Kategorien der Enthymemen unterscheiden, woraus man diese zu holen hat. Fächer nenne ich die eigenthümlichen Grundsätze jeder Gattung, Kategorien aber, was für Alle gemeinschaftlich anwendbar ist. Zuerst wollen wir die Fächer abhandeln, zuvor aber noch die Klassen der Redekunst betrachten, damit wir nach ihrer Theilung und Aufzählung für jede einzelne uns Elemente und Grundsätze vorstellen.

Es giebt dreierlei Arten der Redekunst; denn so viele sind auch die Arten der Zuhörer. Dreierlei nämlich gehört zur Rede: der Redner, sein Gegenstand und der, welchen er anredet; und seine Absicht geht auf diesen, nämlich auf den Zuhörer. Der Zuhörer muß entweder bloßer Liebhaber, oder zur Entscheidung über die Sache berufen sein, und zwar entweder über Geschehenes oder über Künftiges. Der Eine giebt Entscheidung über Künftiges, wie das Mitglied der Volksversammlung; der Andere über Geschehenes, wie der Richter; der Dritte über die Kunstleistung, wie der Liebhaber. Daher muß es drei Klassen rednerischer Vorträge geben, die der berathenden, der gerichtlichen und der Schau-Reden. Die Berathung ist theils zuredend, theils abrathend; denn das Eine dieser beiden thut man immer, man mag nun Einzelnen rathen, oder öffentlich zum Volke sprechen. Vor Gericht ist's entweder Anklage oder Vertheidigung; denn eines dieser beiden müssen die Parteien thun. Die Schaurede giebt theils Lob, theils Tadel. Als Zeit hat vor sich: der Berathende die Zukunft, denn sein Rathgeben betrifft Künftiges entweder mit Zureden oder mit Abrathen; der Redner vor Gericht die Vergangenheit, denn über das Geschehene führt jederzeit der eine Theil die Klage, der

andere die Vertheidigung; der Schauredner vornämlich die Gegenwart, denn nach Vorhandenem lobt und tadelt man jederzeit, wiewohl man häufig Geschehenes in der Erinnerung und Künftiges in prophetischer Vorstellung zuzieht. Der Zweck ist bei jeder Klasse verschieden; die drei Klassen haben drei Zwecke: der berathende Nutzen und Schaden, denn wenn er zuredet, räth er als zum Besseren, und wenn er abräth, thut er's, weil es das Schlimmere sei, und das Uebrige gebraucht er nur beiläufig, Recht oder Unrecht; Löbliches oder Verwerfliches. Der vor Gericht Recht und Unrecht, auch hier zieht man das Uebrige nur beiläufig zu. Der Redner zu Lob und Tadel das Löbliche und das Verwerfliche; das Uebrige zieht auch dieser mit herein. Daß jede Klasse den bezeichneten Zweck hat, davon giebt es ein Merkmal: nämlich über das Uebrige werden sie in gewissen Fällen ohne Widerstreit weggehen, wie z. B. der Redner vor Gericht darüber, daß etwas nicht geschehen sei, oder Einer nicht Schaden gethan habe; dagegen, daß er Unrecht habe, wird er niemals zugestehen, indem sonst das Verfahren vor Gericht unnütz wäre. Gleichermaßen giebt der berathende Redner das Uebrige oftmals Preis; aber daß er Unzuträgliches anräth oder von Nützlichem abräth, wird er nicht zugestehen; daß es dagegen nicht unrecht sei, ein Nachbarvolk, auch das unschuldige, zu unterjochen, daraus machen sie sich oft nichts. Eben so sieht der Redner zu Lob und Tadel nicht darauf, ob Einer Nützliches oder Schädliches gethan, sondern macht es sogar oft zum Gegenstande des Lobes, daß er mit Aufopferung seines Nutzens, etwas Edles vollbracht habe: wie man z. B. den Achilles lobt, daß er für seinen Freund Patroklus in den Kampf gegangen sei, mit dem Bewußtsein des seiner wartenden Todes, während er leben

konnte. Für ihn war ein solcher Tod edler, und das Leben war das Nützliche.

Aus dem Bisherigen ersieht man, daß man zuerst im Besitze von Grundsätzen über diese Gegenstände sein muß; denn die Beweisstücke, die Vorstellungen des Wahrscheinlichen und die Merkmale sind rednerische Grundsätze. Denn jederzeit entsteht der Syllogismus aus Grundsätzen, und das Enthymema ist ein aus den Grundsätzen der bezeichneten Art gebildeter Syllogismus. Da aber, was unmöglich ist, weder gethan worden sein, noch künftig gethan werden kann, sondern das Mögliche; und da, was nicht geschehen ist und nicht kommen wird, nicht geschehen sein, noch künftig geschehen kann: so muß der berathende Redner, wie der vor Gericht und der Schaurednerer Grundsätze vorräthig haben über Mögliches und Unmögliches, darüber, ob etwas geschehen sei oder nicht, über zu Erwartendes und nicht zu Erwartendes. Ferner, da Alle, sie mögen nun loben oder tadeln, zu- oder abrathen, anklagen oder vertheidigen, nicht allein das eben Bezeichnete darzulegen versuchen, sondern auch, daß etwas groß oder klein sei, oder entweder als Gutes oder als Uebles, als Löbliches oder Verwerfliches, als Recht oder als Unrecht, indem sie es entweder an sich betrachten, oder in vergleichenden Gegensatz stellen: so ist offenbar, daß man über Größe und Kleinheit, so wie über Größeres und Kleineres Grundsätze vorräthig haben muß, sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen, also: was ein größeres oder geringeres Gut, Unrecht oder Verdienst sei, und ebenso in den andern Stücken. Somit ist dargethan, worüber man sich nothwendiger Weise Grundsätze bilden müsse.

Dreierlei ist's, worüber in Ansehung der Rede Anweisung gegeben werden muß; einmal, woher man die Ueberzeugungsmittel herholt; zweitens über die

Sprache; drittens, wie man die Theile der Rede ordnen soll. Von den Ueberzeugungsmitteln ist nun gehandelt, und aus wie vielen Theilen sie bestehen, daß es deren drei sind, welcher Art diese sind und warum nur gerade so viele; denn die Ueberzeugung tritt bei Allen dadurch ein, daß entweder die Entscheidenden selbst in eine gewisse Seelenstimmung versetzt worden sind, oder daß sie den Sprechenden für einen Mann von gewisser Art ansehen, oder daß die Sache bewiesen worden ist. Auch die Enthymemen sind abgehandelt, woher man sich deren Vorrath schaffen soll; denn es giebt theils Arten, theils Categorieen derselben. Nun haben wir der Ordnung nach von der Sprache zu reden. Denn es genügt nicht, zu haben, was man sagen soll, sondern man muß auch wissen, wie man's sagen soll, und trägt viel bei zu der Art, wie die Rede aufgenommen wird. Als Erstes wurde dem natürlichen Gange nach das aufgesucht, was das Erste ist, nämlich was das sei, wodurch die Sachen selbst glaubhaft werden. Nun ist das Zweite, daß man dies in der Rede anwende; das Dritte dabei, was den größten Einfluß hat und noch brach liegt, ist der Vortrag. Denn selbst bei Tragödien und Rhapsodien ist er erst spät angewandt worden, indem anfänglich die Dichter selbst ihre Tragödien aufführten. Nun sieht man, daß die Rhetorik ein gleiches Bedürfniß hat, wie die Poesie, worüber Männer von anderem Berufe Anleitung gegeben haben, und unter denselben Glaucon von Teos. Die Kunst des Vortrags wohnt in der Stimme, wie man sie für jeden Affekt gebrauchen muß, z. B. wann stark, wann schwach, wann mittelmäßig; ferner wie die Tonleiter, z. B. hohen, tiefen, mittleren Ton; ferner welchen Rythmus für jedes Ding. Denn dreierlei ist's, worauf man sieht: Stärke, Harmonie, Rythmus. Solche Männer tragen für gewöhnlich im Kampfe den Preis da-

von. Und gleichwie jetzt der Schauspieler mehr gilt, als der Dichter, so ist es auch auf der Bühne der Staatsredekunst wegen des gesunkenen Standes der Staaten. Indessen giebt es darüber noch kein System, da auch die Behandlung der Sprache erst spät zum Vorschein kam. Und, recht aufgefaßt, scheint es eine Sache von gemeiner Art. Da aber die ganze rhetorische Anleitung dem Scheine zugewandt ist, so muß man hierfür, nicht als für eine rechtmäßige, sondern als für eine nothwendige Sache Sorge tragen. Denn es darf dem Rechte nach die Rede nicht weiter hinaus streben, als weder wehe noch wohl zu thun; denn das Recht will, daß man seinen Streit durch die Sachen selbst führe, und daher ist das Uebrige, was über die Beweise hinaus liegt, überflüssig. Aber dennoch vermag es viel, wie gesagt, wegen des schlechten Zustandes der Zuhörer.

Die Anforderung des Styls hat einen geringen Grad von Nothwendigkeit in jedem Lehrfache; denn es macht für die Erklärung der Sachen etwas aus, daß man so oder so spricht, jedoch nicht so gar viel; sondern all das ist Werk der Einbildungskraft und auf den Zuhörer berechnet: darum lehrt man nie Geometrie in dieser Form. Kommt nun einmal solche Anleitung, so wird sie gleiche Wirkung mit der Schauspielkunst haben. Einen Anfang haben wohl Etliche damit gemacht, wie Thrasymachus in seinen Mitleiderweckungen. Auch ist es natürlich und weniger Sache der Kunst, etwas zu agiren; wogegen die Bemühung um den Styl Sache der Kunst ist. Darum wird dem, welcher dies vermag, ebenfalls der Vorzug gegeben, wie dem Redner in der Kunst des Vortrags; denn die Reden, welche geschrieben werden, haben ihre Stärke mehr im Style, als in den Gedanken. Den ersten Anstoß gaben, wie es natürlich war, die Dichter; denn die Wörter sind Nachah-

mungen, und von allen Theilen unseres Wesens hat die Stimme das größte Talent zur Nachahmung: daher denn die Künste, die des Rhapsoden, die Schauspielkunst und noch andere sich ausbildeten. Und da die Dichter bei unbedeutendem Gehalte solches Ansehen durch den Styl zu erwerben schienen, so wurde der Styl Anfangs dichterisch, wie der des Gorgias. Und auch jetzt noch meint der Ungebildete allermeist, solche Redner sprechen am schönsten. Dem aber ist nicht so, sondern der Styl der Rede und der Dichtung ist verschieden. Dies zeigt sich in der Wirklichkeit. Denn selbst die Verfasser von Tragödien machen davon nicht mehr denselben Gebrauch; sondern so wie sie von den Tetrametern zum jambischen Maaße übergegangen sind, weil dieses Maaß unter den übrigen sich der gewöhnlichen Rede am meisten nähert, so haben sie auch diejenigen Wörter aufgegeben, welche gegen den Gebrauch sind, und was den Alten als eine Zierde diente und den hexametrischen Dichtern noch so dient, haben sie aufgegeben. Darum ist es lächerlich Denen nachzuahmen, welche selbst jene Art und Weise verlassen haben. Hieraus ist ersichtlich, daß wir nicht Alles, was über den Styl zu sagen ist, zu erörtern haben, sondern nur, was den angeht, welchen wir meinen. Ueber den andern ist in der Poetik gehandelt worden.

Die Rede hat zwei Theile: man muß den Gegenstand derselben darlegen, und dann beweisen. Darum ist es unmöglich, darznlegen, ohne nachmals zu beweisen, oder zu beweisen, ohne vorher darzulegen. Denn wer beweist, hat Etwas, das er beweist, und wer etwas vorträgt, trägt es vor, um es zu beweisen. Das Eine davon ist die Aufstellung, das Andere die Beglaubigung, etwa so, wie wenn man das Eine Problem, das Andere Beweis nennen wollte. Jetzt aber macht man eine lächerliche Eintheilung; denn die

Erzählung gehört doch wohl bloß der gerichtlichen Rede an. Bei der Schau- und Staatsrede aber, wie mag da eine Erzählung stattfinden, wie man sie meint, oder die Widerlegung des Gegners, oder ein Nachwort für die Beweisstellen? Eingang, Entgegenstellung und Wiederholung findet in den Staatsreden Platz, wenn Widerspruch vorhanden ist; denn die Anklage und die Vertheidigung kommt oft vor, nicht aber, in so fern es eine berathende Rede ist; wohl aber der Epilog. Aber auch dieser ist nicht bei jeder gerichtlichen Rede, z. B. wenn sie kurz oder wenn die Sache leicht zu behalten ist; denn es trifft sich wohl, daß man abkürzt. So sind denn nothwendige Theile Aufstellung und Beglaubigung. Das ist meine Ansicht. Meistens nimmt man an: Eingang, Aufstellung, Beglaubigung, Schluß. Denn des Gegners Widerlegung gehört zur Beglaubigung, und die Entgegenstellung ist ein Hervorheben der eigenen Sachen, und somit ein Theil der Beglaubigung; denn wer das thut, will Etwas beweisen; nicht aber der Eingang und der Schluß, sondern dieser ruft in's Gedächtniß. Macht man nun daraus besondere Theile, wie des Theodorus Schule, so wird die Erzählung, die Nach- und Vorerzählung, der Beweis und der Nachbeweis, je etwas Besonderes sein. Man muß aber einen Namen da bilden, wo man eine Klasse von Dingen und eine Absonderung vor sich hat; sonst wird etwas Leeres und ein Schnack daraus, so wie es Lycimnius in seinem Systeme macht, da er Namen, wie das Einfahren, die Abschweifung, die Zweige, bildet.

Der Eingang nun ist der Rede Anfang, was bei der Dichtung der Prolog und beim Blasen das Vorspiel ist; denn all Das sind Anfänge und eine Art Anbahnung für das, was nachkommt. Das Vorspiel nun kommt dem Eingange der Schaureden gleich;

denn die Flötenspieler machen aus dem, was sie gerade gut blasen können, ihr Vorspiel und setzen es in Verbindung mit des Stückes Anfang. Und so muß man es in den Schaureden, die man schreibt, machen, nämlich was Einem gerade in den Sinn kommt ohne Weiteres anbringen und in Verbindung setzen: wozu Jedermann als Beispiel des Isocrates Eingang zu seiner Helena anführt; denn zwischen Streitreden und Helena findet keine Gemeinschaft statt. Wenn der Redner anders wohin führt, so ist das überdies ganz passend, daß nicht die ganze Rede einerlei Farbe hat. Man bildet aber die Eingänge der Schaureden aus Lob oder Tadel, wie das Eine von Georgias geschieht in der olympischen Rede: „von Vielen werth bewundert zu werden, ihr griechischen Männer" — denn er lobt die Stifter der Festversammlungen. Isocrates dagegen gebraucht den Tadel, daß sie körperliche Vorzüge mit Geschenken ehren, dagegen für gute Gesinnung keinen Preis gestiftet haben. So bildet er auch noch den Eingang mit einem Rathe: man soll rechtschaffene Männer ehren (darum lobe er auch den Aristides); oder: solche, welche nicht wohl angesehen und doch nicht verwerflich seien, sondern der Art, daß sie gut seien, ohne dafür erkannt zu werden, wie Alexander, des Priamus Sohn; denn somit giebt er Rath. Noch bildet man den Eingang aus Eingängen gerichtlicher Reden, nämlich aus dem, was an den Zuhörer gerichtet ist, wenn man seine Rede über etwas Unglaubliches, über etwas Schwieriges, oder über einen schon vielfältig abgehandelten Gegenstand hält, so daß der Zuhörer Nachsicht üben muß, wie Chörilus sagt:

Jetzt, da Alles getheilt —

Sonach bildet man die Eingänge der Schaureden aus Folgendem: aus Lob, aus Tadel, aus Rathen

und Abrathen, aus der Bearbeitung des Zuhörers, und das Vorspiel zur Rede mag entweder fremdartig oder mit derselben verwandt sein.

In Ansehung der Eingänge gerichtlicher Reden muß man sich merken, daß sie sind, was die Prologe der Theaterstücke und die Eingänge der Heldengedichte; denn die der Dithyramben stehen denen der Schaureden gleich (Unbek.):

Deinethalb und deiner Geschenke oder Waffen —

Dagegen in den Reden, wie in den Heldengedichten, ist es eine Hinweisung auf die Rede, damit man zum Voraus wisse, wovon die Rede sei, und der Gedanke nicht schwebend bleibe; denn das Unbestimmte macht umherschweifen. Wer nun den Anfang gleichsam in die Hand giebt, bewirkt, daß man fortwährend der Rede folgt; daher heißt es (Il. I., 1):

Singe den Zorn, o Göttin —

(Odyss. I., 1):

Melde den Mann mir, Muse —

(Unbek.):

Gieb eine andere Mähre mir an, wie vom asischen Lande
Kam nach Europa gewaltiger Krieg —

So geben auch die Tragiker Aufschluß über die Handlung; wenn auch nicht gleich vorne, wie Euripides, so ist doch der Aufschluß noch in dem Prolog, wie bei Sophocles (Oed. Tyr. 771):

Mir war Erzeuger Polybos —

Eben so die Comödie. Das wesentliche und eigenthümliche Geschäft des Eingangs ist nun, anzugeben, was der Zielpunkt sei, den die Rede sich setzt. Darum muß man auch den Eingang weglassen, wenn die Sache augenfällig und wenn sie geringfügig ist. Die

andere Art von Ingredienzien, welche man anwendet, sind nur Hülfsmittel und sind bekannt. Sie werden hergenommen vom Sprechenden, vom Zuhörer, von der Sache und vom Entgegengesetzten. Es betrifft den Mann selbst und seinen Gegner, was darauf hinausläuft, Verdächtigung zu entkräften und zu bereiten. Doch ist es nicht gleichmäßig; denn der Vertheidigende bringt das vorne, was sich auf die Vertheidigung bezieht, und der Anklagende in dem Schlusse. Warum so, ist nicht dunkel. Denn der Vertheidigende muß, wenn er sich einführen will, die Hindernisse wegräumen, und also die Verdächtigung zuerst entkräften; dagegen muß der Verdächtigende seine Verdächtigung in dem Schlusse anbringen, damit man sie eher behält. Was sich auf den Zuhörer bezieht, wird hergenommen aus dem Bestreben, ihn freundlich, auch aus dem, ihn zornig zu stimmen, manchmal aus dem, ihn aufmerksam zu machen, oder aus dem Entgegengesetzten; denn nicht immer ist es nützlich ihn aufmerksam zu machen. Darum versuchen Manche, ihn zum Lachen zu bringen. — Zur Leichtigkeit der Auffassung wird, wenn man will, Alles beitragen, auch das, daß man als gutherziger Mann erscheint; denn auf Solche merkt man eher. Aufmerksam ist man auf das Große, das Eigenthümliche, das Wunderbare, das Angenehme. Darum muß man die Meinung beibringen, daß die Rede so Etwas betreffe. Will man dagegen keine Aufmerksamkeit — daß der Gegenstand gering, den Leuten fremd, daß er widriger Art sei. Hier darf nicht unbemerkt bleiben, daß Alles dergleichen außerhalb der eigentlichen Rede liegt; denn es ist berechnet auf einen Zuhörer nicht von der besten Art, der auf Dinge hört, welche über die Sache hinaus liegen. Denn ist er nicht so, so bedarf es keines Einganges weiter, als um die Sache summarisch vorzubringen, damit die Sache, wie der Leib, einen Kopf

hat. Ferner ist Erregung der Aufmerksamkeit allen Theilen der Rede gemeinschaftlich, wo es Noth thut; denn überall läßt man eher nach, als im Anfange. Daher soll man das Lächerliche im Eingange aufstellen, da wo Alle noch am meisten aufmerksam zuhören. Man muß also gerade da, wo es die rechte Zeit ist, sagen: „und merket wohl auf; denn es ist eben sowohl Eure, als meine Sache"; ferner: „ich will Euch etwas so Schreckliches oder Wunderbares sagen, wie Ihr es noch niemals gehört." Das heißt, wie Prodicus sagt, seinen Zuhörern, wenn sie einnicken wollen, die fünfzig Drachmen zu bedenken geben. Daß man aber in dem, was auf den Zuhörer berechnet ist, einen anderen Gesichtspunkt faßt, als welchen der Zuhörer hat, ist offenbar; denn Jedermann sucht in den Eingängen entweder zu verdächtigen oder Befürchtunpen wegzuschaffen (Soph. Antig. 223):

> O Fürst, mit nichten sag' ich, daß ich von der Eil' —
>
> Was machst du Umschweif?

Auch, wer eine üble Sache hat, oder zu haben scheint; denn da ist's es überall besser sich aufzuhalten, als bei der Sache. Darum sagen die Sclaven nicht, was man sie fragt, sondern was außen umher ist, und machen viel Eingang.

Wie man freundlich stimmen soll, ist angegeben, und so vom Uebrigen der Art alles Einzelne. Da es aber mit Recht heißt (Od. VI., 317):

> Gieb', daß im Volk' der Phäaken ich Lieb' antreff' und Erbarmung.

so muß man auf diese zwei Dinge sein Augenmerk richten. In der Schaurede muß man den Zuhörer glauben machen, er selbst, oder sein Geschlecht, oder seine Bestrebungen, oder sonst Etwas an ihm werde mit gelobt. Denn es ist wahr, was Socrates in der

Leichenrede sagt, es sei nicht schwer, Athener vor Athenern zu loben, wohl aber vor Lacedämoniern. Was die Staatsrede braucht, nimmt sie aus der gerichtlichen. Sie hat von Natur am wenigsten Eingang; denn sie betrifft ja Dinge, welche man schon kennt. Und die Sache an sich bedarf keines Eingangs, sondern nur wegen des Redners oder der Gegenredner, oder wenn die Leute die Sache nicht für so groß ansehen, als man will, sondern für größer oder geringer; daher muß man denn verdächtigen oder entkräften, hinauf- oder herabsetzen. Dieserwegen, oder zur Verzierung bedarf es des Eingangs, weil es vom Zaune gebrochen erscheint, wenn es diesen nicht hat. Von solcher Art ist des Gorgias Lobrede auf die Eleer, da er, ohne sich in Positur zu setzen und eine einleitende Bewegung zu machen, gleich anfängt: Elis, die glückliche Stadt.

Der Epilog hat vier Bestandtheile: die Stimmung des Zuhörers zum Wohlwollen gegen sich und wider den Gegner, das Hinauf- und Herabsetzen, die Versetzung des Zuhörers in die Affecte, die Recapitulation. Denn nach der Beweisführung, daß man die Wahrheit geredet habe und der Gegner Unwahrheit, ist's von Natur so geordnet: loben und tadeln, dann weiter ausführen. Und auf Eines von Beidem muß man sein Augenmerk richten, daß die Person entweder in einem bestimmten Stücke, oder überhaupt gut sei; und der Andere: daß sie schlecht sei in dem bestimmten Stücke, oder überhaupt. Womit man nun die Menschen als solche darstellen soll, darüber sind die Categorien angegeben, womit man nämlich als brav und als schlecht darstellen soll. Was nun darauf kommt, nachdem die Sachen dargethan sind, nämlich das Hinaufsetzen und Herabsetzen, ist natürlich. Denn was geschehen ist, muß erst anerkannt sein, wenn man es dem Grade nach schätzen will, denn auch Vergröße-

rung von Körpern setzt ein Vorhandenes voraus. Womit man hinauf- und herabsetzen solle, darüber liegen die Categorien schon vor. Ist nun klar, welcher Art und wie groß etwas ist, so muß man den Zuhörer in die Affecte hineinleiten: das sind Mitleid, Entrüstung, Zorn, Haß, Neid, Eifern, Hader, worüber auch schon oben Categorien gegeben sind. So bleibt nur die Recapitulation des Vorhergesagten übrig. Die rechte Form dafür ist die, welche man für die Eingänge empfiehlt: man sagt, man solle die Sache oftmals bringen, damit sie wohl aufgefaßt werde. Dort muß man die Sache selbst angeben, damit nicht unbekannt bleibe, wovon gehandelt wird, hier aber summarisch das, was zum Darthun gebraucht worden ist. Der Anfang dazu ist: „man habe geleistet, was man versprochen"; und so sagt man denn, was und warum? Man spricht hier mit Gegenüberstellung dessen, was uns entgegen ist, und stellt entweder neben einander, was beide Theile über denselben Gegenstand gesagt haben, oder auch nicht Punkt gegen Punkt, sondern: „er hat so viel über diesen Gegenstand gesagt, ich aber das und das, und aus diesen Gründen." Oder mit Ironie: „er hat so gesprochen, ich so." „Was würde er thun, wenn er dies dargethan hätte und nicht dies?" Oder mit einer Frage: „Was ist jetzt noch unerwiesen?" oder: „was hat dieser dargethan?" So bringt man demnach entweder auf letztere Art (oder durch Gegenüberstellung), oder nach dem natürlichen Gange, den die Rede nahm, das Seinige vor, und hinwiederum besonders, wenn man will, die Punkte der Gegenrede. Als Schlußsatz paßt einer ohne Copula, damit es als Schlußrede, nicht als Rede hervortrete: ich habe gesprochen, ihr habt's gehört, ihr wisset nun, urtheilet!

Der berühmte römische Redner Cicero, von welchem wir oben mehrere Reden mitgetheilt, sagt in sei-

ner Rhetorik (zwei Bücher, übersetzt von Moser) unter Anderm:

Oft und vielseitig habe ich die Frage erwogen, ob die Fülle der rednerischen Darstellung und das so hoch gesteigerte Streben nach Beredtsamkeit den (einzelnen) Menschen und den Staaten mehr Heil oder mehr Unheil gebracht habe. Denn betrachte ich die von unserm Vaterlande erlittenen Verluste, überschaue ich im Geiste die lange Reihe von Unfällen der bedeutendsten Staaten, so finde ich, daß von einem sehr beträchtlichen Theile derselben diejenigen Männer die Schuld tragen, welche die größte Redefertigkeit besaßen. Werfe ich aber einen aufmerksamen Blick auf die in Geschichtswerken niedergelegten Ereignisse einer Zeit, die, weit über unsere Erinnerung, in das hohe Alterthum zurückgeht, so sehe ich, daß die Menschheit die Gründung vieler Staaten, die Dämpfung sehr vieler Kriege, die dauerndsten Bündnisse, die heiligst gehaltenen Freundschaften nicht nur überhaupt erhöhter geistiger Ausbildung, zu verdanken habe, sondern daß sie alle durch die Beredtsamkeit gefördert wurden. Und so hat mich denn ein fortgesetztes Nachdenken in natürlicher Schlußfolge auf die Ueberzeugung geführt, daß Weisheit ohne Beredtsamkeit den Staaten wenig nütze, Beredtsamkeit aber ohne Weisheit meistentheils nur gar zu viel Schaden, niemals aber Vortheil bringe. Wer also, mit Hintansetzung der förderndsten und edelsten Bestrebungen um geistige und sittliche Veredlung, all sein Streben in der Ausbildung zur Beredtsamkeit aufgehen läßt, in dem wächst ein für sich selbst werthloser Mensch und ein dem Vaterlande verderblicher Bürger heran; für wen aber die Beredtsamkeit eine solche Waffe ist, daß er mit ihr nicht des Vaterlandes Wohl anzufechten, sondern dessen Vorfechter zu sein vermag, der scheint sich mir zu einem Manne zu bilden, der in gleichem Grade sein eigenes und des Va-

terlandes Wohl zu fördern und als ein demselben recht wohlwollender Bürger zu wirken geeignet ist.

Wollen wir nun die Quelle dieser Thätigkeit, die man Beredtsamkeit nennt — sei es nun eine Kunst, oder ein Studium, oder eine Uebung, oder eine von der Natur geschenkte Fertigkeit — betrachten, so wird sich ergeben, daß sie aus den edelsten Veranlassungen entsprungen, und durch Anwendung der würdigsten Geistesthätigkeit ausgebildet worden ist.

Es war nämlich eine Zeit, da die Menschen draußen im Freien nach Art der Thiere umherschweiften und mit unzubereiteter Nahrung ihr Leben fristeten; wo in keinem Stücke das Walten der Vernunft, sondern Körperkraft fast Alles wirkte; wo die Verbindung mit dem Göttlichen noch nichts, noch nichts die Erwägung der Pflicht von Menschen gegen Menschen galt; wo noch Niemand gesetzliche Vermählung gesehen, noch kein Vater mit Bestimmtheit seine Kinder erkannt, noch Keiner einen Begriff davon hatte, von welchem Werthe Gleichheit des Rechts für Alle sei. Da wurde denn, durch Irrthum und Unverstand, die Leidenschaft im Gemüthe mit ihrer Blindheit und Tollkühnheit Herrscherin, und mißbrauchte zu ihrer Befriedigung die Körperkräfte, ein Gefolge von der verderblichsten Art. Da kam einem Menschen (und das mußte wohl ein großer und weiser Mann sein) der Gedanke, welche Möglichkeit, welcher Stoff für höchst vortreffliche Dinge in dem Menschengeiste liege, wenn nur Jemand ihn zu Tage zu fördern wüßte und ihn durch Vorschriften zu veredeln verstände. Dieser Mann fand das Mittel, die im Freien umher zerstreuten und unter der Wälder Obdach versteckten Menschen zusammenzubringen und zu vereinigen, und indem er ihnen Anregung zu jeder nützlichen und veredelnden Thätigkeit gab, wobei sie sich anfangs wegen der Ungewohntheit sträubten, sodann aber, durch In-

halt und Form seiner Worte gewonnen, ihm mit steigender Theilnahme zuhörten, machte er sie aus wilden und unbändigen Menschen zu milden und lenksamen. Dies zu bewirken, vermochte wohl nicht eine Weisheit, die gar nicht oder nur dürftig zu sprechen wußte, daß sie nämlich so auf einmal die Menschen von ihren Gewohnheiten entwöhnt und ihrem Leben so ganz vom früheren abweichende Richtungen zu geben verstanden hätte. Nachdem nun aber Städte gegründet waren, wie war es möglich, die Menschen zum Worthalten und zur Handhabung der Gerechtigkeit zu vermögen, sie zu gewöhnen, Anderen willig zu gehorchen, und sich zu entschließen, zum Besten des Ganzen nicht bloß Beschwerden zu ertragen, sondern sogar das Leben aufzuopfern, wie, sage ich, war das möglich, wenn jene Weisen nicht durch ihre Beredtsamkeit zu dem, was sie durch ihr Nachdenken ausgesonnen, die Menschen zu überreden verstanden hätten? Niemand wahrhaftig, wenn nicht eine nachdrucksvolle und einschmeichelnde Rede ihn dazu vermochte, hätte sich bei dem Gefühl überwiegender Kraft geneigt finden lassen, mit Verzichtung auf deren Gebrauch sich einem Rechtsausspruche zu unterwerfen, und somit es sich gefallen zu lassen, mit denen auf gleichem Boden zu stehen, über die er den Kopf hoch tragen konnte, so daß er bereit gewesen wäre, eine sein Selbstgefühl so befriedigende Angewöhnung aufzugeben, die durch das lange Herkommen noch dazu bereits den Charakter der Naturordnung angenommen hatte? Das scheint mir nun einmal die erste Veranlassung und der Gang der weiteren Ausbildung der Beredtsamkeit gewesen zu sein, die dann in der Folge einen Spielraum im Kreise der wichtigsten Angelegenheiten im Frieden und im Kriege, und den vortheilhaftesten Einfluß auf die Menschheit gewann. Nachdem aber eine gewisse Gewandtheit, welche nur die Maske der Tugend vor-

nahm, ohne Rücksicht auf Pflicht und Gewissen sich in den Besitz von kräftiger Redefülle gesetzt, da gewöhnte sich die Schlechtigkeit, im Vertrauen auf ihr Talent, es zum Umsturze der öffentlichen Ordnung und zur Erschütterung der Grundpfeiler des menschlichen Zusammenlebens anzuwenden.

Doch, wie wir den Urbeginn des Heilsamen dargestellt haben, so wollen wir auch den Ursprung dieses Unheils beleuchten. Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, in welcher sich zu den öffentlichen Angelegenheiten keine Menschen drängten, denen die Gabe der Rede und richtige Einsicht gebrach; dagegen aber große und sprachgewandte Männer sich nicht mit Privathändeln befaßten. Da nun gerade in den Händen der bedeutendsten Männer sich die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten befand, so mögen wohl Andere, übrigens verschlagene Köpfe, sich auf die weniger bedeutenden Streitigkeiten der Privatleute unter einander eingelassen haben. Da man sich nun bei diesen Händeln gewöhnte, öfters von der Seite der Wahrheit (des Rechts) auf die Seite der Unwahrheit (des Unrechts) zu treten, so gewann die Frechheit Nahrung durch die unablässige Uebung im Vortrage, so daß sich jene Höhergestellten durch das ihren Mitbürgern geschehende Unrecht genöthigt sahen, den frechen Bürgern entgegenzutreten und sich ihrer persönlich Angehörigen anzunehmen. Wie es sich nun traf, daß Derjenige, welcher sich, ohne sich um Weisheit zu bemühen, auf sonst nichts als auf Erwerbung bedeutender Redefertigkeit gelegt hatte, oft Jenen im Vortrage gleich, zuweilen sogar überlegen schien; so war die Folge, daß er in den Augen der Menge und in seinen eigenen als würdig erachtet wurde, an der Spitze des Staates zu stehen. Bekamen nun tollkühne und verwegene Menschen das Steuerruder des Staates in die Hände, so konnten

gewaltige und unheilvolle Schiffbrüche nicht ausbleiben. Ursachen der Art veranlaßten einen solchen Haß und eine solche Erbitterung gegen die Beredtsamkeit, daß gerade höchst talentvolle Männer, um gleichsam aus einem Gewittersturme in den Hafen einzulaufen, aus dem bürgerzwistvollen und umtobten Leben sich zurückzogen, und irgend einer ruhigen Lieblingsbeschäftiigung sich in die Arme warfen. Daraus erkläre ich es mir, daß späterhin, während die übrigen edlen und würdigen Bestrebungen in Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geschäften an den Tüchtigsten zahlreiche Bearbeiter fanden und in hoher Achtung standen, gerade dieses Studium (die Beredtsamkeit), von so vielen aus ihnen aufgegeben, gerade zu einer Zeit in den Hintergrund getreten ist, wo es um so lebhaftere Theilnahme hätte finden und durch eifrigere Betreibung gesteigert werden sollen. Je unwürdiger nämlich die Tollkühnheit und Frechheit thörichter und ruchloser Menschen eine in so hohem Grade edle und würdige Bestrebung schändete, um so ernster hätte ihnen Widerstand geleistet und (dadurch) für das Wohl des Staates gesorgt werden sollen.

Das entging nicht dem Scharfblicke unsers großen Cato, nicht dem des Lälius, nicht dem ihres (ich darf es wohl aussprechen) Schülers Africanus, nicht den Gracchen, des Afrikanus Enkeln: das waren Männer vom höchsten innern Werth und einem durch diesen innern Werth gesteigerten Ansehen, und zugleich von einer Beredtsamkeit, die jenen Eigenschaften zur Zierde, dem Vaterlande aber zum Heile gereichte. Nach meiner innersten Ueberzeugung also sollte man sich nichts desto weniger um Beredtsamkeit bemühen, wenn auch gleich Einige in Privatverhältnissen und im öffentlichen Leben verkehrter Weise einen Mißbrauch damit treiben; ja man sollte sich im Gegentheil um so eifriger damit beschäftigen, damit nicht die

Schlechtgesinnten, zum großen Nachtheil der Guten und zum gemeinsamen Verderben Aller, das Uebergewicht gewinnen; zumal da sie die einzige Thätigkeit ist, die auf alle Gegenstände, im öffentlichen wie im Privatleben, den entschiedensten Einfluß ausübt, durch sie das Leben seine Sicherung, seine Würde, seinen Glanz, durch sie auch seine Erheiterung gewinnt. Sie ist es ja, durch welche dem Staate eine Menge Vortheile zufließen, besonders wenn in ihrem Gefolge die Weisheit, diese Lenkerin aller Angelegenheiten sich findet; aus ihr strahlt auf die, welche sich in ihrem Besitze befinden, Lob, Ehre und Würde zurück; durch sie gewinnen auch die Freunde den zuverlässigsten und sicherndsten Schutz. Bei aller Schwäche und Unvollkommenheit, welche die Menschen in verschiedener Hinsicht unter die Thiere stellt, erheben sie sich doch, nach meiner Ansicht, vorzüglich durch die Gabe der Sprache über dieselben. Darum scheint mir denn aber Derjenige einen hohen Standpunkt erklommen zu haben, welcher in dem Punkte, in welchem die Menschen vor den Thieren ein Uebergewicht haben, einen Vorrang vor den Menschen selbst behauptet. Wird aber dieser etwa nicht bloß durch Naturanlage, auch nicht bloß durch Uebung errungen, sondern eignet man sich ihn auch durch Theorie gewissermaßen an; so ist es wohl nicht unpassend, sich darnach umzusehen, was denn Diejenigen sagen, welche die Kunst in gewisse bestimmte Regeln gebracht und (zu unserer Belehrung) hinterlassen haben. Doch bevor wir von den Kunstregeln der Beredtsamkeit sprechen, scheint es, müssen wir uns erst über den Begriff der Kunst selbst, ihren Wirkungskreis, ihren Zweck, ihren Stoff und ihre Theile erklären. Denn erst, wenn wir darüber im Reinen sind, wird sich unsere Aufmerksamkeit leichter und unbeschränkter auf das Wesen und die Methodik der Kunst selbst richten können.

Es giebt im Staatsleben gewisse Verhältnisse, welche viele und bedeutende Gegenstände in sich fassen. Ein großer und umfassender Theil davon ist die künstliche Beredtsamkeit (die kunstmäßige Behandlung der Beredtsamkeit), welche man Rhetorik nennt. Denn so wenig ich es mit Denen halte, welche glauben, wer Einsicht in den Organismus des Staatslebens habe, bedürfe der Redekunst gar nicht; eben so wenig stimme ich Denjenigen bei, welche sagen, jene beruhe ganz auf dem Einflusse und der Kunst des Rhetors (des theoretisch gebildeten Redners). Meine Ansicht von dem Begriffe und Wesen der Beredtsamkeit ist also die, daß sie mir als Theil der Staatswissenschaft erscheint. Ihr Geschäft aber scheint mir zu sein, einen Ueberzeugung bewirkenden Vortrag zu halten; ihr Zweck, durch die Rede einen Entschluß zu veranlassen. Zwischen Geschäft und Zweck aber ist der Unterschied, daß bei jenem in Erwägung kommt, was durch sie erstrebt werden solle; bei diesem, was in ihren Wirkungskreis gehöre. So wie wir das Geschäft des Arztes darein setzen, daß er sein Heilverfahren zum Zwecke der Genesung einrichte, den Zweck aber, daß er durch sein Verfahren wirklich heile; so werden wir den Begriff von dem Geschäfte und dem Zwecke des Redners finden, wenn wir sagen, sein Geschäft sei die ihm von seiner Pflicht vorgeschriebene Thätigkeit, und wenn wir das, warum er Jenes zu thun hat, seinen Zweck nennen. Den Stoff einer Kunst nennen wir das, womit sich die ganze Kunst und die Fertigkeit, die durch sie gewonnen wird, beschäftigt. So nennen wir z. B. den Stoff der Arzneikunst die Krankheiten und die Wunden, weil sich die ganze Arzneikunst um sie herum dreht; gleicherweise nennen wir diejenigen Dinge, mit welchen sich die Redekunst befaßt, und die erworbene Fertigkeit Reden zu halten, den Stoff der Redekunst. Un-

ter diesen Dingen verstanden aber die Einen mehrere, die Andern weniger Gegenstände. Gorgias nämlich von Leontium, so ziemlich der älteste Redekunstlehrer, hatte die Ansicht, ein Redner müsse über alle Dinge vollkommen gut zu sprechen wissen. Er scheint also dieser Kunst einen unendlich umfassenden und unermeßlichen Stoff unterzulegen. Aristoteles dagegen, der diese Kunst mit einem reichen Vorrathe von Hülfsmitteln und Verschönerungsmitteln ausstattete, hielt dafür, das Geschäft eines Redners bestehe in einer dreifachen Thätigkeit, dem beweisenden, dem berathenden und dem gerichtlichen Vortrage. Der beweisende ist der, welcher auf das Lob oder den Tadel irgend einer bestimmten Person gerichtet ist; der berathende beruht auf Erörterung und allseitiger Beleuchtung eines Verhältnisses im Staate, und umfaßt dann auch die motivirte Abstimmung; der gerichtliche, bei dem Rechtssachen vorkommen, faßt in sich Anklage und Vertheidigung, oder Anforderung und Ablehnung. Und, wie ich wenigstens die Sache betrachte, so darf der Satz aufgestellt werden, dieser in drei Theile zerfallende Stoff sei es, um welchen sich die Kunst und die Fertigkeit herumdreht, die ein Redner sich aneignen muß.

Hermagoras freilich scheint weder zu bedenken, was er sagt, noch zu begreifen, was er verspricht, indem er den Stoff des Redners in den Streitpunkt (Veranlassung des Prozesses) und in die allgemeine Streitfrage theilt. Streitpunkt nennt er den Gegenstand, der eine Verschiedenheit der Ansichten (darüber, wer Recht habe) mit sich trägt, die auf der Darstellung, mit Hereinziehung bestimmter Personen, beruht. Diesen Punkt rechnen auch wir zu dem Geschäftskreise des Redners, denn wir unterstellen ihm ja die vorhin genannten drei Theile seiner Verrichtungen, den gerichtlichen, den berathenden und den beweisenden (dar-

stellenden). Die allgemeine Streitfrage aber nennt er den Gegenstand, der eine auf der Darstellung beruhende Verschiedenheit über Recht oder Unrecht der Ansichten, ohne Hereinziehung bestimmter Personen mit sich trägt, z. B. Fragen wie folgende: Ob es außer dem Sittlichguten noch irgend ein Gut gebe? Ob die sinnlichen Wahrnehmungen der Wirklichkeit entsprechen? Welches die Gestalt der Welt sei? Welches die Größe der Sonne? Daß aber diese Fragen weit außerhalb des Geschäfts eines Redners liegen, das, denke ich, sieht Jeder leicht ein. Denn Gegenstände, mit denen sich Philosophen ersten Ranges mit Anstrengung aller ihrer Geisteskräfte beschäftigt haben, diese, wie Nebensachen, in den Geschäftskreis des Redners zu ziehen, scheint in hohem Grade unverständig. Hätte etwa Hermagoras in diesen Gegenständen (und deren Darstellung) eine bedeutende Fertigkeit besessen, die er sich durch Studium und Mittheilung von Lehrern verschafft hätte, so könnte man denken, er habe, im Vertrauen auf sein Wissen, in Betreff des Geschäfts eines Redners einen Mißgriff begangen, und das, was er zu leisten vermochte, als Leistung der (Rede-) Kunst gefordert. Nun steht aber die Möglichkeit seiner eigenen Leistung in solchem Mißverhältniß mit seiner Forderung, daß man ihm viel eher die Redekunst absprechen, als philosophische Bildung zugestehen möchte. Doch sage ich dies nicht darum, weil mir etwa die von ihm herausgegebene Theorie der Beredtsamkeit sehr fehlerhaft geschrieben vorkäme: denn es scheint mir, er habe aus älteren Theorien seine Regeln mit ziemlich viel Geschick und Pünktlichkeit ausgehoben und zusammengestellt, auch wohl selbst einiges Neue vorgebracht. Aber über die Kunst sprechen (und das ist es, was er geleistet hat) ist eigentlich die geringste Leistung eines Redners; die bei weitem bedeutendste ist, kunstgemäße

Reden zu halten. Daß er dies aber durchaus nicht vermochte, sehen wir Alle.

Der Stoff der Rhetorik scheint mir demnach der nämliche, wie ihn nach meiner obigen Angabe Aristoteles bestimmt hat; ihre Theile aber diejenigen, welche die Meisten annahmen: die Erfindung, die Anordnung, die Ausarbeitung (das Stylisiren), das Einstudiren, der Vortrag. Die Erfindung ist das Aussinnen wahrer oder wahrscheinlicher Materialien, welche die vorzutragende Sache zu empfehlen geeignet sind. Die Anordnung ist geregelte Vertheilung des aufgefundenen Materials. Die Ausarbeitung ist das Anpassen zweckmäßiger Ausdrücke und Gedanken an das zusammengebrachte Material. Das Einstudiren ist das sich einprägende geistige Auffassen des Inhalts und des Ausdrucks. Der Vortrag ist die durch Stimme und Haltung des Körpers vermittelte Darstellung, dem Gehalte der Gedanken und der Ausdrücke angepaßt. Nachdem wir nun diese Punkte übersichtlich bestimmt haben, wollen wir die Ausführung der Gründe, durch die sich nachweisen ließe, was die Natur, das Geschäft und der Zweck dieser Kunst sei, auf eine andere Zeit verschieben. Denn einerseits bedürfte dieselbe einer großen Ausführlichkeit; andererseits aber ist sie nicht so ganz unentbehrlich, um einen Umriß der Kunst und Regeln über dieselbe geben zu können. Dagegen bin ich der Ansicht, Derjenige, welcher eine Theorie der Redekunst schreibt, müsse sich auf die zwei übrigen Punkte einlassen, nämlich auf den Stoff und auf die Theile der Kunst. Stoff und Theile aber scheinen mir gemeinsam behandelt werden zu müssen. Und so mag denn die Erfindung, der erste aller Theile, und die Betrachtung, wie sie beschaffen sein müsse, da sie das Wichtigste bei jedem zu bearbeitenden Gegenstande ist, jetzt in Erwägung gezogen werden.

Bemerkenswerth ist auch, was Cicero am Schluß dieser Rhetorik sagt, nachdem er über die Reden gerichtlicher Gattung, und namentlich über die Berathungsform gesprochen:

Nachdem wir nun diejenigen Beweisführungen auseinandergesetzt haben, welche zu der Gattung der gerichtlichen Streitsachen (Rechtsfälle) gehören, gedenken wir zu der Klasse der auf Berathung und auf Beweis beruhenden (der deliberativen und demonstrativen) überzugehen, und die Beweispunkte und Regeln für die Beweisführung in diesem Kreise zu geben, nicht, als ob nicht immer jeder Rechtsfall zu irgend einer Begründungsform gehörte, sondern weil dennoch auch bei diesen Streitsachen es eigenthümliche Punkte giebt, die nicht außer der Begründungsform liegen, aber gerade in den Umfang dieser Arten passen. Nach meiner Ansicht nämlich ist bei der gerichtlichen Gattung (der Prozesse) das höchste Ziel das der Billigkeit (Rechtlichkeit, Rechtsgleichheit, unparteiische Entscheidung), das heißt, eine Seite der Sittlichkeit. Bei der deliberativen Gattung nimmt Aristoteles als Ziel das Nützliche, ich das Sittliche, in Verbindung mit dem Nützlichen; bei der demonstrativen das Sittliche. Es werden also auch bei dieser Gattung des Prozesses einige Beweisführungen nach gemeinsamen und ähnlichen Methoden zu behandeln sein, einige werden noch besonders dem Zwecke angepaßt werden, um den sich jeder rednerische Vortrag drehen muß. Ich würde es auch nicht beschwerlich finden, von jeder Art von Begründung ein Beispiel anzugeben, hätte ich nicht die Bemerkung gemacht, daß, so wie unklare Dinge durch Besprechung faßlicher werden, so umgekehrt ganz faßliche Dinge durch das Reden darüber an Klarheit verlieren. Jetzt also zu den Regeln über die Berathungsform.

Von erstrebenswerthen Dingen giebt es drei Gat-

tungen: ihnen gegenüber steht eine gleiche Zahl von solchen, die vermieden werden müssen. Es giebt nämlich Etwas, das durch seinen innern Gehalt uns anzieht, nicht durch irgend einen Vortheil uns anlockt, sondern durch seine Würde hinreißt; dahin gehört die Tugend, die Erkenntniß (das Wissen, die Wissenschaft), die Wahrheit. Es giebt etwas Anderes, nach dem wir nicht wegen seines innern Gehalts und Wesens, sondern des Vortheils und des Nutzens wegen streben dürfen: von der Art ist das Geld. Es giebt ferner Etwas, das aus Theilen von beiden verbunden ist, das nämlich einerseits durch seinen Gehalt und seine Würde uns reizt und hinreißt, andererseits auch, um lebhafter erstrebt zu werden, einen gewissen Vortheil gewährt, z. B. Freundschaft, guter Name. Aus dem Genannten läßt sich nun das Entgegengesetzte von diesen Dingen, auch ohne daß wir davon besonders sprächen, ermitteln. Doch zur Erleichterung der Begründung soll das, was wir (als solches) aufgestellt haben, kürzlich genannt werden. Wir wollen einmal diejenigen Dinge, die in die erste Klasse gehören, das Sittlichgute (das Edle, das an sich Gute) nennen; was in die zweite gehört, das Nützliche. Die dritte Klasse aber, weil sie eine Seite des Sittlichguten enthält, der innere Gehalt der Sittlichkeit aber größer ist, ist durch die Verbindung zweier Eigenschaften eigentlich im Grunde doppelartig; doch kann man die edlere Seite im Ausdruck als überwiegend darstellen, und sie (gleichfalls) das Sittlichgute nennen. Daraus folgt nun, daß als Theile des Erstrebenswerthen das Sittlichgute und das Nützliche erscheinen; als Seiten dessen, was vermieden werden muß, das Unedle und Unnütze (Schädliche); diese zwei Dinge nun haben einflußreiche Veranlassungen, die Nöthigung und die Leidenschaft. Bei der einen kommt in Betracht die Gewalt, bei der andern der Gegenstand und

die Personen. Ueber beide Arten werden wir uns späterhin näher erklären. Jetzt vorerst zur Erläuterung des Wesens des Sittlichguten.

Das Sittlichgute wollen wir dasjenige nennen, was entweder ganz oder theilweise um seiner selbst willen erstrebt wird. Da es nun also zweierlei Arten desselben giebt, von denen die eine einfach (rein), die andere gemischt (mit Anderm verbunden) ist, so wollen wir das rein Sittlichgute zuerst betrachten. Es gehört hierher die Tugend, welche mit der Einheit ihres Wesens und Namens Alles umfaßt (alle [edeln] Eigenschaften in sich begreift). Es ist nämlich die Tugend diejenige Stimmung des Gemüths, welche sich der Vorschrift der Natur und zugleich der Vernunft (die auch die Stimme der Vernunft ist) fügt. Lernen wir darum alle ihre Theile kennen, so wird der ganze Gehalt des rein Sittlichguten erkannt sein. Sie hat vier Theile: Klugheit, Gerechtigkeit, Muth, Mäßigung. Die Klugheit ist die Erkenntniß dessen, was gut und was böse ist, und dessen, was keins von beiden ist. Ihre Theile sind: Erinnerungskraft, Einsicht, Voraussicht (Vorausblick). Die Erinnerungskraft ist diejenige Eigenschaft, durch welche der Geist sich des ihm Vorgekommenen wieder bewußt wird. Die Einsicht ist die, durch welche er das erkennt, was ist. Die Voraussicht ist, durch welche etwas Künftiges, ehe es geschehen ist, erschaut wird. Die Gerechtigkeit ist die Stimmung des Gemüths, die, mit Vorbehalt des allgemeinen Nutzens, Jedem giebt, wessen er würdig ist. Sie hat ihre Quelle in der Natur; zunächst ist dann Einiges durch Berücksichtigung des Nutzens in Uebung gekommen. Späterhin hat die Furcht vor den Gesetzen und die Religion theils die von der Natur ausgegangenen, theils die von der Gewohnheit gebilligten Dinge geheiligt. Von Natur ist dasjenige recht, welches nicht durch eine Meinung her-

vorgebracht, sondern durch eine angeborene Kraft uns eingepflanzt ist, z. B. die Religion, die Frömmigkeit (Pietät, Achtung vor den durch heilige Bande mit uns Verbundenen), die Dankbarkeit, die Neigung zur Herstellung des Rechts (der Schutz des Rechts), die Ehrfurcht, die Wahrhaftigkeit. Religion ist, was dem Menschen Achtung und Verehrung gegen ein höheres Wesen, welches man das göttliche nennt, einflößt; Pietät, wodurch den Blutsverwandten und dem Vaterlande eine aus Wohlwollen entsprungene Pflichterfüllung und mit Sorgfalt verbundene Achtungsbezeugung dargebracht wird; Dankbarkeit, worin sich die Neigung und der Drang des Gemüths zeigt, die Erinnerung an genossene Freundschaft und Dienstleistungen zu bewahren und dieselben zu vergelten; der Schutz des Rechts, wodurch Gewalt und Unrecht, und überhaupt Alles, was Nachtheil droht, durch Abwehr oder rächende Ahndung zurückgewiesen wird; Ehrfurcht, wodurch wir Menschen, die durch Würde irgend einer Art über uns stehen, Ehre und Hochachtung (Hingebung) beweisen; Wahrhaftigkeit, vermöge welcher was ist, was war oder was sein wird, ohne alle Veränderung (durch unsere Darstellung) erklärt wird.

Durch Gewohnheit ist dasjenige recht (Gewohnheitsrecht ist dasjenige), welches, nicht aus dem innersten Wesen der Natur geschöpft, doch in ihr seine Quelle hat, aber durch die Anwendung in Gebrauch gekommen ist und Kraft gewonnen hat, z. B. die Religion; oder was wir sonst von dem vorhin Genannten bemerken, daß es, von der Natur ausgegangen, durch die Gewohnheit verstärkt worden ist; oder was durch den Beifall der Mehrzahl im Volke in einer langen Reihe von Jahren zur Sitte geworden ist; hierher gehört der Vertrag, das Billige, das durch (ein früheres) Rechtserkenntniß Entschiedene. Ver-

trag ist das, worüber Einige übereingekommen sind. Billig ist, was Allen gleich gilt (Allen in gleichem Grade und Maße zu Theil wird); das durch ein Rechtserkenntniß Entschiedene ist, worüber Einer oder Einige schon ein bestimmtes Urtheil ausgesprochen haben.

Durch Gesetz ist ein Recht, welches in einer schriftlich dem Volke vorgelegten Formel, damit es beobachtet werde, enthalten ist.

Der Muth ist das überlegte Eingehen in Gefahren und das Ertragen von Anstrengungen. Theile desselben sind: die Großthat, die Zuversicht, die Ausdauer, die Beharrlichkeit. — Großthat ist das Betreiben und Ausführen großartiger Dinge und hochstrebender Unternehmungen, mit erhabenem und glänzendem Aufschwung des Gemüths bei seinem Vorsatze; Zuversicht ist die Stimmung des Gemüths, wodurch dasselbe bei Bestrebungen von großer und edler Tendenz ein großes Vertrauen, in Verbindung mit sicherer Hoffnung, auf sich selbst setzt; Ausdauer ist das freiwillige und anhaltende Ertragen von Beschwerden, die schwierig zu überwinden und mühsam zu ertragen sind, und zwar zu edlen und nützlichen Zwecken; Beharrlichkeit das unerschütterliche und unwandelbare Bestehen auf einem wohlerwogenen Vorsatze.

Die Mäßigung ist die feste (gesicherte) und geregelte Herrschaft der Vernunft über die leidenschaftliche Begierde und über andere vom Rechten abweichende Gemüthsbewegungen. Ihre Theile sind: Selbstbeherrschung, Schonung, Bescheidenheit. — Selbstbeherrschung ist diejenige Gemüthsthätigkeit, durch welche die Leidenschaft, durch die Besonnenheit bewältigt, gezügelt wird; Schonung ist die, wodurch das Losbrechung unbedachter Aufwallung der Erbitterung gegen Jemand durch Milde gehemmt wird; Be-

scheidenheit ist diejenige, wodurch eine edle Scheu vor Anmaßung dem Menschen eine dauernde mit Zuneigung verbundene Achtung gewinnt.

Alle diese Vorzüge (Tugenden) soll der Mensch um ihrer selbst willen, auch wenn gar kein Vortheil damit verbunden ist, zu erringen suchen. Dieß zu beweisen gehört einerseits nicht zum Zwecke des gegenwärtigen Werkes, andererseits ließen sich die Belehrungen hierüber auch nicht so kurz fassen.

Zu vermeiden aber um ihrer selbst willen sind nicht nur die jenen entgegengesetzten Eigenschaften, z. B. die Feigheit dem Muthe, die Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit; sondern anch diejenigen, welche (jenen Tugenden) nahe liegen und an sie zu grenzen scheinen, in Wahrheit aber äußerst weit von ihnen abstehen. Z. B. dem Selbstvertrauen ist der Mangel an Selbstvertrauen entgegengesetzt, also darum etwas Fehlerhaftes. Die Verwegenheit ist ihm nicht entgegengesetzt, sondern liegt ihm nahe und ist verwandt mit jenem, und dennoch ist sie ein Fehler. So wird sich bei jeder Tugend ein an sie grenzender Fehler finden, der entweder schon eine bestimmte Benennung hat, z. B. die Verwegenheit neben dem Selbstvertrauen, die Hartnäckigkeit neben der Beharrlichkeit; der Aberglaube, der in Verwandtschaft mit der Religion steht; oder ein solcher (Fehler), der noch keinen bestimmten Namen hat. Alle diese Eigenschaften, so gut wie die den guten geradezu entgegengesetzten, setzen wir unter die Dinge, die man vermeiden muß. Und hiermit sei von der Gattung des Sittlichguten, die durchaus nur um ihrer Selbst willen erstrebt wird, genug gesagt.

Jetzt möchte nun über dasjenige zu sprechen sein, womit auch das Nützliche in Verbindung steht, was wir aber dennoch ein Sittlichgutes nennen. Es giebt nämlich Vieles, das uns nicht bloß durch seinen in-

nern Gehalt, sondern auch durch seinen Nutzen anzieht; hierher gehört der Ruhm, die Würde, das Ansehen, die Freundschaft. — Ruhm ist die häufige öffentliche Erwähnung im Volke, mit Lob verbunden; Würde ist das ehrenvolle Gewicht eines Mannes im Staate, das ihm Verehrung, Achtung und Ehrfurcht erwirbt; Ansehen ist der reiche Besitz von Einfluß, Erhabenheit oder von sonst Etwas, das ihm Uebergewicht verschafft; Freundschaft ist die auf das Wohlergehen eines Andern, um seiner Persönlichkeit willen, gerichtete Zuneigung, mit Erwiderung von seiner Seite. Hier jedoch fügen wir, weil wir von bürgerlichen Verhältnissen reden, die Berücksichtigung der Vortheile, welche die Freundschaft gewährt, ausdrücklich bei, so daß man auch um der Vortheile willen sie für erstrebenswerth halten mag, damit nicht etwa Jemand, in der Meinung, ich spreche von der Freundschaft im Allgemeinen, sich geneigt finde, mich zu tadeln. Indessen giebt es Leute, die bloß des Vortheils wegen die Freundschaft für erstrebenswerth halten, während Andere sie bloß um ihrer selbst willen gesucht wissen wollen, Andere um ihrer selbst und zugleich des Vortheils wegen. Welche von diesen Ansichten der Wahrheit am nächsten komme, dies zu erwägen, wird sich ein anderer, passenderer Ort finden. Für den Zweck, den der Redner in's Auge zu fassen hat, mag die Ansicht gelten, daß man bei dem Streben nach Freundschaft beide Absichten verbinden müsse. Da nun aber die freundschaftlichen Verbindungen theils an religiöse Verhältnisse sich anschließen, theils nicht, da sie theils alt sind, theils neu, theils in Wohlthaten ihre Quelle haben, die uns von Andern, theils in solchen, die Anderen von uns erwiesen worden, da sie theils mehr, theils weniger Vortheile gewähren, so betrachten wir sie auch von verschiedenen Seiten, theils von Seiten der Wichtigkeit ihrer Veranlassung, theils

von Seiten der sie fördernden Umstände, von Seiten der Dienstleistungen, von Seiten religiöser Verhältnisse, endlich von Seiten ihrer Dauer.

Der Nutzen aber beruht entweder auf Vortheilen, welche die Person betreffen, oder auf Dingen außer uns, von welchen Dingen sich jedoch bei weitem die Mehrzahl auf persönliche Vortheile zurückwendet. So giebt es z. B. auch im Staate Einiges, das sich so zu sagen gleichsam auf die Körperlichkeit (das Materielle) des bürgerlichen Zusammenlebens bezieht, z. B. Ländereien, Seehäfen, Geld, Flotten, Matrosen, Soldaten, Bundesgenossen; lauter Dinge, die das materielle Bestehen und die Freiheit der Staaten bedingen: Anderes giebt es, was schon umfassender (ideeller) ist, und weniger mit dem unmittelbaren Bedürfnisse zusammenhängt, z. B. ausgezeichnete Verschönerung und Erweiterung der Stadt, eine hervorstechende Masse von baarem Gelde, eine Menge von freundschaftlichen und bundesgenossenschaftlichen Verbindungen; Dinge, die nicht bloß die Wirkung haben, daß die Staaten geschützt und unangetastet bleiben, sondern daß sie auch an Größe und Kraft gewinnen.

Ich nehme deswegen zwei Arten des Nutzens an: Sicherung des Bestehens und Macht. Sicherheit des Bestehens ist die wohlbewahrte und unverletzte Erhaltung des gesunden Zustandes; Macht ist das Vermögen, das Seinige zu schützen, Fremdes zu gewinnen, und zwar in Beziehung auf Dinge, deren Besitz wünschenswerth ist. Bei allen vorhin genannten Dingen nun ist zu erwägen, was sich schwer und was sich leicht bewerkstelligen lasse. Leicht, sagen wir, läßt sich das bewerkstelligen, was sich ohne große oder ohne alle Anstrengung, Aufwand, Mühe, und zwar in ganz kurzer Zeit zu Stande bringen läßt. Schwer zu bewerkstelligen nennen wir aber das, was zwar Anstrengung, Kosten, Mühe und lange Zeit erfordert, und

wobei sich entweder alle, oder recht viele, oder recht große Hindernisse der Ausführung entgegenstellen; was jedoch, wenn man diese Schwierigkeiten mit Ernst angreift, sich zu einem befriedigenden Ziele bringen läßt.

Da wir nun über das Sittlichgute und über das Nützliche gesprochen haben, so bleibt uns noch übrig, diejenigen Dinge abzuhandeln, die wir als mit ihnen in Verbindung stehend erklärten, die Nöthigung und die Leidenschaft.

Unter Nöthigung verstehe ich nun einen Zwang, der durch keine Gewalt verhindert werden kann, das in's Werk zu setzen, was er zu thun vermag, und der sich weder verändern, noch hemmen läßt. Zu deutlicherer Erklärung der Beschaffenheit und des Umfanges der Nöthigung mögen Beispiele dienen. Eine Nothwendigkeit ist es, daß Holz durch eine Feuerflamme in Brand gesteckt werde. Es ist nothwendig, daß ein der Sterblichkeit unterworfener Körper irgend einmal zu Grunde gehe, und zwar in der Weise nothwendig, wie es die Kraft der eben beschriebenen Nothwendigkeit erheischt. Kommt etwas der Art im Vortrage vor, so nennt man es mit Recht Nothwendigkeit; kommen aber andere schwierige Dinge vor, so werden wir nach der oben erwähnten Untersuchungsform erwägen, ob sie möglich seien. Hierbei glaube ich auch die richtige Bemerkung zu machen, daß es Fälle der Nothwendigkeit gebe, wo noch irgend ein Zusatz dabei ist; andere, wo die Nothwendigkeit einfach (geradezu) und absolut stattfindet. Einen anderen Sinn hat es nämlich, wenn wir sagen: „die Casiliner müssen sich nothwendig dem Hannibal ergeben"; einen andern, wenn man sagt: „Casilium muß nothwendig in Hannibals Gewalt gerathen". Im ersten Falle denkt man sich hinzu: „wenn sie nicht lieber Hungers sterben wollen"; denn ziehen sie das

vor, so ist jenes nicht nothwendig. Der zweite Satz braucht keinen Zusatz, weil, mögen nun die Casiliner sich ergeben wollen, oder sich zu Tode hungern lassen, Casilinum in Hannibals Gewalt nothwendig kommen muß. Was kann nun mit dieser Eintheilung der Nothwendigkeit (Nöthigung) ausgerichtet werden? Ich möchte fast sagen: recht viel, wenn der Punkt von Nothwendigkeit zur Sprache kommt. Denn ist die Nöthigung einfach, so ist darüber nicht viel zu sagen, da es keine Mittel giebt, ihr Etwas in den Weg zu legen; findet aber die Nöthigung unter der Bedingung statt, daß wir Etwas vermeiden oder erreichen wollen, dann hat jener Zusatz einen Zweck, oder es wird zu erwägen sein, was die Sittlichkeit erfordere. Denn will man die Sache genau betrachten (doch so, daß man nach dem fragt, was dem Vortheile des Staates gemäß sei), so wird man finden, daß es eigentlich gar Nichts (in Beziehung auf bürgerliche und gerichtliche Verhältnisse) giebt, welches nothwendig geschehen müßte, außer aus irgend einem Grunde, und diesen nennen wir eben einen Zusatz. Daß es aber außer diesen Verhältnissen eine Menge Dinge gebe, bei denen ein Zusatz der Art nicht eintrifft, z. B. der Satz: „die von Natur sterblich geschaffenen Menschen müssen nothwendig einmal zu Grunde gehen", spricht eine absolute Nothwendigkeit aus; der Satz aber: „Alle Menschen müssen Nahrung zu sich nehmen", ist nur mit dem Zusatze wahr: „außer wenn sie Hungers sterben wollen". Also, wie gesagt, das, was als Zusatz beigefügt wird, muß immer nach seiner Bedeutung erwogen werden. Denn unter allen Umständen wird z. B. eine Nöthigung vollständig so ausgedrückt werden müssen: „Dies ist nothwendig, wenn wir sittlich gut leben wollen; dies ist nothwendig, wenn wir Leib und Leben erhalten wollen; dies ist nothwendig, wenn wir von Nachtheil frei bleiben wollen".

Die höchste Nöthigung aber scheint die von Seiten der Sittlichkeit zu sein: die nächste nach ihr, wo sie Bedingung der Selbsterhaltung ist: die dritte und am leichtesten wiegende, wo bloß der Vortheil aufgegeben werden müßte; denn diese Nöthigung kann mit jenen obigen niemals in die Schranken treten. Es ist aber oft der Fall, daß man jene beiden nothwendig mit einander vergleichen muß, so daß z. B., so gewiß die Selbsterhaltung niedriger steht als die Sittlichkeit, dennoch vorkommt, daß überlegt werden muß, welcher von beiden (in einem bestimmten, concreten Falle) der Vorrang gebühre. Uebrigens glaube ich, es lasse sich hierfür wohl eine bestimmte, für alle Zeiten gültige Regel festsetzen. Denn wo der Fall möglich ist, daß, wenn wir die Pflicht der Selbsterhaltung den Ausschlag geben lassen, dasjenige nun, was für den Augenblick die Sittlichkeit zurücktreten mußte, durch Tugend und unermüdete Thätigkeit wieder eingebracht werde, so scheint mir, es dürfe der Pflicht der Selbsterhaltung Gehör gegeben werden; ist aber jener Fall nicht möglich, so muß die Sittlichkeit Alles überwiegen.

In einem Falle jener Art also, wenn es scheint, als haben wir nur die Selbsterhaltung im Auge, werden wir doch mit Recht sagen können, die Sittlichkeit sei unser Augenmerk, weil ohne die Erstere das Erreichen der Letzteren gar nicht möglich ist. In einem solchen Falle müssen wir also entweder der einen ein Opfer bringen, oder die Bedingung der andern uns gefallen lassen, oder für den Augenblick gar nicht handeln und andere Umstände abwarten. Bei der Rücksicht auf Vortheil aber ist nur darauf zu sehen, ob die Sache, die auf den Nutzen abzweckt, es auch verdiene, der Würde oder der Sittlichkeit Etwas zu vergeben. Die Hauptsache in diesem Falle scheint mir die zu sein, daß wir untersuchen, in wie fern denn, wenn wir ir-

gend Etwas zu erreichen oder ihm zu entgehen wünschen, irgend eine Nöthigung stattfinde, das heißt, was sich daran anschließe, so daß wir, je nachdem die Umstände sind, uns dabei in Thätigkeit setzen und jedesmal die bedeutendste Ursache auch für die im höchsten Grade nothwendige halten.

Die Leidenschaft (Stimmung, Umstimmung) ist eine in Folge der Umstände oder des Erfolges und der Vollziehung der Geschäfte, oder in Folge der Bestrebungen der Menschen eingetretene Veränderung, so daß die Dinge nicht als solche, wie sie vorher angesehen wurden oder in der Regel angesehen werden, anzusehen scheinen. Z. B.: Es gilt für schändlich, zu den Feinden überzugehen, aber mit der Gesinnung (Absicht), mit der es Ulysses that, nicht; es scheint zwecklos, Geld in's Meer zu werfen, aber aus dem Grunde, aus welchem es Aristippus that, nicht. Es giebt also gewisse Dinge, die man nicht von Seiten ihrer Natur, sondern nach den Zeitumständen und dem Zwecke beurtheilen muß, und bei diesen allen ist zu erwägen, was die Umstände erfordern, oder was sich für die Personen schicke; überhaupt ist nicht zu beachten, was geschehe, sondern mit welcher Gesinnung jegliches geschehe, mit wem, zu welcher Zeit und wie lange. Das sind die Punkte, von denen ich glaubte, daß aus ihnen (von dem Redner) die Stoffe zur Entwickelung seiner Ansicht geschöpft werden müssen.

Lob aber und Tadel wird aus denjenigen Eigenschaftsbezeichnungen zu schöpfen sein, die den Personen beigelegt werden, wovon oben gesprochen worden ist. Will man diese nach genauerer Eintheilung behandeln, so theile man sie in Eigenschaften des Gemüths, des Körpers und der Außendinge. Die Vorzüge des Gemüths habe ich kurz vorhin besprochen; die des Körpers sind Gesundheit, Anstand, Kraft, Gewandtheit; die Vorzüge in Außendingen sind Ehre,

Reichthum, Verwandtschaft, Abkunft, Freunde, Vaterland, Einfluß und Anderes, was in die Klasse der Güter dieser Art gehört (gerechnet wird). Und in Betreff dieser Dinge wird denn auch das gelten müssen, was überhaupt für Alles gilt; auch wird sich, was das Gegentheil davon ist und wie es beschaffen ist, ergeben. Beim Loben aber und beim Tadeln wird man darauf sehen müssen, nicht sowohl was für körperliche Eigenschaften oder für äußere Güter derjenige gehabt habe, von dem die Rede ist, sondern was er für einen Gebrauch davon gemacht habe. Denn das Glück eines Menschen loben, ist Thorheit, es tadeln, Hohn; das Lob aber, das dem Geiste gespendet wird, ist ehrenvoll, der Tadel desselben einschneidend. —

Unter den Rednern der neueren Zeit machte sich ganz besonders der berühmte englische Staatsmann Robert Peel bemerkbar, der vor wenigen Jahren starb. Eine seiner ausgezeichnetsten Reden war die, welche er im Jahre 1829 im Unterhause zu Gunsten der Emancipation der Katholiken hielt, und welcher vorzugsweise das Schicksal der betreffenden Bill zuzuschreiben ist, welche nun endlich, nach gerade funfzigjährigem Kampfe, die beiden Parlaments-Häuser passirte und die königliche Sanction erhielt. Wir führen hier diese berühmte Rede an, und zwar größtentheils nach der in der Bibliothek politischer Reden enthaltenen Uebersetzung:

„Als Minister des Königs erhebe ich mich, von der gerechten Autorität unterstützt, welche diesen meinen Charakter bekleidet, um den Rath zu vertheidigen, den das vereinigte Kabinet Seiner Majestät gab, in der Thronrede die Nothwendigkeit zu empfehlen, die Lage Irlands und die bürgerlichen Unfähigkeiten der Katholiken in Betracht zu nehmen. In einem Geiste des Friedens erhebe ich mich, um die Lösung der römisch-katholischen Frage in Vorschlag zu bringen, —

dieser Frage, welche die Aufmerksamkeit des Parlaments so lange und so peinlich beschäftigte und die Räthe Seiner Majestät 31 Jahre lang in Zwiespalt hielt. Ich ergreife diesen Gegenstand, indem ich auf das Lebhafteste durchdrungen bin von den gewaltigen Interessen, die er umschließt, — von den großen Schwierigkeiten, die ihn umgeben. Ich weiß es, diese Schwierigkeiten sind ungeheuer groß, und ich kann nicht leugnen, daß sie sich noch stets vermehren durch die Lage desjenigen, der beauftragt ist, diese Maßregel dem Hause vorzuschlagen und die dringende Nothwendigkeit ihrer Annahme auseinanderzusetzen. Aber allen diesen Schwierigkeiten gegenüber fühle ich mich ermuthigt durch die Ueberzeugung, meine Pflicht gegen meinen Souverän und mein Vaterland erfüllt zu haben.

Ich glaube, und meine gewissenhafte Ueberzeugung sagt es mir, daß die Zeit gekommen ist, die Dinge nicht mehr in demselben Zustande zu lassen. Ich glaube, daß ich vor einem Hause spreche, dessen Mehrheit geneigt ist, zu Gunsten der Lösung dieser Frage zu stimmen; ich weiß, daß ich mich an die Majorität derer wende, die seit mehreren Jahren alle Kraft anstrengten, eine günstige Lösung herbeizuführen, während ich, durch höhere Gründe bestimmt, seit mehreren Jahren versuchte, die Ausschließung der Katholiken von der politischen Macht aufrecht zu erhalten. Ich konnte aber dabei nicht im Sinne haben, einen Kampf auch dann noch fortzusetzen, wenn er in Widerspruch mit der Zeit gerathen, und also vor der Vernunft verwerflich geworden wäre. Ich gab ihn auf, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er nicht länger fortgesetzt werden könne und dürfe. Ich bin bereit, Beweise vorzulegen, auf Thatsachen gestützt, die wohl geeignet sein werden, die politische Bahn, welche die Umstände mir vorschrieben, zu rechtfertigen. Ich er-

kläre, als verantwortlicher Minister der Krone, daß die Gründe, die mir zur Richtschnur dienten, auf der Ueberzeugung beruhten, daß aus einem längeren Widerstande gegen die Concession die höchsten Uebel hervorgehen würden. Wir sind in eine Lage gestellt, in welcher wir so nicht bleiben können; etwas muß geschehen; wir dürfen nicht stehen bleiben. Das Uebel eines getheilten Kabinets und zwiespaltiger Räthe kann nicht länger ertragen werden. Die Regierung muß vorschreiten oder zurück; sie muß den Katholiken noch weitere politische Rechte geben, oder sie muß ihnen auch die nehmen, die sie ihnen bereits gegeben hat. Sie muß die Dämme entfernen, welche den Strom der katholischen Rechte abgeschlossen halten von den Institutionen dieses Landes, oder sie muß den Strom selbst zurückdrängen, der jeden Augenblick die Dämme durchzubrechen und hinwegzuschwemmen droht.

Man fragt mich, woher denn die neuere Erleuchtung dieser Erkenntniß über mich gekommen? ob es denn das erste Mal sei, daß die zwei Häuser des Parlaments verschiedener Meinung gewesen und die Dinge doch ihren unveränderten Gang genommen hätten? Sind aber, frage ich, die Umstände immer dieselben? Bringen nicht dieselben Ereignisse, wenn sie sich wiederholen, noch ganz andere in ihrem Gefolge mit? Wenn die zwei Häuser des Parlaments in den letzten fünf Jahren getrennt waren, dürfen sie es für immer sein? Sind politische Verhältnisse gleich mathematischen Größen oder sittlichen Wahrheiten ewig sich selbst gleich? Kann ein Uebel, das heute noch erträglich war, nicht morgen tödtlich werden?

Seit 1822 war die Frage eine eigentlich neutrale Frage, und veranlaßte dadurch höchst ungünstige Folgen für die Verwaltung von Irland. Die Kabinette Sr. Majestät waren getheilt. In diesem Hause bestand eine constante Majorität von sieben Stimmen

zu Gunsten der Concession. Die nothwendige Folge dieses Zustandes der Dinge war Uneinigkeit in der Regierung Irlands selbst. Wir haben hier einen Lordlieutenant und einen Sekretär der irländischen Angelegenheiten gegen die Frage, einen Generalprokurator dafür und einen Generaladvokaten dagegen; gleich getheilt sind auch die Unterbeamten dieser Regierung. Ich frage, was war das Resultat der Spaltungen dieses Hauses seit sechs Jahren? Warum haben die vier oder fünf letzten Parlamente nicht eine Entscheidung zu Gunsten der katholischen Reclamationen gefaßt? Ein einziges Mal widersetzte sich das Haus der Gemeinen, und zwar durch eine Majorität von 242 gegen 241. In jeder andern Session sprach sich dieses Haus zu Gunsten jener Reclamationen aus. Im Jahre 1819 war eine Mehrheit von zwei Stimmen dafür, 1820 von sechs Stimmen, 1821 von 19. Im Jahre 1825 war ich Minister des Innern und befand mich in der Minderzahl über jene Frage in diesem Hause. Ich sah in der Abstimmung des Hauses die Stimme des Landes, und bot meine Entlassung, die ich nur, weil Graf Liverpool sie als eine Auflösung des Kabinets betrachtete, wieder zurücknahm. Im Jahre 1826 trat ein neues Parlament zusammen, und 1827 zeigte sich eine Majorität des Hauses von 23 gegen die Katholiken. Im Jahre 1828 schlug das Haus in der Behandlung der Frage eine veränderte Bahn ein, indem es, statt eine Bill vorzuschlagen, bloß eine dem Prinzip der Versöhnung günstige Resolution faßte. Da diese Resolution durchging, so erkannte ich darin um so mehr die Gesinnung des Landes, als es ein neues Parlament war, das jene Resolution faßte. Auf's Neue trat also die Entgegnung der beiden Häuser ein. Ich sah, nur eine Bahn stand mir offen, aber eine peinliche. Mit ihrem ganzen Gewichte lasteten die Ereignisse des letzten Jahres

auf mir, aber ich entschloß mich, alle Privatgefühle dem öffentlichen Wohle zum Opfer zu bringen. Es war kein leichter Entschluß. Ich fühlte die Wahrheit von Drydens schönen Worten:

So leicht gesagt, doch o wie schwer vollbracht
Von hohen Seelen, die die Ehre bindet.
O tiefer Schmerz des Todeskampfs des Stolzes!

Als ich, Sir, die Verhältnisse erkannte, entschloß ich mich zu demselben Schritte, wie im Jahre 1825, jedoch mit dem Unterschied, daß ich dem edlen Herzog an der Spitze Sr. Majestät Regierung gestand, nicht allein, daß ich mich vom Ministerium zurückzuziehen wünschte, sondern auch, daß ich von der günstigsten Stimmung der öffentlichen Meinung für die Ansprüche der Katholiken so lebhaft überzeugt sei, daß ich, in welcher Stellung ich mich auch befinden möchte, eine weitere Opposition von meiner Seite gegen jene Ansprüche nicht rechtfertigen könnte. Ich fügte später hinzu, ich sei bereit, welches Opfer es mir auch kosten möchte, nach den Ereignissen des letzten Jahres jede Maßregel zu unterstützen, welche vereinbar mit der Sicherheit der protestantischen Kirche wäre, für die ich, wenn die Frage noch länger ungelöst bliebe, in Irland wenig Sicherheit sähe. Eine drohende Bewegung hatte alle Geister in Irland ergriffen, durch das ganze Land herrschte eine fieberhafte Aufregung. Das gesellschaftliche Leben war in seiner Quelle vergiftet, Familie von Familie getrennt, der Nachbar vom Nachbar, offen trat der Geist der Zwietracht auf, und der Ruf ertönte: zu den Waffen, drohend dem Gesetz und dem öffentlichen Frieden. Vielleicht entgegnet man mir, dies sei immer wieder die alte Geschichte, die man schon seit zwanzig Jahren wisse. Aber eben, weil es eine so alte Geschichte ist, ein so eingefressenes Uebel, muß endlich ein Gegenmittel ge-

funden werden. Es darf nicht länger um sich greifen, es muß geändert werden. Wollen wir müßige Zuschauer der Leiden Irlands sein? Die allgemeine Stimme des Landes fordert, daß etwas geschehe. Man verweist auf die vielen Petitionen gegen die Katholiken. Ich aber will mich nicht durch Petitionen, die einer vorübergehenden Aufregung ihren Ursprung verdanken, sondern durch das Parlament leiten lassen. Nicht aus diesen oder jenen Zusammenkünften, sondern aus der Art, wie das Volk seine Wahlfreiheit ausübt, kann ich seinen Willen erkennen. Man durchgehe die Mitglieder, welche die funfzehn großen Grafschaften und die zwanzig volkreichsten Städte des Königreichs in Parlament sendeten. Jene funfzehn Grafschaften schickten im Jahre 1826, also zu einer Zeit, wo die katholische Frage schon eine jährlich sich wiederholende Hauptfrage des Parlaments geworden war, funfzehn Mitglieder gegen und siebenzehn für die Katholiken in dieses Haus. Die zwanzig Städte aber sandten achtzehn dagegen und achtundzwanzig dafür.

(Nachdem der Redner die Grafschaften und Städte, so wie die Art, wie deren Vertreter sich in die verschiedene Meinung theilen, ganz im Detail aufgeführt hat, fährt er fort:)

Dieses Resultat beweist mir, daß die allgemeine Stimme des Volks nicht gegen die Berathung dieser Frage ist. Doch wie dies auch sein mag, so ist es unrecht, denen, die in den letzten zehn Jahren mit so getheilten Häusern, mit so feindlichen, sich beinahe gleichen Kräften, den Kampf gegen weitere Concessionen geführt haben, nun den Vorwurf zu machen, es fehle ihnen an Eifer, weil sie die Fortsetzung des Kampfes für nutzlos, ja gefährtich halten. Man werfe einen Blick auf den Gang der Debatten dieses Hauses. Wer sind die Sprecher, die hervortraten?

Auf wen sind die Streiche des Kampfes gefallen? Ich will aus der kleinen Anzahl derselben nicht auf einen Mangel an Eifer schließen; aber, ich wiederhole es, es ist unrecht, daß Männer, die, wie ich, seit zehn Jahren im Kampfe sich voranstellten, nun von denen der Muthlosigkeit beschuldigt werden, die in dieser langen Zeit den Mund nicht öffneten, um die Sache zu unterstützen, für die sie sich jetzt so ängstlich besorgt zeigen. Sie zogen es vor, zu schweigen, und nun, da ihre Kämpfer ermattet sind, kommen sie an's Tageslicht und werfen die Schuld des Triumphes der Gegner auf die, die sie, als es galt, im Stiche ließen. Sind die jungen Mitglieder dieses Hauses, ist das jugendliche Talent, das in den Umkreis dieser Mauern trat, auf der Seite der Opposition gegen die Katholiken? Sir, blickt zurück auf die letzten zehn Jahre; fast jeder junge Mann von Talent, der in's Parlament trat, hat auf die andere Seite sich gestellt, ein thätiger, beredter Rechtsanwalt der Emancipation. Dies ist eine wichtige Thatsache, die der Aufmerksamkeit des Hauses nicht entgehen sollte.

Was ist jetzt das Resultat dieser Trennung der Ansichten? Jede Partei ist mächtig genug, die Anstrengungen der andern fruchtlos zu machen, ohne fähig zu seln, das Gute allein auszuführen, während die Regierung mitten inne stand, und weder zu Zwangs- noch zu Concessionsmaßregeln auf gehörige Unterstützung rechnen konnte. Sollte sie das Haus der Gemeinden auflösen? Wurde aber das gegenwärtige Haus nicht zu einer Zeit gewählt, wo die öffentliche Meinung bereits hinlänglich über die katholische Frage aufgeklärt war? Kannte nicht schon damals das Volk die Bemühungen, die zur Annahme der katholischen Bill gemacht worden waren? War nicht schon damals die öffentliche Aufmerksamkeit auf die katholische Association geleitet? — Wenn die ir-

ländischen Grundherren allen ihren Einfluß auf ihre Freisassen verloren haben; wenn diese Letzteren entschlossen sind, dem Beispiele der Freisassen von Clare (die kurz zuvor O'Connell in's Parlament gewählt hatten!) zu folgen, zu welchem Mittel soll dann die Regierung ihre Zuflucht nehmen, um dem Uebel zu begegnen? Soll sie in den Berathungen des Parlaments ein solches Mittel finden? Soll sie sich den Reclamationen der Katholiken vereinigt entgegensetzen, und in dem gegenwärtigen Zustande Irlands das Parlament auflösen, in der Meinung, sich dadurch eine Mehrheit gegen die Katholiken zu verschaffen; würde dann diese Mehrheit über die Schwierigkeiten, die sich darbieten, triumphiren können? Ihre Majoritäten können zwar den Erfolg einer Bill in diesem Hause sichern, nicht aber die Ruhe Irlands mit den gegenwärtigen Gesetzen.

Nachdem ich Ihnen so gezeigt habe, wie diese Frage seit fünfunddreißig Jahren die Regierung und die beiden Häuser des Parlaments getrennt hielt, komme ich nun zur Betrachtung eines nicht minder wichtigen Gegenstandes. Was war der Zustand Irlands während dieser Zeit? Nothwendig mußte Irland die Rückwirkung jenes Mangels an Einheit und Energie fühlen, welche die nothwendige Folge der Trennung der Regierung war. Ich vermag hier nicht Ursache und Wirkung genau nachzuweisen, die Thatsache aber, daß Irland litt, kann nicht in Abrede gezogen werden. Wenn wir Noth und Unzufriedenheit vorherrschen sehen, wenn es erwiesen ist, daß der Widerstand gegen die katholischen Ansprüche den Frieden des Landes nicht wieder herzustellen vermöchte, daß vielmehr unsere gegenwärtige Politik die Verlegenheiten nur vergrößerte, so möchte doch wohl die Frage, ob nicht ein neues System anzunehmen wäre, ihre beste Rechtfertigung in den Umständen finden.

Es gab eine Zeit, wo die Regierung Irlands durch entschlossene Geister antikatholischer Gesinnung verwaltet war. Werfen wir den Blick auf das Jahr 1792. Damals, in dem Augenblicke, wo Pitt an der Spitze der Regierung stand, bildeten die Jury eine den Reclamationen der Katholiken streng entgegengesetzte Körperschaft. Das irländische Parlament verwarf nicht etwa eine Bill oder eine wirkliche Maßregel zu Gunsten der Reclamationen, sondern eine bloße Bittschrift, in welcher die Katholiken baten, ihre Reclamationen in Erwägung zu ziehen. Was war der Erfolg? Noch im Laufe jenes Jahres brach der Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich aus, und trotz der Erklärungen der großen Jury, trotz des irländischen Hauses der Gemeinen, ward in der nächsten Sitzung das Parlament mit einer Empfehlung in der Thronrede eröffnet, die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit, den irländischen Katholiken gewisse Concessionen zu machen, in Berathung zu ziehen. Damals war es, wo man die Bill wegen der Wahlberechtigung der Freisassen annahm, aber so übereilt und unaufmerksam, daß wir noch von den schlimmen Folgen zu leiden haben.

Seit den letzten fünfundzwanzig Jahren verging kaum ein einziges, wo unsere gewöhnlichen Gesetze in Irland zugereicht hätten. Wiederholt, unaufhörlich wurden außerordentliche Gewalten erfordert. Laßt uns sehen, wie seit der Union die Ereignisse sich gestalteten. Im Jahre 1801 fand man für nöthig, die Habeas-Corpus-Akte zu suspendiren und ein Gesetz gegen aufrührerische Versammlungen zu erlassen. Im Jahre 1803 brach die sogenannte Emmet's Verschwörung aus, und Lord Kilwardine ward ermordet. In diesem Jahre fand man es gleichfalls für nöthig, zu den erwähnten beiden Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen. Im Jahre 1804 war der Zustand des

Landes so, daß sie beibehalten wurden. Im Jahre 1806 hörten sie zwar auf, aber einzelne Theile Irlands fanden sich doch noch immer in solcher Aufregung, daß den Behörden Spezialgewalten übergeben werden mußten. Im Jahre 1807 ward die Insurrektionsakte eingebracht und zum Gesetz erhoben, die den Lordlieutenant in Irland befähigte, die Habeas-Corpus-Akte zu suspendiren. Im Jahre 1808 mußte man zu diesem Gesetze greifen, um den öffentlichen Frieden zu erhalten. Im Jahre 1809 wurde jene Akte zurückgenommen, 1810 aber wieder erneuert.

Wenn einige ehrenwerthe Mitglieder meinen, daß alle Uebel bloß von der katholischen Association herrühren, und mit deren Vernichtung mit einem Male beendigt werden könnten, so muß ich bitten, auf die Ereignisse der Periode zu blicken, zu der ich nun gekommen bin. Im Jahre 1811 wurden Einschritte gethan gegen das sogenannte katholische Collegium oder Comité. Dieser Verein zählte, wie man sich erinnern wird, unter seinen Mitgliedern die Söhne von Pairs und manche der einflußreichsten Männer in Irland. Es wurden Verfolgungen gegen sie eingeleitet, aber ohne daß Irland dadurch beruhigt worden wäre. Im Jahre 1814 ward das Collegium unterdrückt; das Uebel selbst dauerte fort, und die katholische Associatien erstand. Auch diese sollte 1825 durch eine Akte unterdrückt werden, und nun im Jahre 1829 werden wir auf's Neue aufgefordert, zu berathen, was zu thun sei, um das Land von dem Einflusse eines so constitutionswidrigen Vereins zu befreien. Von 1811 bis 1814 war die Aufregung in Irland so groß, daß die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte und die Erneuerung der Insurrektions-Akte wiederholt für nöthig gefunden, 1815 zurückge-1815 zurückgenommen, 1816 wieder eingeführt, 1817 noch einmal zurückgenommen und noch einmal

erneuert wurde. In dieser Weise wurde fortgefahren; 1822 wurden die Gesetze wieder erneuert, 1823 fand man für nöthig, sie fortbestehen zu lassen, 1824 gleichfalls, und 1825 gaben wir wieder eine Akte gegen aufrührerische Versammlungen. Diese Akte blieb 1827 in Kraft, 1828 hörte sie auf, nun aber, 1829, sahen wir uns zu einer andern Maßregel ähnlicher Art gezwungen. So war der Zustand der Dinge in Irland.

Man verbinde dies mit der Uneinigkeit des Parlaments und mit dem Zwiespalt der Regierung, und dann frage ich: kann dieser Zustand so fortdauern? Die Regierung, das wird von allen Parteien zugegeben, muß einig sein, einig in der Verweigerung oder oder einig in der Concession. Lassen Sie uns nun ruhig die Frage erwägen, ob es möglich ist, eine Regierung zu bilden, die in beständigem Widerstand gegen jedes weitere Zugeständniß beharrt. Leicht ist gesagt: Wir sind zu jedem Widerstande bereit. Aber die Frage ist nicht, was gesagt werden kann, sondern was zu thun ist. Leichter ist es, der Regierung den Weg vorzuzeichnen, als zu beweisen, daß, wenn man diesen Weg wirklich einlchlägt, alle Verlegenheit zu Ende sein würde. Was ist zu thun? Wie Andere glauben können, die bestehenden Gesetze reichten hin, um den öffentlichen Frieden in Irland aufrecht zu erhalten, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß 1824 und 1825 die Rechtsgelehrten der Krone, sowohl in Irland als in England, sich einstimmig dahin aussprachen, daß die bestehenden Gesetze nicht hinreichend seien, um die Unordnungen in Irland zu unterdrücken. Ein Gesetz wurde, wie ich bereits anführte, 1825 gegen aufrührerische Versammlungen erlassen. Man sagte indessen nicht mit Unrecht, daß man, um mich dieses Volksausdrucks zu bedienen, mit einer Kutsche und sechs Pferden durchfahren könnte, und manche

meinen, die in diesem Jahre erlassene Akte möchte nicht viel besser sein.

Was soll mit der Association geschehen? Soll Zwang allein das Mittel sein? Wird er nicht die Geister entflammen, und das Uebel in noch schwereren Formen hervorrufen? Und wie soll die Regierung die Gewalten erhalten, die nöthig sind, um das Prinzip permanenten Widerstandes durchzusetzen? Kann dieses Haus jene Gewalten verleihen, dieses Haus, dessen Majorität sich erst im vorigen Jahre für die Berathung der katholischen Klagen aussprach? Wird dieses Haus eine Regierung, die sich allen jenen Klagen entgegensetzt, mit so außerordentlicher Zwangsgewalt bewaffnen wollen? Ich zweifle. Doch gesetzt, es geschähe, was wollen Sie dann thun? Was wollen Sie z. B. mit den Vierzig-Schilling-Freisassen anfangen? Dreiundzwanzig Grafschaften Irlands sollen bereit sein, dem Beispiel, das ihnen die Grafschaft Clare gegeben zu folgen. Will man bei solchen Gesinnungen der irländischen Freisassen etwa das Parlament auflösen? Man sehe, wie schon 1828 die Repräsentanten Irlands stimmten. Von den Mitgliedern, welche die Grafschaft gesendet, votirten einundsechszig; fünfundvierzig zu Gunsten der Concession, sechszehn dagegen. Ja selbst von den Mitgliedern der Städte und Flecken in Irland sprachen sich siebenzehn für, sechszehn gegen die Emancipation aus, so daß also dreiunddreißig irländische Mitglieder gegen einundsechszig standen. Man wird mir antworten, gerade diese Thatsachen beweisen, wie groß der römisch-katholische Einfluß sei. Er ist es in der That; da er es aber ist, so müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind: Dreiundzwanzig Grafschaften sind bereit, das Beispiel Clare's nachzuahmen; kommen diese zu der Zahl derer, die schon jetzt den katholischen Forderungen günstig sind, in

diesem Hause hinzu, so wird die Regierung sich einer Majorität der ganzen Repräsentation Irlands gegenüber sehen. Dadurch wird ihr Widerstand gegen eine Concession, folglich ihre Existenz, unmöglich.

Man schlägt also vor, die bereits zu Gunsten der Katholiken bestehenden Gesetze wieder zurückzunehmen. Können wir Irland in seinen alten Zustand wieder herstellen? Können wir Geschehenes ungeschehen machen? Wir haben den niederen Klassen Privilegien, den höheren Macht und Bedeutung gegeben. Es ist unmöglich, zurück zu gehen. Blicken Sie auf den Zustand Irlands, auf seine Bevölkerung, die nach der letzten Zählung 6,800,000 Seelen beträgt. Von diesen sind etwa 1,963,000 Protestanten, einschließlich der Dissenters aller Arten. Von diesen Protestanten wohnen 1,200,000 allein in der Provinz Ulster, und 750,000 in den drei Provinzen Leinster, Mounster und Connaught, neben einer katholischen Bevölkerung von 4,252,000 Seelen. Die Protestanten sind also sehr ungleich in Irland vertheilt. Wie soll bei einer solchen Vertheilung der Bevölkerung eine auf das Prinzip des Zwanges und der Ausschließung gegründete Regierung ihre Autorität bewahrend die Gerechtigkeit verwalten? Meinen Sie, in Irland das Geschwornengericht beizubehalten? Thun Sie dies, so werden Ihre Zwangsmaßregeln in ihrer Hauptwirkung wieder vernichtet.

Es ist, Sir, keine eitle Furcht vor Gefahr, welche die Minister Sr. Majestät bestimmte. Wie lange wohl möchten wir im Stande sein, ein solches System der Ausschließung noch fortzusetzen? Während der Zeit des Friedens, gebe ich zu, könnte es geschehen. Sollte aber ein Krieg ausbrechen, wie dann? Vielleicht selbst könnte eine noch härtere Alternative eintreten und Bürgerkrieg entspringen aus dem Zwiespalt der Geister, zu dem ein System des Zwanges

und der Ausschließung nothwendig immer mehr führen müßte. Ein solcher Krieg würde, wenn er jetzt in diesem Lande ausbräche, die Leidenschaften des Pöbels aufstacheln und uns mit jedem Gräuel drohen. Und was würde sein Resultat sein? Die erste Frage, welche die Regierung nach dessen Unterdrückung aufwürfe, würde immer wieder die katholische sein. Alles Blut wäre also vergebens geflossen. Wer waren die, die den Krieg von 1798 vereint unterdrückten? Lord Castlereagh, Lord Cornwallis und Pitt. Und was war dann ihr erstes Werk? Daß sie vereint dem Parlament die Nothwendigkeit vorstellten, die katholische Frage zu glücklicher Lösung zu bringen. Daher trat Pitt 1801 zurück, als er diese Lösung nicht herbeizuführen vermochte. Durch Zwang kann eine Empörung vernichtet werden, die Frage aber ist damit nicht vernichtet.

Dies führt mich zu dem wichtigsten Theil meines Gegenstandes, zu den Vorschlägen, zu denen Seine Majestät Ihre Minister bevollmächtigt hat, um sie Ihnen vorzulegen, als Heilmittel gegen die Uebel, die auf Irland lasten, und als Grundlagen eines besseren Systems der Verwaltung in jenem Lande. Indem ich zu diesem Theile des Gegenstandes übergehe, will ich nicht versuchen, die Schwierigkeiten zu verdecken, von denen er umgeben ist. Daß manche dieser Schwierigkeiten bedeutend sind, stelle ich nicht in Abrede; auf andere aber legt man ein Gewicht, das ich nicht begreifen konnte. Zu den letzteren gehört die vorherrschende Meinung, daß die Lösung dieser Frage unverträglich mit der protestantischen Religion sei, und daß es sich also nicht bloß um die Entfernung politischer Unfähigkeiten handle. Ich halte dies für eine durchaus irrige Ansicht, und glaube, daß die Frage eine bloß politische ist, die nichts mit der Aufrechthaltung der protestantischen Religion Unverträgliches enthält.

Als politische Frage sollte sie nach politischen, ich will nicht sagen constitutionellen Gründen, aber nach Gründen politischen Verstandes entschieden werden.

Hat der gegenwärtige Stand der Dinge zur Ausbreitung oder Zunahme des Protestantismus beigetragen? Nein! Vielmehr hat er seine Fortschritte gehindert; ein großsinniges Gefühl wird die Katholiken nur um so fester an die Religion knüpfen, je mehr diese Religion eine von der Politik gedrückte ist. Ich leugne, daß der protestantischen Kirche die geringste Gefahr von den vorzuschlagenden Maßregeln droht. Ich habe stets behauptet und behaupte es noch, daß der Krönungseid nichts enthalte, was unvereinbar mit der Entfernung der katholischen Unfähigkeiten wäre, und in dieser Ansicht habe ich die Autoritäten Pitt's und Lord Liverpool's für mich. In anderen Fällen politischer Nothwendigkeit hat das Parlament zum Vortheil des Landes die gewöhnlichen Prinzipien, die ihm zur Richtschnur dienten, gemildert, und das Resultat davon war stets eine um so bessere Erhaltung des Prinzips der Constitution selbst.

Blicken Sie auf die großen Perioden der Geschichte dieses Landes, wenn die Rettung des Ganzen außergewöhnliche Mittel forderte, unvereinbar mit dem gewöhnlichen Laufe der Ereignisse. In solchen Krisen fand man es für recht und weise, ein theilweises Opfer der Grundsätze zu bringen, um das zu retten, woran die Erhaltung des Grundprinzips hing. Blicken Sie auf die Union von Schottland. Der Vortheil der ganzen Nation forderte die Befestigung der Regierungen beider Länder. Damals machte auch der Einwurf große Wirkung, den man gegen die Maßregel vorbrachte, indem man sagte: „Will man, der Union zu Liebe, auf eine selbstständige Legislatur verzichten, will man die Unabhängigkeit des Königreichs zum Opfer bringen?" Blicken Sie auf die letzten Perio-

den unserer Geschichte, als die Septennialakte durchging! Daß diese Akte eine Verletzung des Prinzips war, nach welchem die Mitglieder der Legislatur nur mit beschränkten Vollmachten in dieses Haus gesendet waren, kann man unmöglich leugnen, wenn man erwägt, daß sie durch ihr eigenes Gesetz ihre eigene legislative Existenz verlängerten. Wenn wir auf gleiche Weise den Fall der Regentschaft nehmen, oder auf eine andere Periode den Blick werfen, in der es klug schien, erbfähige Jurisdictionen zum Opfer zu bringen, so wurden in allen diesen Fällen die gewöhnlichen Grundsätze der Gesetzgebung und Regierung verlassen, obgleich, besonders im letzten Falle, die Maßregel viel weniger nothwendig war, als die, zu welcher wir jetzt uns aufgefordert sehen. Die Union mit Irland bildet einen anderen Fall derselben Art. Sie wurde unter Umständen dringender Nothwendigkeit angenommen, aber mit förmlicher Aufhebung aller gewöhnlichen Prinzipien der Regierung. Es war ein Opfer einer unabhängigen Legislatur, eines unabhängigen Parlaments, und nichts konnte ein solches Abweichen vom Prinzipe rechtfertigen, als die Nothwendigkeit, so wie in derselben Weise auch jetzt nur die höchsten Grundsätze der Staatspolitik uns zwingen, die gewöhnlichen Grundsätze der Regierung bei Seite zu setzen.

Ich gehe nun auf die Auseinandersetzung des Prinzips über, auf welches die Maßregel der Regierung gegründet ist, die ich nun vorzuschlagen im Begriff bin. Ich erkläre dabei, widersprechend den darüber in Umlauf gesetzten Gerüchten, daß diese Maßregel, wie ich sie vorlege, dieselbe ist, wie sie schon vor dem Zusammentritt des Parlaments von der Regierung beschlossen war. Ich erkläre, daß keinerlei seit dieser Zeit vorgebrachte Einwürfe uns zu irgend einer Aenderung des vorzulegenden Plans veranlaßt haben.

Auch halte ich für wichtig, zu erklären, daß keine anderen Personen außer der Regierung Theil an der Maßregel haben, daß die Regierung ausschließlich dafür verantwortlich ist, und daß keine andere Person dabei zu Rathe gezogen wurde. Soll ich nun das Prinzip der Maßregel aussprechen, so kann ich es mit einem Worte: es ist die Abschaffung der bürgerlichen Unfähigkeiten und die Gleichstellung der politischen Rechte. Zwar sind einzelne Ausnahmen und Beschränkungen vorbehalten, die auf speciellen Gründen beruhen, aber es sind nur Ausnahmen von der Regel; diese Regel bildet, ich wiederhole es, die Gleichstellung der Rechte. Ein anderes Prinzip dieser Maßregel ist die unverletzliche Aufrechthaltung der protestantischen Religion, ihrer Lehre, Disciplin und Regierung; und die höchste Sorgfalt und Aufmerksamkeit wurde angewendet, um in ihrer ganzen Integrität die Erhaltung der Kirche zu sichern, welche bewacht ist durch das Gesetz des Landes, geschützt durch die Liebe, die Achtung und Theilnahme des Volkes.

Nach den Discussionen, die seit so manchen Jahren über diese Fragen stattfanden, ist es unnöthig, in eine Darlegung der Gesetze einzugehen, welche die Römisch-Katholischen betreffen. Es ist bekannt, daß diese Gesetze verschieden sind zwischen den englischen und irländischen Katholiken. Die ersteren haben nicht dieselben Privilegien wie die letzteren. Die irländischen Katholiken können z. B. Stellen bekleiden, zu welchen die englischen nicht wählbar sind, und die letzteren erfreuen sich nicht derselben Freiheiten. Wenn es aber recht ist, die irländischen Katholiken wieder in den Besitz ihrer Rechte zu setzen, so ist es wohl räthlich, dieselben Prinzipien auch den englischen Katholiken zu ertheilen. Ich weiß auch, daß in der Unionsakte von Schottland sich ein Artikel befindet, durch welchen die Ausschließung der Katholiken in jenem

Lande von bürgerlichen Privilegien gerechtfertigt werden möchte; wenn aber die Katholiken Englands und Irlands wieder zu politischer Gleichheit zugelassen werden, so würde es höchst gehässig sein, diese Gleichheit den Katholiken jenes Landes zu verweigern, bei dem man am wenigsten von irgend einer Gefahr reden kann.

Allgemein scheint die Meinung vorzuherrschen, die Strafgesetze gegen die Katholiken seien nicht mehr in Kraft. Dies ist jedoch ein Irrthum. Einige dieser Strafgesetze sind noch nicht zurückgenommen. Die einzubringende Bill aber soll alle solche Gesetze zurücknehmen. Nach dem gegenwärtigen Gesetz kann ein Katholik kein Landeseigenthum besitzen, außer wenn er die besonderen Eide schwört. Die Intention der Bill aber ist, die Katholiken hierin auf den gleichen Fuß mit den Dissenters zu stellen.

Was die politische Gewalt betrifft, so ist es einleuchtend, daß die ganze Frage von politischer Gewalt in diesem Lande sich in die der Zulassung in's Parlament auflöst. Sind Sie nicht Willens, dieses Privilegium den Katholiken zu gewähren, so wird Alles, was Sie gethan haben oder noch thun wollen, mehr als nutzlos sein. Ohne dieses Zugeständniß bleibt die Frage in demselben, ja in einem noch schlimmeren Verhältnisse als zuvor, denn jedes Recht, das man den Katholiken einräumte, würde von diesen bloß als Waffe zur Fortsetzung des Kampfes gebraucht werden. Sind wir einmal an der Lösung dieser Frage, so laßt sie uns ganz und für immer lösen.

In der vorzuschlagenden Bill wird eine Klausel enthalten sein über die Zulassung der katholischen Pairs und Gemeinen, welche künftig in die beiden Häuser des Parlaments treten würden. Da ich wünsche, wenn diese Bill durchgeht, daß die Katholiken in Beziehung auf das Parlament die gleichen

Rechte wie die Protestanten erhalten, so bin ich gegen jede Beschränkung der Zahl der Katholiken, welche zum Sitz im Parlament befähigt oder berechtigt sein möchten. Obgleich eine solche Beschränkung angerathen wurde, so zweifle ich doch, ob es politisch klug, ja ob es nur möglich wäre, sie durchzuführen. Nehmen wir zum Beispiel an, die Bill würde die Zahl der katholischen Mitglieder des Hauses der Gemeinen auf dreißig oder vierzig beschränken, wie sollte dann, wenn beim Eintritt der allgemeinen Wahl eine größere Zahl Katholiken gewählt würde, entschieden werden, wer von diesen Gewählten in's Haus aufgenommen und wer zu seinen Constituenten zurückgeschickt werden sollte, die ihn wahrscheinlich bei einer neuen Wahl auf's Neue wählen würden? Doch zugegeben, eine solche Beschränkung wäre ausführbar, so würde man damit doch bloß Entfernung und Uneinigkeit säen, indem man die Katholiken von sich absonderte als einen geschlossenen devoten Verein, der sich als Streiter für seine Religion betrachtete. Wir würden sie als Personen zu betrachten scheinen, gegen welche stets alle unsere legislative Wachsamkeit gerichtet wäre; sie würden auf uns als Kämpfer widersprechender Interessen blicken. So, statt sie bleibend mit uns zu vereinen, würden sie durch gemeinschaftliche Motive gezwungen werden, sich bloß unter sich selbst zusammenzustellen; ihr Ergeiz sowohl als ihr Interesse würde sie von den übrigen Mitgliedern des Hauses trennen und sie veranlassen, eine Partei zu bilden, deren ausschließliche Aufgabe die Förderung der katholischen Interessen wäre. Aus diesem Grunde glaube ich, daß keine Unterscheidung bei ihnen stattfinden, sondern daß die Katholiken beim Eintritt in dieses Haus auf demselben Fuß wie die Mitglieder der anglikanischen Kirche und die Dissenters,

unter denen gleichfalls keine besondere Unterscheidung herrscht, behandelt werden sollen.

Einen anderen Vorschlag, den man aus den besten, versöhnendsten Gründen vorbrachte, habe ich aufmerksam geprüft, finde ihn aber gleich verwerflich. Ich gestehe, es würde mir jedesmal peinlich sein, zu sehen, wenn bei Berathung irgend einer partikulären Frage ein Mitglied des Parlaments gezwungen wäre, das Haus zu verlassen. Auch glaube ich nicht, daß durch ein solches Zurückziehen das gefürchtete Uebel wirklich vermindert würde, da jene Mitglieder das, was sie selbst nicht ausrichten könnten, durch ihre Partei in's Werk setzen lassen würden. Nehmen Sie an, wir hätten über eine auf die bestehende Kirche bezügliche Frage zu entscheiden; diese Frage kann einen bloß nominalen Bezug auf die Kirche haben, ihre eigentlichen Interessen aber sehr wenig berühren: dennoch würde das katholische Mitglied sich verpflichtet sehen, während der Berathung das Haus zu verlassen, während bei Fragen, die keinen solchen nominalen Bezug hätten, die Interessen der Kirche aber in der Wirklichkeit um so tiefer berührten, ein solches Mitglied nicht ausgeschlossen werden könnte. Wenn die katholischen Mitglieder das Recht zu sprechen haben, nicht aber das zu votiren, so bin ich überzeugt, dsß die Gefahr, falls ja eine existirt, durch eine geschickte Rede, gerichtet an einen großen Theil des Hauses, viel bedeutender würde, als wenn der Sprecher zugleich berechtigt wäre, seine Meinung durch seine Abstimmung zu unterstützen. Im Allgemeinen betrachtet, würde ein solches parzielles Ausschließungsgesetz eine Abweichung von dem großen Prinzip der Gleichheit der Rechte sein, das uns allein einen Anspruch giebt, die Zustimmung der Katholiken auch zu den anderen Theilen der Maßregel zu fordern.

Ich komme nun an den Eid, den ich an die Stelle

jener Eide vorschlage, welche gegenwärtig die Parlamentsmitglieder zu schwören haben, und an denen die Katholiken einen Anstoß nehmen. Ich glaube, die Katholiken werden es als großen Gewinn betrachten und manche Protestanten es mit Freude sehen, wenn die Erklärung gegen pie Transsubstantiation zurückgenommen wird. Diese Erklärung sollte von Anfang an kein religiöser Eid sein; sie murde erst unter Karl dem Zweiten gefordert und bloß als Mittel gebraucht, die Katholiken auszuschließen. Nun, wenn die Ausschließung aufgehoben wird, so wird auch das Mittel überflüssig, durch das sie einst bewerkstelligt wurde. Hingegen schlage ich vor, den Suprematseid für die Protestanten beizubehalten. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo diese Unterscheidung wegfallen und die Katholiken ihn eben so schwören werden, wie er von jeher von allen Andern geschworen wurde. In diesem Augenblick noch verweigern sie dies, daher es nöthig ist, für sie einen anderen Eid an dessen Stelle zu setzen, welcher der Regierung dieselbe Sicherheit gewährt, und doch zugleich die Ausdrücke vermeidet, die den Katholiken noch Anstoß geben. Praktisch werden sie doch denselben Verpflichtungen wie bisher unterworfen bleiben. Ich schlage daher vor, daß der Eid in folgender Form geschworen werde:

„Ich erkläre, daß ich die römisch-katholische Religion bekenne. Ich verspreche aufrichtig und schwöre, daß ich Seiner Majestät dem Könige Georg dem Vierten getreu bleiben, und ihn mit allen meinen Kräften gegen alle Verschwörungen und Attentate jeder Art vertheidigen will, welche gegen seine Person, Krone und Würde gerichtet sein könnten, und ich will meine äußersten Bemühungen anwenden, Seiner Majestät, deren Erben und Nachkommen allen Verrath und Verschwörung zu entdecken und bekannt zu machen, welche gegen

Sie oder Letztere geschmiedet werden möchten. Auch verspreche ich aufrichtig, das Erbrecht zur Krone mit allen meinen Kräften aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, welche Thronfolge vermöge der Akte, betitelt: „Akte zur Beschränkung der Krone und besserer Befestigung der Rechte und Freiheiten der Unterthanen", ist und bleibt beschränkt auf die Prinzessin Sophia, Kurfürstin von Hannover, und solche ihrer Leibeserben, welche Protestanten sind. Ich schwöre ab jeden Gehorsam und jede Treue gegen jede andere Person, welche auf die Krone dieses Reiches Ansprüche machen oder ein Recht darauf zu haben vorgeben sollte. Ich erkläre ferner, daß diejenige Lehre kein Artikel meines Glaubens ist, welche sagt, daß die von dem Papste oder irgend einer andern Autorität des römischen Stuhls excommunicirten oder abgesetzten Fürsten von ihren Unterthanen abgesetzt oder ermordet werden können, und daß ich sie abschwöre, verwerfe und darauf verzichte. Auch erkläre ich, daß ich nicht glaube, daß der Papst von Rom, oder irgend ein anderer Fürst, Prälat, oder irgend eine Person, ein Staat oder fremder Potentat irgend eine mittelbare oder unmittelbare weltliche oder bürgerliche Gerichtsbarkeit, Macht, Hoheit oder Vorzug in diesem Reiche habe oder haben dürfe. Ich schwöre, daß ich mit allen meinen Kräften das Eigenthumsrecht in diesem Reiche, wie dies nach den Gesetzen bestimmt ist, vertheidigen werde, und ich verwerfe, entsage und schwöre hiermit feierlich jede Absicht ab, die gegenwärtige kirchliche Verfassung, wie solche nach dem Gesetze in diesem Reiche befestigt ist, umzustürzen. Ich schwöre feierlich, daß ich niemals irgend eines der Vorrechte, zu welchem ich berechtigt sein möchte, zur Störung oder Schwächung der protestantischen Religion und der prote-

stantischen Regierung in diesem Königreiche ausüben werde. Und ich bekenne, bezeuge und erkläre hiermit feierlich, in der Gegenwart Gottes und in voller Aufrichtigkeit meiner Seele, daß ich diese Erklarung und jeden Theil derselben in dem wahren und geraden Sinne dieses Eides mache, und daß ich schwöre, allen Theilen dieses Eides ohne irgend eine Ausflucht, Zweideutigkeit oder innern Vorbehalt treu zu bleiben."

So weit als Eide Sicherheit geben können, hoffe ich, soll sie dieser uns gewähren. Man wird mir einwenden, dieser Eid sei in seinen Ausdrücken weniger bindend, als der gegenwärtige; letzterer enthalte mehrere Stellen in Bezug auf Religionsgrundsätze, von denen man erwarte, daß sie von den Katholiken aufzugeben seien. Das ist richtig; ich überging aber jene Stellen mit Vorbedacht, weil ich glaube, daß deren Auslassung dem Eide nur um so mehr Kraft verleiht. Ich kann unmöglich die Besorgnisse theilen, daß den Ketzern nicht Treue und Glauben gehalten werde, und die Katholiken müssen von einem Eide befreit werden, der eine solche Beschuldigung enthält, eine Beschuldigung, welcher sie gegenwärtig so entschieden entgegen treten. Die Einmischung solcher Dinge würde die Kraft des Eides nur schwächen, daher schlage ich vor, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Wäre es jedoch die überwiegende Meinung des Hauses, daß solche Worte den Eid bekräftigen würden, so würde ich mich deren Beifügung nicht widersetzen. Worte dieser Art dienen bloß dazu, die Gemüther der Katholiken aufzureizen; die Maßregel aber, die ich vorschlage, lege ich im lauteren Geiste des Friedens vor, und ich möchte sie mit nichts belasten, was von der Klugheit als unnöthig bezeichnet werden könnte. Ich halte es für wünschenswerth, bloß Einen Eid zu haben, der

nichts Weiteres bezwecken soll, als unsern gegenwärtigen Einrichtung eine Bürgschaft zu leihen.

Im Einklang mit dem Prinzip dieser Bill sollen die Katholiken Zutritt zu den Gemeindestellen in Irland erhalten. Von diesen sind sie gegenwärtig ausgeschlossen, nicht sowohl durch das Gesetz, als durch die Zulassungseide, die bisher geschworen werden mußten. Auch sollen sie nun zu Richterstellen zugelassen werden, zu denen sie mir von jeher noch mehr Recht zu haben schienen, als zur politischen Gewalt. Gegenwärtig sind sie von dem Amte eines Sheriffs ausgeschlossen, so wie von den ersten Stellen höherer Jurisdiktion. Künftig sollen sie zu diesen Stellen eben so wählbar sein, wie ihre protestantischen Mitbürger.

In Bezug auf jene Besorgnisse, auf die man so häufig großes Gewicht legt, wenn von der Zulassung der Katholiken zu höheren Stellen im Heere die Rede ist, darf man nicht vergessen, daß wir einer solchen angeblichen Gefahr schon lange früher ausgesetzt waren, indem die Katholiken lange Zeit die Fähigkeit genossen, jede Stelle in der Armee zu bekleiden, mit Ausnahme der des obersten Befehlshabers. Daß sich an die Frage der Zulassung der Katholiken zu höheren bürgerlichen Aemtern wichtige Betrachtungen knüpfen, weiß ich recht gut, aber es scheint mir, daß mit ihrer Zulassung in's Parlament auch ihre Zulassung zu bürgerlichen Aemtern entschieden ist. Ich zweifle, ob es klug wäre, wenn man den Katholiken sagte: Hier giebt es zwei verschiedene Quellen der Gunst; die populäre Bahn des Staats ist Euch offen, ausgeschlossen aber seid Ihr von der Gunst der Krone. Ich widersetze mich jeder Unterscheidung, die den Schutz und den gerechten Einfluß beschränkte, welche der Krone gegen alle ihre Unterthanen zustehen. Die Auszeichnung eines bürgerlichen Amtes knüpft sich im

Allgemeinen an den Besitz großen Talents, und hier muß die Krone freie Wahl haben, auf jeden Begabten ihr Auge zu richten. Nur wenige Ausnahmen möchten nothwendig sein, und das Prinzip, auf das jene Ausnahmen gegründet wären, sollte die nahe Verbindung solcher Stellen mit den Pflichten gegen die bestehende Kirche sein. Die einzigen Aemter, die ich als solche Ausnahmen vorschlage, sind die des Lordlieutenants von Irlands oder eines andern mit dem Kirchenpatronat bekleideten Hauptgouverneurs, dann des Lordkanzlers und des Lord-Siegelbewahrers von Großbritannien.

Sodann sind die Katholiken ausgeschlossen von jeder der bestehenden Kirche, den geistlichen Gerichtshöfen oder irgend einer kirchlichen Fundation angehörigen Stelle, von allen Aemtern auf den Universitäten, oder in den Collegien von Eton, Westminster und Windchester, oder in den andern Lehranstalten von kirchlicher Stiftung. Alle Lokalstatuten und Ordnungen der bestehenden Universitäten, Collegien oder Schulen, zu denen die Katholiken gegenwärtig nicht wählbar sind, sollen unverletzt erhalten werden. Ich schlage vor, die Gesetze in Bezug des Rechts der Katholiken zur Präsentation beizubehalten. Im Fall ein Katholik eine Stelle erhalten sollte, mit der ein Kirchenpatronatrecht verbunden ist, soll der Krone das Recht zustehen, das Patronat zu übertragen. Ebenso soll kein Katholik eine Stelle bekleiden können, die ihm ein Recht gäbe, die Krone in Besetzung der mit der bestehenden Kirche von England und Irland zusammenhängenden Aemter zu berathen. Diese Ausnahmen scheinen mir nöthig, um die Gemüther der Protestanten zu beruhigen, und die Kirche in Bezug auf solche Stellen, die auf besonderen Gründen beruhen, zu sichern. Das Prinzip der Maßregel wird dadurch nicht im mindesten verletzt. Sollte hierbei

irgend ein Punkt vorkommen, der dem Hause noch nicht gehörig aufgeklärt schiene, so werde ich gern in weitere Details eingehen.

Ich komme hier an eine Frage von hoher Wichtigkeit. Da sie mit dieser Maßregel umfassender Gnade verbundrn ist, so ist leicht zu erachten, daß die Anordnung derselben nöthig ist und mit Recht gefordert werden kann. Läßt sich wohl leugnen, Sir, daß wir in Erleichterung der römischen Katholiken weit vorgeschritten sind? Haben wir zur Ausführung nicht auf's Eifrigste und mit Opfern gearbeitet? Deswegen behaupte ich auch, daß wir ein Recht haben, von den römischen Katholiken und ihren Anwälten Gesinnungen zu verlangen, die diesem Entgegenkommen von unserer Seite zur Befriedigung der protestantischen Gemüther entsprechen. Wenn nun eine Beschränkung vorgeschlagen wird, so hängt sie doch so genau mit dem Hauptprinzip der Maßregel zusammen, daß dabei nur das Prinzip der Gleichmäßigkeit hergestellt wird. Was hier für die römischen Katholiken als Beschränkung nöthig sein dürfte, findet ebenfalls seine Anwendung auf die andern Unterthanen in Irland; der römische Katholik hat demnach als solcher keinen Grund zu einer Klage. Wir haben seiner Bitte gewillfahrt, wir haben seine Unfähigkeiten beseitigt, wir haben ihm gleiche Vorrechte mit seinen Nebenunterthanen zugestanden; er mag sich über diesen Vorschlag beschweren, aber als katholischer Unterthan hat er keinen Grund zu einer Klage. Der unbefriedigende Zustand der Wahlfreiheiten in Irland springt zu sehr in die Augen, als daß ich nöthig hätte, mich umständlich darüber zu erklären. Ich halte es aber zur Besserung des moralischen Zustandes des irländischen Volkes, zur Begründung eines Fortschreitens in den bürgerlichen Verhältnissen desselben, so wie zur Sicherung und Beruhigung der

protestantischen Gemüther des Reichs für nothwendig, die große Frage der Wahlfreiheiten in Irland mit Festigkeit und Ernst aufzunehmen und kräftige Anstalten gegen den Mißbrauch derselben festzustellen. Schon im Jahre 1825 waren die Freunde Irlands, aus Gelegenheit einer in diesem Hause durchgegangenen Bill, in dem Einwurfe gegen die Wahlfreiheiten einig, daß die rücksichtslose Zulassung der römischen Katholiken zu den Wahlrechten, wie sie in Irland ausgeübt werden, die schon vorhandene Neigung zur Theilung der Güter befördern würde. Man behauptete mit Bestimmtheit, daß das Wahlrecht von den großen Gutsbesitzern ausgeübt würde, und daß die Freisassen nur als ihre Werkzeuge handelten. Jetzt läßt sich aber wohl nicht mehr leugnen, daß der Einfluß der Gutsbesitzer gelähmt ist, und daß die Priester sich in den Besitz desselben gesetzt haben. Die Wahlen von Louth, Monaghan und Clare zeugen laut davon, daß die Wahlfreiheiten eine Aenderung erheischen, und wir können mit Recht fordern, daß dieser geistliche Einfluß auf eine so ungesetzmäßige Weise nicht länger fortdauere. Ich wünsche diese Frage, abgesehen von religiösen Rücksichten und von den römischen Katholiken, als einer besondern Körperschaft, zu betrachten. Für mich ist sie eine politische Frage, auf Vorgänge und Grundsätze gestützt. Es handelt sich darum, ob die unmittelbare Beschränkung dieses Rechts nicht zu einem reinen und gesetzmäßigen Ausdruck der Stimme des Landes beitragen, und eine große Verbesserung in dessen bürgerlicher und politischer Lage begründen dürfte. In einigen Grafschaften Irlands betragen die einregistrirten Freisassen 13,000, in andern 15,000, in einigen 17,000 und noch mehr. Man vergleiche das Verhältniß der bei einem Wahlpoll in einer irländischen Grafschaft gesammelten Stimmzettel mit dem in einer englischen

Grafschaft. Bei der Wahl für Bedford im Jahre 1820 war die Zahl der Stimmzettel im Poll 4000, für Berks mit drei Candidaten 2274, Cumberland 4406, Devon 6298, Durham 3800, Glamorgan 1284, Middlesex 10,000, Sussex 5500, Westmoreland 4370. Die Akte Heinrich's VI. ist es, die den Besitz des Wahlrechts für die Freisassen von vierzig Schillingen bestimmt. Die Einleitung zu dieser Akte beruft sich zum Behufe dieser Maßregel auf den Zustand in England, und zwar in einer Weise, daß ich zur Unterstützung meiner Ansicht nichts Besseres thun zu können glaube, als wenn ich die Worte derselben anzuführen glaube; diese lauten: „Da die Wahlen der Parlamentsmitglieder in mehreren Grafschaften des Königreichs in den letzten Jahren von sehr großer, stürmischer und übermäßiger Volkszahl geschehen sind, wo der größte Theil des Volkes von geringem oder gar keinem Werthe war, aber doch jeder Einzelne auf eine Stimme Anspruch machte, die mit den Stimmen von gleicher Gültigkeit sein sollten, welche von den würdigsten Rittern aus derselben Grafschaft herrührten." Das, was nun folgt, wird sich ebenso gut, wie das Vorige, auf die Art der Ausübung der Wahl in Irland anwenden lassen: „Sehr leicht könnten mancherlei Todtschläge, Aufstände, Räubereien und Zwiste unter den Gentlemen der Grafschaft entstehen, wenn man nicht gehörige Vorkehrungen treffen sollte." Darauf bestimmt nun die Akte, daß wer nicht ein Freisasse von vierzig Schillingen sei, nicht stimmen könnte. Ueber den Zweck dieser Maßregel möchte ich aber noch die Aeußerung des gelehrten Staatssekretairs Nathanael Baco, des entschiedenen Freundes der Volksprivilegien, anführen. Er drückt sich, nachdem er jene Akte Heinrichs VI. beschrieben, darüber folgendermaßen aus: „Durch die Begründung des Wahlrechts erhielten die Wahlen eine grö-

ßere Bedeutung. Bisher hatte jeder Mann von englischem Blute ohne Unterschied das Recht gehabt, eine Stimme zu geben und zu erhalten, mochte er hausen, wo in weiter Welt er wollte. So traten die freien Männer ihre Wahlrechte an die Freisassen ab, vielleicht, ohne zu wissen, was sie thaten. Diese Aenderung war ebenso gut als groß, denn erstens waren jene Zeiten nicht geeignet für irgend eine große Maßregel des Bürgerthums. Die Einleitung zu der Akte zeigt, daß der Geringste sich dem Höchsten gleichstellte, was zu Parteiung, Streit und Mord führte. Zweitens, wo die Menge vorherrscht, siegen die Niederen über die Höheren, und jene, meist unwissend, können weder Personen noch Zeiten beurtheilen, und lassen bei ihren Wahlen mehr durch zufällige Eindrücke oder durch Faktionen sich leiten, statt durch ein richtiges Verständniß, so daß der große Rath der Nation weniger großherzig und edel wird. Drittens lag in jener Beschränkung des Wahlrechts eben so viel Gerechtigkeit als Politik, denn was ist vernünftiger, als daß diejenigen Männer den öffentlichen Rath wählen, deren Güter die öffentlichen Steuern und Lasten zu tragen haben? Ueberdieß war jene Aenderung selbst für die freien Männer von England (Freemen, im Gegensatz gegen Freeholder) eine Wohlthat, denn erstens beschränkte sie die Macht der Lords und Herren, welche die niederen Klassen nach Gefallen lenkten und über viele ihrer Stimmen nach Willkür geboten. Zweitens hob sie den Geist des Volkes, denn indem der Freisasse über den Freimann gesetzt ward, stieg die Theilnahme der niederen Klasse an dem öffentlichen Wesen, und es erwachte unter ihnen ein Ehrgeiz, selbst zu dem Rang der Freisassen sich empor zu schwingen, die ihrerseits um so sorgfältiger um das Gesetz sich bekümmerten. Endlich ward dadurch drittens die ausschließliche Kenntniß der Gesetze

dem niedern Clerus und dem Klostervolk entzogen, welche, gleich Rom, dieselben leicht zu ihren besonderen Zwecken benutzen mochten."

Hier haben wir also die Meinung eines Freundes der Volksprivilegien, daß die Maßregel der Wahlbeschränkung ein Vortheil für das Volk war, und seine Worte, so wie die Einleitungsworte zu jener Akte Heinrichs VI., sind so anwendbar auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Irland, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie dem Hause vorzulegen. In derselben Weise, wie jene Akte Heinrichs VI. nichts bezweckte, als die Achtbarkeit der Wähler zu erhöhen und die Selbstständigkeit der Wahlen zu sichern, soll auch mein Vorschlag keinen andern Zweck haben, als Irland unabhängige Wähler zu verschaffen, die nicht unter dem beständigen Einflusse der Gutsherren oder der Priester stehen. Ich sage nicht, denn ich denke es nicht, daß die Maßregel den gesetzlichen katholischen Einfluß beschränken werde; diesen sucht man nicht zu schwächen, aber jener kirchliche ungesetzliche Einfluß ist es, der vernichtet werden soll. Prüfen Sie den gegenwärtigen Zustand der Wahlfreiheit in Irland, namentlich nach den Resultaten der Untersuchungscomités der beiden Häuser des Parlaments im Jahre 1825, so werden Sie überall den vollen Beweis finden, wie sehr dieselbe praktisch fast in jeder Rücksicht von der in England verschieden ist, wo die Freisassen allgemein in hoher Achtung stehen, und wo kaum Ein Fall unter Tausenden vorkommt, daß das Freigut nicht ererbt ist und lebenslang behalten wird. Ich will die Natur des Freiguts in Irland nicht ändern. Es gehörten zu gewaltsame Schritte dazu, wenn man das System in Irland dem englischen assimiliren wollte. Dort vermiethet der Gutsherr Ländereien an Mittelsmänner, und das Freigut wird so durch Pacht und Wiederpacht geschaffen. Jeder Versuch, dieses

System zu ändern, würde zu einem zu heftigen Wechsel führen und nicht im Einklang stehen mit den Verhältnissen des Landes. Um nun ohne ein so gewaltsames Mittel dennoch eine unabhängige Freisassenschaft zu schaffen, haben viele Männer, deren Urtheil vom größten Gewicht ist, vorgeschlagen, die Wahlberechtigung auf zwanzig Pfund zu erhöhen. Ich aber halte dafür, daß es zu viel wäre, wenn man auf einmal von vierzig Schillingen auf zwanzig Pfund aufstiege, und meine, daß die Zwischenzahl, zehn Pfund, volle Befriedigung gewährt. Es ist nach den unvollständigen Nachrichten, die vorliegen, schwer zu bestimmen, wie groß die Zahl der Wähler sein würde, wenn man die Wahlberechtigung auf zehn Pfund festsetzte; auf jeden Fall aber würde sie noch sehr bedeutend sein.

(Nachdem der Redner jetzt in ganz genaue Details über das Verhältniß der bisherigen Vierzig-Schilling-Freisassen und über die Art, wie das neue Wahlsystem einzuführen wäre, eingegangen ist, fährt er fort:)

Ich verhehle mir die Einwürfe nicht, die sich gegen diesen Theil meines Vorschlages machen lassen, aber man vergesse nicht, daß derselbe einen Theil eines großen Systems bildet, gegründet auf das Prinzip gegenseitiger Opfer. So lange der Paroxysmus fortdauert, welcher durch jenen großen Wechsel hervorgebracht werden muß, würde es doppelt unbesonnen sein, das gegenwärtige Wahlsystems Irlands fortbestehen zu lassen. Unabhängig von dieser Betrachtung aber zeigt sich das Bedürfniß, die Grundlage einer wirklichen irländischen Freisassenschaft zu legen. Nach den neuerlich eingetretenen Ereignissen kann ich das Vierzig-Schilling-Wahlrecht nicht länger als ein Recht vertheidigen, bei welchem die protestantischen Interessen gesichert bleiben, ohne daß ich jedoch den gesetzlichen Einfluß der Katholiken nur im gering-

sten zu schwächen beabsichtigte. Zwar werden im südlichen Irland viele Freisassen ihr Wahlrecht verlieren; noch viele aber werden dasselbe behalten und darin ein Mittel finden, ihren unparteiischen Ansichten Gewicht zu verschaffen. Wenn Sie mich fragen, welche Entschädigung ich denen gebe, deren gegenwärtige Rechte aufgehoben werden, so antworte ich den Katholiken: Ich nehme den Schimpf von euch, über den ihr euch beklagt; ich vernichte die gehässige Unterscheidung, um deren Aufhebung ihr gebeten habt; ich öffne euch und euren Kindern den freien Zutritt zu den Ehren und Auszeichnungen des Staats; dies ist überreiche Entschädigung für jene jämmerlichen Privilegien, die es so oft bloß dem Namen nach waren. Werft einen Blick auf die gegenwärtige Lage der irländischen Wahlberechtigten — gedrängt auf der einen Seite von dem Gutsherrn, sein zeitliches Interesse zu Rathe zu ziehen; gepreßt auf der andern Seite von dem Priester, sein ewiges Seelenheil nicht auf's Spiel zu setzen. Wahrlich, der Verlust einer solchen Wahlfreiheit ist ein kleines Opfer! Den protestantischen Freisassen Irlands aber sage ich: Die Entschädignng, die ich euch biete, ist, daß ihr in der Ausübung jenes Rechts euch nicht fernerhin durch einen ungesetzlichen Einfluß überwältigt seht. Die ganze Klasse, der jenes Recht zusteht, wird den wohlthätigen Einfluß des neuen Gesetzes empfinden. Und ist es nicht ein großer und glücklicher Gewinn auch für euch, wenn die ganze Lage des Landes verbessert wird? —

Nachdem ich so das Haus durch alle Details dieser Frage geführt habe, bleibt mir noch jene Seite des Gegenstandes zu beleuchten übrig, welche die kirchlichen Bürgschaften betrifft. Die erste Frage, die sich hier erhebt, ist, in welchem Lichte soll die Kirche von Rom betrachtet werden? Ist es wünschenswerth, sie dem Staate zu incorporiren, ihr zu schmeicheln und

die Hand zu reichen, oder ist es besser, sie ganz sich selbst zu überlassen, und sie wie andere Dissidenten von der bestehenden Kirche zu betrachten? Die Natur der Bürgschaften muß von dem Gesichtspunkte abhängen, von dem wir in dieser Beziehung ausgehen. Ich verschloß mich nicht den Beweisen, die man zu Gunsten der Incorporation der römischen Kirche mit dem Staate vorgebracht hat, und ich verkenne die Vortheile nicht, die daraus hervorgingen, wenn man für die Geistlichen des römisch-katholischen Glaubens eine Geldbesoldung festsetzte. Ich weiß, daß viele große Männer sich für eine solche Besoldung des katholischen Clerus entschieden haben, und daß besonders Lord Castlereagh glaubte, die Zulassung der Katholiken zu dem vollen Genuß der bürgerlichen Rechte sollte von einer Besoldung begleitet sein, worin die Regierung eine kirchliche Bürgschaft fände. Wenn aber diese Bürgschaften zum Gegenstand einer Unterhandlung und eines Uebereinkommens mit dem Hofe von Rom gemacht werden sollten, so fände ich die größten Schwierigkeiten, ein solches Resultat herbeizuführen. Ich glaube, es läge in dem Gedanken etwas Empörendes für die Gefühle des Volkes, für die Unabhängigkeit und den Stolz unseres Vaterlandes, daß der König von England an irgend einen fremden geistlichen Hof sich wenden sollte, um eine Entscheidung zu erlangen, auf welchem Fuße seine eigenen Unterthanen stehen sollen.

Wir können uns dem römischen Hofe zu diesem Zwecke nicht nähern, ohne ihn als eine Autorität in unserer Gesetzgebung anzuerkennen, ohne anzuerkennen, daß er ein Recht habe, unseren Maßregeln, falls es ihm gut dünkt, seine Zustimmung zu verweigern. Schon aus diesem einzigen Grunde wird das Haus eine Unterhandlung mit dem römischen Hofe für unvereinbar mit der Würde und Unabhängigkeit Groß-

britanniens halten. Dies ist der große Einwurf gegen jeden Versuch, in dieser Rücksicht Bürgschaften aufzustellen. Auch muß ich gestehen, daß die Incorporation der römisch-katholischen Kirche mit dem Staate, indem man durch Aussetzung einer Besoldung für die katholische Priesterschaft der Krone eine Controle über dieselbe verliehe, widerstrebender mit den Gefühlen des Landes sein würde, als alle Maßregeln, die irgend ersonnen werden möchten. Ich möchte nicht einmal für gewiß annehmen, ob die irländischen Katholiken in ihrer gegenwärtigen Stimmung ein solches Anerbieten nur annehmen würden. Ueberdies würde es eine Abweichung von jenem großen Prinzip sein, welches die Unverletzlichkeit der Lehre und Disciplin der anglikanischen Kirche feststellt.

Fragt man mich, ob ich denn gar keine Bürgschaften mittelst einer Besoldung, oder eines Einspruchs, oder einer Controle habe, so erwiedere ich mit einem Worte: ich habe keine. Ich kann keine Incorporation der römisch-katholischen Religion mit dem Staate vorschlagen, noch ihr eine bestimmte Gründung (etablishment) im Staate geben. Ich übergehe dabei die Ansichten, die in Beziehung auf die religiöse Seite der Frage vorgebracht wurden; mein Vorschlag ist nur der, daß die römisch-katholische Religion nicht als auf einer Staatsanstalt beruhend angesehen, sondern bloß als eine von der bestehenden Kirche abweichende Religionsansicht betrachtet werden solle. In allen früheren Bills für die Emancipation wird der Krone ein Recht vorbehalten, gemeinhin unter dem Namen des Veto's bekannt; auch wurde dabei stets für eine Anordnung gesorgt, um den Verkehr des römischen Stuhls mit der römischen-katholischen Kirche Irlands zu beaufsichtigen. Das Veto besonders war lange ein Gegenstand der heftigsten Diskussionen. Was mich betrifft, so halte ich jenen von beiden Seiten mit

Erbitterung geführten Streit für durchaus überflüssig; theils glaube ich auf der einen Seite, daß das Veto eine höchst unbedeutende Gewalt verleihen, theils bin ich überzeugt, daß es auf der andern Seite schwerlich gemißbraucht werden würde. Mein Hauptgrund gegen dasselbe ist, daß es den Anfang einer bestimmten Feststellung der römisch-katholischen Kirche im Staate bildet. Ich finde nicht, daß es eine verwerfliche Forderung von Seiten der Krone wäre; wenn man uns aber ein Verzeichniß der Namen der Candidaten für die katholischen Prälaturen und Bischofssitze in Irland überreichte, so würden wir es sehr schwer finden, uns von jener Verantwortlichkeit frei zu halten, die sich von selbst an unsere Mitwirkung bei der Wahl knüpfte; wir würden Theil an ihr nehmen, und gerade dies wäre der Anfang einer bestimmten Staatsanstalt, welche wir unter den gegenwärtigen Umständen vor Allem vermeiden müssen. Ich verzichte daher auf das Veto, um so mehr, als die Bürgschaft, die es böte, eine durchaus illusorische wäre; mir wenigstens schiene es lächerlicher, eine Commission von römisch-katholischen Prälaten niederzusetzen, um von ihnen über die Loyalität eines Candidaten für einen Bischofssitz in Irland sich ein Zeugniß ausstellen zu lassen, als sie durch Aufladung einer Verantwortlichkeit für die Krone zu erkaufen.

Auch gegen die Beaufsichtigung des Verkehrs der Bischöfe mit dem römischen Stuhl ließe sich an sich kein erheblicher Einwurf machen; aber ich gestehe, daß ich für mich keinen Wunsch hege, jenen Verkehr zu beaufsichtigen, da bewiesen werden kann, daß er bloß geistliche Angelegenheiten betrifft. Eine solche Beaufsichtigung würde, statt das Land zufrieden zu stellen, eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Das Volk, glaube ich, erwartet von dem Staatssekretär eben so wenig, daß er sich in die geistlichen Ange-

legenheiten der römischen Kirche mische, als daß er sich um die Wesleyanischen Methodisten kümmere. Sollte aber je eine Zeit kommen, wo Gefahr einträte, so würde ich, nach Abschaffung der bürgerlichen Unfähigkeiten der Katholiken, nicht einen Moment zögern, vor dieses Haus zu treten und ein Gesetz zu fordern, das jeden solchen Verkehr verböte, und bestimmte, daß jede Correspondenz, jedes Document, weltliches wie geistliches, der Regierung vorgelegt werden müßte. Auch darin bewährt sich der große Vortheil der endlichen Lösung der katholischen Frage, daß wir dann jede Bürgschaft nehmen können, welche durch die Gefahr geboten werden möchte. Wir werden dann gegen die irländischen Katholiken in entschiedenem, unabhängigen Tone sprechen können, und die Legislatur wird mit ihnen wie mit jeder andern Klasse von des Königs Unterthanen verfahren, statt daß wir gegenwärtig in allen unseren Schritten unsicher und schwankend sind.

Indessen giebt es einzelne Punkte, welche regulirt werden mögen, und die in keiner Hinsicht die bürgerlichen Vorrechte oder die religiöse Disciplin der irländischen Katholiken beeinträchtigen, den protestantischen Gemüthern aber, deren Versöhnung so äußerst wünschenswerth ist, erfreulich sein werden. Wenn ein Katholik eine Corporations- oder eine andere öffentliche Stelle erhält, so soll er die Amtsauszeichnungen in keinem andern Gotteshause, als in einem zu der bestehenden Kirche gehörigen tragen dürfen, eben so die Amtskleider. Es besteht ein Gebrauch, der in Irland aufkam, und zu großer und gerechter Klage Anlaß gab, daß nämlich die römisch-katholischen Bischöfe die Titel in Anspruch nahmen, die bloß denen der bestehenden Kirche zugehören. Ich schlage daher vor, daß die bischöflichen Würden und Titel in der vereinigten Kirche von England und Irland nicht von

den römisch-katholischen Bischöfen gebraucht werden sollen — Bischöfe nenne ich sie, denn sie sind es, und haben ein Recht, als solche ihre Gewalt in ihrer eigenen Kirche auszuüben. Die Gültigkeit ihrer Ordination ist keinem Zweifel unterworfen; aber es ist nicht ziemlich, noch schicklich, daß die Rechte der Bischöfe der bestehenden Kirche öffentlich und prunkhaft in Anspruch genommen werden, wie neuerlichst mit ihren Titeln von den römisch-katholischen Bischöfen geschah.

Nach Berichtigung dieser Angelegenheit geht die Bill auf die religiösen Gesellschaften über. Einige derselben haben großen Verdacht und Mißvergnügen in diesem Lande erweckt und viele Klagen aufgeregt; ich meine die Ausbreitung jener religiösen Orden und Gemeinschaften, die durch klösterliche Gelübde verbunden sind, so wie besonders die Einwanderung der unter dem Namen der Jesuiten bekannten Gesellschaft. Ich halte in dieser Rücksicht eine Anordnung der Vorsicht für nothwendig. Die gegenwärtigen Mitglieder sollen keine Beeinträchtigung erfahren, aber wir sollten ihre Zahl kennen und ihre Namen einregistriren lassen. Auch sind wir berechtigt zu fordern, daß solche durch klösterliche Gelübde gebundene Gesellschaften, die zur freien Ausübung der römisch-katholischen Religion in keiner Weise nöthig sind, sich künftig nicht weiter verbreiten; so wie, daß keine ungewöhnliche Zahl jener Klasse von Leuten in unser Land einwandern, in das sie kommen, weil andere Länder sich von ihnen gewendet haben. Andere Länder haben Vorsichtsmaßregeln gegen die Jesuiten ergriffen, und auch wir müssen auf unserer Hut sein gegen Menschen, die Niemand gehorchen, als ihrem Obern, der seinen Sitz in Rom hat. Ihre Vertreibung aus anderen Ländern und ihre Ankunft in England mit bedeutenden Fonds, welche sie zur Gründung von Anstalten möch-

ten benutzen wollen, hat vielfache ernsthafte Unruhe verbreitet, und auch mir scheint es ein Gegenstand, der bedeutend genug ist, um, wie ich es oben in meinen Vorschlägen gethan, von der Gesetzgebung berücksichtigt zu werden.

Indem ich so den ganzen Inhalt der vorzuschlagenden Bill auseinandergesetzt, habe ich mit Wissen keine der Maßregeln übergangen, welche sie enthalten soll. Ich werde nun in dem nächsten Comité eine Resolution in Vorschlag bringen, welche die Grundlage der Bill sein soll für die Zulassung der Katholiken zu ihren bürgerlichen Privilegien, und welche die anderen Anordnungen enthalten wird, die ich hier einzeln aufgezählt habe. Ist diese Resolution durchgegangen, so werde ich eine abgesonderte Bill über die Wahlberechtigungen in Vorschlag bringen. — Und so habe ich denn die Grundsätze der Maßregel auseinandergesetzt, und nahe mich dem Ende der Aufgabe, die mir geworden ist. Ich vertraue darauf, daß sie ruhig und leidenschaftslos geprüft werden wird, mit dem Wunsche, diese Frage zu glücklichem und befriedigendem Ende zu bringen. Lassen Sie uns Allen vor die Seele rufen, was die Folgen sein würden, wenn diese Bill verworfen werden sollte. Die Maßregel ist gerecht und unparteiisch gegen Alle. Ich will nicht behaupten, daß nicht bedeutend scheinende und wirklich bedeutende Einwürfe dagegen erhoben werden können, wie wohl gegen jede Maßregel von solcher Ausdehnung und so verwickelter Natur; aber verlassen Sie sich darauf, die katholische Frage würde nie gelöst werden, wenn jedes Mitglied sie bloß nach seinen eigenen Ansichten gelöst wissen wollte. Ich frage die Protestanten: können die Concessionen, die von eurer Seite gebracht werden müssen, mit den Opfern verglichen werden, zu denen die sich verstehen, die nur mit widerstrebendem Herzen von Gesetzen abweichen, welche —

vergebens mag man es leugnen — unserer Legislatur und Regierung einen Charakter der Ausschließung verliehen haben? Wollte Gott, daß die sanguinischen Erwartungen derer in Erfüllung gingen, die schon vor Jahren als die Kämpfer für diese Sache auftraten! Wollte Gott, daß die Aufhebung der bürgerlichen Unfähigkeiten der Katholiken auch die bürgerlichen Zwiste des Landes milderte und ein freier Verkehr ihre gegenseitige Eifersucht zum Schweigen brächte, daß sie, statt sich wechselseitig als Gegner zu betrachten, sich gemeinsam der Rechte eines freien Staates erfreuten, sich achten, den gegenseitigen Werth erkennen lernten, und ein unbestochenes Auge für Eigenschaften bekämen, die jetzt Jeder beim Andern übersieht. Vielleicht bin ich nicht so sanguinisch wie Andere in meinen Erwartungen von der Zukunft, aber ich nehme keinen Anstand, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die Beilegung dieser Frage in der vorgeschlagenen Weise den protestantischen Interessen und den protestantischen Einrichtungen bessere Bürgschaften als der gegenwärtige Zustand der Dinge gewähren und die Gefahren abwenden wird, die nahe und unmittelbar vor uns stehen. Welchen Grund konnte ich haben, diese Ansicht auszudrücken, als meine redliche Ueberzeugung von deren Wahrheit? Bei meiner offiziellen Kenntniß des wirklichen Zustandes der Dinge, bei den Gründen, die ich aus der täglichen Beobachtung des Fortschrittes der Ereignisse schöpfte, welche, wie Grattan sich ausdrückte, gleich dem Nebel an den Fersen des heimeilenden Landmannes, einen Gegenstand nach dem andern umhüllen — welche andere Gründe könnten da mich leiten, als redliche und gesetzliche? Ich weiß, eine populärere und einschmeichelndere Bahn stand mir offen; populärer unter den Freunden, mit denen ich lange verbunden war, einschmeichelnder bei den Constituenten, die ich verlor. „His ergo gra-

tiora dictu alia esse scio; sed me vera pro gratis loqui, et si meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Vellem equidem vobis placere, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri estis.“

Ich habe gerathen und gehandelt für das Beste der protestantischen Interessen, für das Beste der protestantischen Einrichtungen; dies ist meine Vertheidigung gegen die Anklagen, die gegen mich vorgebracht worden; dies ist mein Trost für die Opfer, die ich gebracht habe, und dies soll meine Rache sein.

Ich hoffe, daß die trüben Wasser des Streits vorüberfließen; sollten aber diese Erwartungen getäuscht werden, sollte Kampf und Entzweiung auch dann noch Platz greifen, wenn der Zwist nicht mehr aus künstlichen Unterscheidungen und ungleichen Rechten entspränge, sollte wirklich im Charakter der römisch-katholischen Religion etwas liegen, was, nicht zufrieden mit der Gleichheit der Rechte, ein Uebergewicht erstrebte, so würde ich dennoch die Aenderung nicht bereuen, deren Einführung ich jetzt vorschlage. Muß der Kampf gekämpft werden, so wird er dann um andere Gegenstände gekämpft werden. Mag das Schlimmste zu dem Schlimmsten kommen, jedenfalls wird, ich wiederhole es, der Streit ein anderes Ziel sich wählen und auf anderm Boden ausgefochten werden. Nicht für Gleichheit bürgerlicher Rechte wird dann gestritten werden, sondern ob eine intolerante Religion herrschen oder beherrscht werden soll. Uns wird der Vortheil in den Kampf begleiten, daß wir das moralische Band, das jetzt alle Katholiken vereint, gelöst haben, indem wir ihnen nicht verweigern, was das Recht fordert. Wir werden in den Kampf gehen mit jenen Gewalten, die so lange sich dieser Frage entgegensetzten, und — zweifeln Sie nicht — wir werden siegen — siegen durch die einstimmigen

Gefühle dieses Landes, in denen ich die beste Bürgschaft für die protestantische Constitution finde. Orthodoxe und Dissenters würden sich vereinen, die Stimme Schottlands würde sich für uns erheben, auf unserer Seite wäre die Theilnahme jedes freien Staats, auf unserer Seite die Wünsche und Gebete jedes freien Mannes unter jedem Himmel, unter jeder Regiernngsform, unter jeder Religion!"

Der Aehnlichkeit der Sache wegen theilen wir schließlich eine Rede mit, die von einem der ausgezeichnetsten Redner der ehemaligen Badenschen zweiten Kammer im Jahre 1833 gehalten wurde. Es ist die Rede des Abgeordneten Merk über die Emancipation der Juden, wobei wir bemerken müssen, daß die Majorität gegen eine sofortige, vollständige Emancipation, der Redner aber mit der Minorität stimmte. Er äußerte sich folgendermaßen:

„Als ich im Jahre 1831 dafür stimmte, daß zwar nicht sogleich und geradehin die Gleichstellung der Israeliten ausgesprochen, sondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derselben getroffen werden sollten, so dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geschehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von den Israeliten fordere, sie möchten in Hinsicht der äußeren Gestaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgesetze nachgeben, weil man dieses nicht verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werden könnte, sondern nur in Beziehung auf die Modification gewisser Gebräuche und Gewohnheiten. Ich bedaure, daß deshalb nichts geschehen ist, sehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaßregeln nicht gedient sein wird, sondern es besser ist, wenn sich die Kammer geradehin für die Gleichstellung ausspricht. Ich glaube nämlich, daß dies nach der Idee des in seiner Einheit bestehenden Staats eine Staatspflicht sei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in an-

deren Staaten geschieht, die Ehre von Baden es um so mehr fordere, einen entscheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden sonst in diesem Theil der Gesetzgebung anderen Staaten sogar vorangeschritten ist. Man sage nicht, daß die Israeliten der Regierung nicht entgegengekommen seien, und daß sie unterlassen hätten, eine Neigung zu zeigen, sich unseren bestehenden Einrichtungen zu assimiliren. Wäre dieses aber auch nicht geschehen, so glaube ich, daß man ihnen mit Recht deshalb keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbesserung ihres Zustandes muß, meiner Ueberzeugung nach, von uns ausgehen, und es ist, psychologisch betrachtet, eine verkehrte Forderung, daß sie sich zuerst assimiliren sollen. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäß sei. Der Unterdrückte ist nicht gerade in der Lage, sich selbst emancipiren zu können, sondern man muß ihm dazu helfen, und so lange der Israelit keine Gewißheit hat, daß er bei erreichter Bildung auch deren Nutzen haben werde, so lange er fürchten muß, ungeachtet dieser erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeschlossen zu bleiben, kann er auch kein besonderes Interesse daran haben; erst wenn er dessen gewiß ist und die Bahn sich freigegeben sieht, wird er auch in einem freiern Aufschwung das höhere Ziel des Staatsbürgerthums zu erstreben sich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt also nichts übrig, als die Israeliten in die Masse der christlichen Bevölkerung mit gleichen Rechten hineinzuwerfen, damit sie, vom Strome fortgerissen, gleich den in einem Flußbett hinrollenden Kieseln sich abrunden und dem Bestehenden sich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo diese Gleichstellung schon erreicht ist, so zeigt sich keineswegs die Gefahr, die man sonst davon fürchtet, und es sind die Folgen keineswegs eingetre-

ten, mit denen Einer den Andern zu erschrecken sucht. Es war auch nicht diese Besorgniß, die in England kürzlich die Bill über die Emancipation der Juden scheitern machte, sondern es waren die Grundsätze der Torys, die beharrlich darauf ausgehen, in dieser Zeit nichts an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein positives Gesetz den Hebräer in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, sondern diese Uebung in vielfacher Beziehung nur deswegen nicht stattfindet, weil dieselbe dort an die Leistung eines besonderen Eides gebunden ist, der so wörtlich genommen wird, daß die Israeliten ihn vermöge ihrer Religion nicht leisten können. Bei uns sollte wohl die Besorgniß eines so großen Nachtheils nicht vorherrschen, weil die Israeliten schon in dem Genuß der meisten bürgerlichen Rechte, besonders derjenigen stehen, die sich auf den Verkehr beziehen, und weil sich dieser Genuß in unserm Staatsrecht am frühesten in Deutschland gegründet findet, weshalb wir auch schon in dieser Beziehung gar nicht zurückbleiben sollten. Schon das erste Constitution=Edikt hat in dem Paragraphen acht den Hauptgrundstein zu ihrer Emancipation gelegt, indem nach dessen Hauptprinzip keine Religion im Staate in dem Sinne herrschend sein kann, daß die Mitglieder irgend einer solchen von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen staatsrechtlichen Vortheile auszuschließen seien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf Gleichstellung beruht, ist der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Lasten zu tragen hat, auch den Mitgenuß an den gleichen entsprechenden Rechten haben solle. Eine andere und entgegengesetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das Rechtsprinzip verliehen, und man konnte eine solche Folgerung nicht durch das Vorgeben beschwichtigen, daß re-

ligiöse Sitten und Gewohnheiten es hindern, diese Rechte gehörig und im Einklange mit unseren Einrichtungen zu üben. Denn wenn die Israeliten diese Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Verpflichtungen gegen den Staat zu leisten, wenn dieser keine Bedenklichkeiten bei der Annahme solcher Leistungen findet, so sehe ich nicht ein, welche Bedenklichkeit in der Gestattung der Ausübung der diesen Verpflichtungen entsprechenden Rechte liegen soll. Es ist meiner Ueberzeugung nach eine etwas schwere Unterscheidung gegen die Israeliten rücksichtlich der Forderung zur Leistung ihrer Bürgerpflichten und rücksichtlich der Beschränkung der Ausübung ihrer Rechte gemacht, worin ich keineswegs irgend eine Consequenz finden kann, und sie hat auch für sich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israeliten, die in ihrer Bildung fortgeschritten sind, so findet man nicht, daß ihre Religion und Sitten hierin ein besonderes Hinderniß sind. Der jüdische Arzt wird auch am Sabbath seine Kranken besuchen, und der Advocat seine Prozesse führen. Es ist auch insbesondere nicht zu leugnen, daß der Widerspruch gegen die Gleichstellung der Juden einen Stillstand in dem Gang der Civilisation bewirken würde, der mit dem großartigen Aufschwung, den unsere Gesetzgebung hinsichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der verschiedenen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft genommen hat, in einem sonderbaren Contrast steht; man fühlt, daß das, was man für diese Lückenhaftigkeit noch anführt, daß nämlich die Staatsklugheit es zur Zeit noch fordere, diese Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es ist nicht so gerade das materielle Uebelbefinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererseits die Besorgniß der christlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichstellung zugehenden Nachtheile, die bei der

Frage über die sogenannte Emancipation hier entscheidend wäre, sondern es ist das Unrecht, wodurch sie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtens ist, daß sie Lasten tragen und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben sollen — ein Unrecht, das wenigstens die Staatspolitik nicht beschönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung sprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiste der Verfassung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen sie besonders nicht, wenn man nach der Natur der Menschen voraussetzt, daß solche Mißstände, wie sie allerdings da sind, und wie sie dem Judenthum seit Jahrhunderten ankleben, nicht in einer Generation untergehen können, daß sie sich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfesselung geschehen ist; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, ist von der Art, daß darin der meiste Antrieb zu ihrer Vervollkommnung und zur Abstoßung dessen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegenstehen soll, und zur Anpassung an unsere Civilisation. Sie können ohne eine solche Ausbildung nicht zur Uebung dieser Rechte kommen, und zum Behufe dieser Ausbildung ist es eben so nothwendig, daß sie dasjenige ablegen, was ihnen so sehr entgegen steht, kurz, daß eine gewisse Charakterveränderung mit ihnen vorgeht. Es kann deshalb auch nicht wohl die Rede von einem so oft gehörten successiven Uebergang, einer successiven Gleichstellung die Rede sein, weil sie ja die meisten Rechte schon haben, und dasjenige, was noch übrig ist, gerade der Antrieb zu ihrer Vervollkommnung sein, also vorausgehen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es sollten die Israeliten jetzt schon, also vor der Gleichstellung, so beschaffen sein, ziemlich verbreitet ist, allein es ist deshalb nicht minder widernatürlich, und darum ist

auch von einer Seite ausgesprochen worden, daß der Widerspruch gegen ihre Emancipation in einer gewissen christlichen Popularität zu liegen scheine. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen sind, dieses für populär halten, allein ich möchte auf diese Popularität das Beiwort „christlich" nicht anwenden, denn man kann es sich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religiosität, nicht wegen der Besorgniß eines Eintrags in das Christenthum selbst viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation sind, sondern wegen der Besorgniß eines Eintrags in die materiellen Interessen, wegen der Besorgniß, daß bei einer Gleichstellung die Thätigkeit der Christen noch überflügelt werde, und wegen der Besorgniß, daß bei einer Zulassung zum Staatsdienst theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgesetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Christen verdrängen werde. Das ist es, was besonders im Volke den Widerstand gegen die Emancipation erhält. Es ist also eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unsere eigenen Kräfte, und sogar die Voraussetzung unserer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weshalb wir die Schranke gegen sie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Gesetzgebers unwürdig, von der Unterstellung eines solchen moralischen, selbstverschuldeten Unterliegens bei einem Akte der Gleichstellung auszugehen, und letzteren deshalb nicht ergehen lassen zu wollen.

Die Gesetzgebung steht höher; es ist ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es ist nämlich offenbar, daß bei der Gleichstellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele sei. Die Nachtheile und schlimmen Folgen, die durch sie eintreten sollen, werden schon seit langer Zeit nacherzählt und zum Theil schrecklich hingestellt, obgleich in den Ländern, wo die Emanci-

pation besteht, von allem dem nichts zu erblicken ist. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Widerspruch gegen ihre Gleichstellung sich weniger auf die Sache, als auf die Persönlichkeit bezieht, welche Persönlichkeit aber in der Gleichstellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieses sogleich geschehe. Es wird gewiß geschehen, aber es werden Generationen dazu nothwendig sein.

Man hat vor funfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menschlich zu behandeln begann, als man ihnen gewisse Rechte gab, dasselbe Geschrei erhoben, und gleichwie man sich jetzt darüber wundert, so wird man sich in fünfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein so heftiger Widerspruch gegen diese Gleichstellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, besonders in den Städten, und betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, so wird man doch finden, daß diese Zeit der Reife nahe sei. Schon das große Interesse, das sie an dieser Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erschienenen Vertheidigungsschriften voll Scharfsinn und Beredtsamkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewissen bittern Gefühls, das aber meiner Ansicht nach etwas verzeihlich ist, beweisen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei solchen Betrachtungen nicht heruntersteigen und den niedersten Theil des Volkes betrachten; denn wenn wir unsere Civilisation auch nach dem unteren Theile des Volkes bemessen würden, so könnte man auch Manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commission macht, haben auf mich keinen besondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfassungsabänderung höchst bedenklich sei, wird verschwinden, weil es gewiß we-

niger auf eine Abänderung der Verfassung, als auf eine Erläuterung derselben ankommen wird, indem der Paragraph neun derselben, der festsetzt, daß die Mitglieder der drei christlichen Confessionen Ansprüche auf alle Militair- und Civilstellen haben sollen, andere noch nicht positiv ausschließt, und der Paragraph siebenunddreißig bedarf nur einer in der früheren Gesetzgebung und dem Geiste der Verfassung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger ist mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden sei. Gerade jetzt ist die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18000 Seelen für das constitutionelle System zu gewinnen zu suchen, zu welchem sie, weil sie zurückgestoßen werden, keine besondere Liebe gewinnen können.

Es ist überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen sich in ein großes Bürgerthum consolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfassung zu wirken. Ich bin also entschieden für die Gleichstellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das hessische Gesetz solche ausspricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Gesetzes erhalten, für eine gewisse Uebergangsperiode einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen sein möchten, worüber sich auszusprechen hier aber nicht der Ort sein wird.

Meine Herren! Ich glaube, daß es in dieser Sache nichts mehr taugt, zu zögern und zu temporisiren, daß in Vergleichung dessen, was in fast allen anderen constitutionellen Staaten geschehen ist, dieses Zögern uns in eine sonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundsätzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräsentativsystem, aus den constitutionellen Staatseinrichtungen hier schon entwickelt worden sind, unerklärbar finden würde, diesen Stillstand zu behaupten. Ein Beschluß auf die Ta-

gesordnung würde für diejenigen in Deutschland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Dissonanz tönen."

Volksreichthum, s. Nationalreichthum.

Volksreligion nennt man denjenigen religiösen Glauben und Cultus, welcher in der großen Mehrheit eines Volkes Wurzel gefaßt hat, und zu welchem es sich vorzugsweise bekennt. So ist z. B. die griechisch-katholische Religion die Volksreligion der Russen, die mohamedanische die der Türken, Araber, Nordafrikaner rc., die katholische die der Spanier, Franzosen, Italiener, die protestantische die der Schweden, der Jehovahcultus die jüdische Volksreligion, der Buddaismus die Volksreligion der mittelasiatischen Nationen u. s. w. S. d. Art. Religion.

Volksrepräsentant, so viel wie Volksvertreter. S. die Art. Verfassung, Volksrechte, Volksvertreter.

Volksromane, s. Volkspoesie.

Volkssagen, s. ebendaselbst und Volksmährchen.

Volksschriften, s. Volksbücher und Volkspoesie. Zur Ergänzung tragen wir noch folgende Bemerkungen des Meyer'schen Conversations-Lexicons nach:

Volksschriften sind diejenigen Schriften, welche zunächst für die untersten Stände des Volks zu deren Bildung, Belehrung und Unterhaltung bestimmt sind, also im weitesten Kreise verständlich sein müssen. Man unterscheidet a) eigentliche Volksschriften, die im Geiste und in der eigenthümlichen Anschauungsweise jedes Volksstammes geschriebenen, also volksthümlichen Schriften, zunächst Volksromane und Sittenschilderungen, die demnach für denjenigen Theil des Volks geschrieben sind, bei welchem schon ein höherer, ja ein sehr hoher Grad der Bildung sich voraussetzen läßt; — b) allgemeine populäre, die möglichst vielen verständlichen Schriften, meist mit dem

Zwecke, zu belehren und fortzubilden, und also nur für die weniger gebildete Volksklasse bestimmt. Allgemein anerkannt ist indessen diese Unterscheidung noch nicht; viele Unterhaltungsschriftsteller für das Volk begnügen sich mit einer nur im Allgemeinen populären Darstellung unter Festhaltung der modernen, den vornehmen Ständen eigenthümlichen Anschauungsweise. Vollendete Muster volksthümlicher Schreibart hat nach Hebel's Vorgang der Schweizer Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bizius in Lützelflüh bei Bern) geliefert; mehr für gebildete Leser, obwohl nicht minder ausgezeichnet sind die Schwarzwäldler Dorfgeschichten von Berth. Auerbach, welche vielfach nachgeahmt worden sind, und nicht nur der Unterhaltungsliteratur der gebildeten Stände eine neue, schon jetzt sichtbare Richtung geben, sondern auch zur allgemeinen Anerkennung einer volksthümlichen Unterhaltungsliteratur für das Volk wesentlich beitragen werden. Besonders auf die Fassungskraft ausschließlich der untersten Stände des Volks berechnete Schriften wurden erst seit den Aufklärungsbestrebungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben; da sie jedoch allzu einseitig auf Belehrung berechnet waren, und anstatt die Fortentwickelung der Volksbildung unter Erhaltung und auf Grund des ihm Eigenthümlichen zu bezwecken, alles Volksthümliche völlig verkannten und verachteten, so haben sie überall nur oberflächlich auf das Volk eingewirkt, und ein unter Landleuten ziemlich allgemein verbreitetes Mißtrauen gegen eigens für das Volk geschriebene Bücher hervorgerufen, welches sich namentlich in der Liebe und Anhänglichkeit an seine alten Volksbücher kundgiebt. Der zu hohe Preis der meisten Schriften für das Volk und der wenigstens für den Landmann unbequeme Vertrieb derselben durch die Buchhandlungen allein, gab in neuester Zeit Anlaß

zur Gründung von Volksschriften-Vereinen, welche gegen einen bestimmten Jahresbeitrag eine Anzahl von Schriften abliefern. Der Zwickauer Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften (seit 1841), welcher 1845 über 10,000 Mitglieder zählte, verbreitet fast ausschließlich im eigenen Verlage erschienene Schriften; ganz ähnlich ist der Würtemberger Volksschriften-Verein (seit 1843) organisirt, der zwar bis jetzt noch keine so hohe Mitgliederzahl erreicht hat, aber gute Schriften verbreitet; der Zschokke-Verein zu Magdeburg (seit 1844) und der Dortmunder Volksschriften-Verein haben bisher noch keine Schriften selbst verlegt, scheinen aber auch nur in engern Kreisen zu wirken. Neuerdings ist ein Norddeutscher (Berliner) Volksschriftenverein gestiftet worden, der den Vertrieb seiner Schriften einer Buchhandlung völlig überläßt und nur die Herbeischaffung geeigneter Manuskripte sich zur Aufgabe stellt. Die oben angedeutete Schwierigkeit, den für das Volk bestimmten Schriften bei demselben wirklich Eingang zu verschaffen, hat in neuerer Zeit eine große Anzahl von Volksblättern und Volkskalendern hervorgerufen, von denen erstere selten Glück gemacht, auch immer nur Mittelmäßiges geleistet haben; letztere dagegen haben zum Theil großen Anklang gefunden, in Preußen namentlich die Volkskalender von Gubitz und L. Steffens, meist wegen der eingedruckten trefflichen Holzschnitte; in Sachsen der in Grimma erscheinende Ameisen-Kalender. Der Text dieser Kalender ist indessen nicht volksmäßig, und erst B. Auerbach's „Gevattersmann" (seit 1845) kann Hebel's „Rheinländischem Hausfreunde" an die Seite gestellt werden. Das Vollendetste in formeller Hinsicht leistet wahrscheinlich der in Freiburg in Baden erscheinende „Kalender für

Zeit und Ewigkeit," welcher aber die entschiedensten römisch-katholischen Grundsätze predigt.

Volksschriftsteller sind 1) Schriftsteller, die allgemein als trefflich und schön anerkannt werden, demnach so viel als klassische Schriftsteller einer Nation; 2) Schriftsteller, welche Volksschriften verfaßt haben oder verfassen. Wie die Volksschriften zerfallen natürlich auch die Volksschriftsteller in die dort angegebenen zwei Klassen, von denen die eine für den gebildeten Theil des Volkes Volksthümliches, die andere für den weniger gebildeten Theil desselben der Fassungskraft desselben Angemessenes schreibt. Zu den Volksschriftstellern der ersten Klasse gehören in Deutschland, außer den klassischen Dichtern, noch: André, Demme, Engel, Feßler, Hermes, Jacobi, Knigge, Krummacher, Lafontaine, Moritz, J. G. Müller, Pischon, Jacobs, Rochlitz, Sintenis, Starke, Thieme, Pestalozzi, Wünsch, Zöllner; für beide Klassen arbeiteten Gellert, Hebel und Zschokke, ferner Becker, Feddersen, Fröbing, Götze, Hellmuth, Lossius, Ramann, Salzmann, Steinbeck, Streithorst, Struve, Wagner, Wagnitz; in neuester Zeit die schon genannten Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bizius bei Bern), Auerbach, Nieritz, Preusker, Zittel, Rob. Haas, Ruppius; in Bezug auf politische Gegenstände Nauwerk, Held, Dronke, Ferd. Stolle (der Dorfbarbier und viele Andere, die in den Tagen wirklicher Preßfreiheit in Deutschland die kleinen Zeitschriften belebten. — Zu den Volksschriftstellern gehören endlich die Volksdichter, d. h. die Dichter aus dem Volk, die, ohne wissenschaftliche Bildung, von ihrem Talent allein beim Schaffen unterstützt werden, und besser Naturdichter genannt würden, so wie alle guten Dialektdichter.

Volksschule. Zunächst wollen wir eine allgemeine Erklärung des Begriffs „Volksschule" geben, und dann auf die Geschichte und Entwickelung des Volksschulwesens überhaupt einen speciellen Blick werfen, vorzugsweise aber dabei das Deutsche Volksschulwesen im Auge behalten, da man bei keiner andern Nation in dem vollen Sinne des Wortes von einer Volksschule sprechen kann.

Volksschule, die Schule, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, welche, so weit dies bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre geschehen kann, die Kenntnisse und Fertigkeiten mittheilt und zu derjenigen Bildung erziehend beiträgt, die ein jeder Mensch bedarf, er mag im hohen oder im niederen Stande, in einem einfachen, hauptsächlich auf körperliche Thätigkeit sich beschränkenden Berufe thätig sein, oder in einem solchen, der eine weitere wissenschaftliche Ausbildung der mancherlei in der Volksschule nicht zu erwerbenden Kenntnisse und Fertigkeiten fordert. Welches sind denn aber nun die Kenntnisse, und welches ist der Grad von Bildung, der für einen Jeden in jedem Stande und für jeden Beruf theils unbedingt nothwendig, theils höchst wünschenswerth ist? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu nächst auf die Aufgabe der Volksschule hinsichtlich de s Unterrichts, d. h. auf die Disciplinen, welche in der Volksschule gelehrt werden sollen. Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Weltkunde (Naturgeschichte, Geschichte, Geographie), Muttersprache und Religion werden die Gegenstände sein, in welchen in der Volksschule zu unterrichten ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die Methoden einzugehen, nach welchen die einzelnen Lehrgegenstände zu behandeln sind; nur das Ziel, was die Volksschule in den einzelnen Fächern erreichen soll, mag kurz angedeutet werden. Daß die Schüler fertig, sicher und dem Inhalte angemessen lesen (die letzte Forderung

setzt natürlich ein Verständniß des zu Lesenden voraus), daß sie deutlich, schön und orthographisch richtig schreiben, daß sie richtig, gewandt und rasch rechnen lernen, so weit es das gewöhnliche bürgerliche Leben verlangt, daß sie namentlich bis zum fertigen Lösen von Regel-de-tri-Aufgaben, wobei auch die Zinsrechnung besonders zu beachten ist, kommen, dabei einige Bekanntschaft mit den Verhältnissen der am häufigsten ihnen vorkommen Münzen, Maaße und Gewichte erhalten — dies sind Forderungen, welche unbedingt an die Volksschule gestellt werden müssen, und die zu erfüllen sie auch hinreichende Mittel hat. Auf den Gesangunterricht muß ein großer Werth gelegt werden; durch ihn kann und soll die Schule am tiefsten, fruchtbarsten und nachhaltigsten auf wahre Volksbildung einwirken, und sie muß auf ihn um so größere Sorgfalt schon um deswillen wenden, weil sie dadurch auch das kirchliche Leben hebt und fördert. Ein eigenthümlicher Vorzug des Gesanges ist es, daß sich in ihm die Tonkunst mit der Dichtkunst vereinigt, und deshalb möge auch der Lehrer nicht versäumen, die Texte der Gesänge dem Gedächtnisse zu bewahren. Der Unterricht in der Weltkunde (ein nicht unzweckmäßiger Ausdruck, den Goltzsch gewählt hat) umfaßt Geographie, Naturgeschichte und Geschichte. Nachdem das Kind eine Kunde von seiner Heimath erlangt hat, mit dem Boden und seinen Erzeugnissen, mit den Thieren, die darauf leben, mit den Menschen nach ihren vielfältigen Einwirkungen auf die leblosen und lebenden Naturdinge und nach den äußeren und inneren Beziehungen, in welche dadurch die Menschen zu einander treten, mit den Naturkräften und ihren auffallendsten Erscheinungen, mit dem Himmelsgewölbe und den Bewegungen und Einwirkungen von Sonne und Mond in mannigfacher Weise bekannt gemacht worden ist, muß zunächst in diese Kenntnisse Zu-

sammenhang gebracht werden, und wenn dies geschehen, hat der Lehrer hinlängliche Mittel erlangt, um das Kind aus den engern Grenzen der Heimath hinauszuführen in weitere Kreise, seinen Blick auf das Ganze der Erde zu richten, ihm von den wichtigsten Ländern derselben und ihren Produkten, so wie von den Völkern, die da wohnen und gewohnt haben (Geschichte), so viel erzählen, als es der Zweck der Volksschule und die künftige Lebensstellung der Kinder erforderlich und wünschenswerth macht. Hierzu ist nun hauptsächlich das Schul-Lesebuch zu benutzen. Der Unterricht in der Muttersprache hat die Aufgabe, es in methodischer Weise dahin zu bringen, daß die Kinder nicht bloß selber ordentlich lesen und die Rede Anderer verstehen können, sondern daß sie auch im Stande sind, die in ihrem Gesichtskreise, der sich überdies allmälig erweitert, liegenden eigenen und fremden Gedanken faßlich, und in angemessener Weise schriftlich (als Aufsatz) darzustellen. Es ist die Erreichung dieses Zieles eine der schwierigsten Aufgaben für den Volksschullehrer, und wenn irgend wo, so mag er hier sich gewissenhaft nach einer zweckmäßigen Methode, aber auch nach einem zweckmäßig eingerichteten Lesebuche umsehen, welches Veranlassung zur Aneignung passenden Stoffes und zum vielfachen Denken und Nachdenken giebt. Unbedingt der wichtigste Unterrichtsgegenstand für die Volksschule ist der Religionsunterricht; er ist die Krone allen Unterrichts, und die aus ihm hervorgehende religiös-sittliche Bildung die Krone aller Bildung. Der Kirche vorzuarbeiten und die Kinder der religiösen Gemeinschaft, der sie nach dem Bekenntnisse der Gemeinde zugehören, wohl vorbereitet zuzuführen und ihnen eine religiös-sittliche Grundlage mit in das Leben hinauszugeben, auf der sich sicher fortbauen läßt — das

ist die Aufgabe des Religionsunterrichts in der Volksschule.

Die Lösung der Aufgabe der Volksschule hängt hauptsächlich, und hier mehr als anderswo, von den Lehrern ab. In der Regel, und auf dem Dorfe zumal, hat die ganze Jugend, welche die Volksschule besucht, einen einzigen Lehrer; was er Gutes leistet, ist sein Verdienst, was er verfehlt und versäumt, kann nicht leicht wieder gut gemacht werden, da Kollegen, welche ergänzend oder verbessernd eingreifen könnten, nicht vorhanden sind. In den städtischen niederen Bürgerschulen, denen einige Klassen hindurch im Ganzen die oben bezeichnete Aufgabe der Volksschule ebenfalls zugewiesen ist, ist das Verhältniß günstiger, weil, wenn auch nur jede Klasse einen Lehrer hat, doch mit den verschiedenen Klassen die Lehrer wechseln. Ist dies auch in mancher anderen Beziehung nicht vortheilhaft, so hat es doch gewiß den Nutzen, daß damit die Möglichkeit geboten ist, theilweise in der folgenden Klasse noch gut zu machen, was von dem Lehrer der vorhergehenden Klasse versäumt worden sein könnte. Damit aber fehlerhafter Unterricht und fehlerhafte Erziehung eben nicht, oder doch nur als seltene Ausnahmen vorkommen können, hat man vor allen Dingen für tüchtige Lehrer zu sorgen, und hat man diese gebildet, so mag man ihnen eine Stellung geben, daß sie ihr Amt mit Freuden verrichten könnten, und nicht mit Seufzen. Daß zunächst und vor allen Dingen Nahrungssorgen von ihnen genommen werden müssen, versteht sich, trotz aller Deklamationen dagegen, so von selbst, daß man kein Wort mehr darüber zu verlieren braucht. Aber auch die Stellung des Lehrers in der Schule muß eine seinem hohen Berufe entsprechende sein. Mag man ihn unterordnen dem Staate oder der Kirche, nie darf die Unterordnung so weit gehen, daß seine unterrichtende und

erziehende Selbstständigkeit weiter eingeschränkt werde, als es die Grundsätze einer gesunden Pädagogik erlauben, und als es die Gesetze des Staates und das wohlverstandene Interesse der religiösen Gemeinschaft, welcher die Volksschule angehört, unumgänglich erfordern. Seinen Schülern gegenüber muß der Lehrer und folglich auch der Lehrer der Volksschule Herr und Meister sein. Der Lehrer muß zu den Kindern und diese zu ihm in ein ähnliches Verhältniß gesetzt werden, wie der Vater zu den Kindern und diese zu dem Vater stehen. Eine höhere Stellung, als die eines Stellvertreters und Beauftragten der Eltern, ist für die Lehrer nicht denkbar: sie erreicht natürlich die der Auftraggeber an Höhe nicht. Es fällt ihm nur ein Theil der elterlichen Pflichten für eine eng bemessene Zeit, nur ein geringer Theil der elterlichen Rechte und Machtvollkommenheit zu; er kann in ein so tief innerliches Verhältniß zu seinen Schülern nicht gelangen, als in welches diese zu den Eltern durch Gott unmittelbar versetzt sind; aber seine Stellung hat dadurch etwas Ausgezeichnetes, daß er der Beauftragte so vieler Eltern ist und somit einer großen Kinderschaar, einer ganzen heranwachsenden Gemeinde mit einer auf ihn übertragenen Autorität göttlichen Ursprungs gegenüber steht, durch deren Anerkennung Seitens der Kinder ein sittliches Gesammtleben sich bildet von tiefer Bedeutung und möglicher Weise ganz unschätzbarem Werthe. Der Lehrer ist in der Schule der Träger des im Ganzen sich erzeugenden und entwickelnden geistigen Lebens, und die Gestaltung des Schullebens und dessen bildende Macht hängt wesentlich ab von dem persönlichen sittlichen Werthe des Lehrers. Es wird von ihm, wenn er seine Stellung richtig auffaßt, eine das ganze Schulleben begründende, lebendige Macht ausgehen, von der alle Schüler erfaßt, beherrscht und bestimmt werden, und die durch das ge-

genseitige, unbewußte Einwirken auf einander, also befestigt wird, daß die Kinder von einem Unterschiede des Willens des leitenden Hauptes und der geleiteten Glieder des Ganzen kaum etwas erkennen, in den Schulordnungen, Gesetzen, Sitten, Gewöhnungen und Regeln der vereinigte Wille beider zur Erscheinung kommt, und es somit nur selten der Zwangs- und Strafmittel zur Unterwerfung des widerstrebenden der einzelnen, im elterlichen Hause Verwahrlosten bedürfen wird.

Weiß sich der Lehrer in der Volksschule zu seinen Kindern in das eben geschilderte Verhältniß zu setzen, so wird es ihm um so leichter werden, die vielen Hindernisse zu überwinden, oder doch wenigstens theilweise zu beseitigen, welche ihm die Erfüllung seines Berufes und die Erreichung seines Zweckes erschweren. Zu diesen Hindernissen gehört hauptsächlich der Umstand, daß die meisten Volksschulen, und die auf dem Lande in der Regel, Schüler ganz verschiedenen Alters und ganz verschiedener Bildungsstufen, wenn auch nicht in einer Abtheilung, doch in einer Klasse vereinigen, daß die verschiedenen Abtheilungen gleichzeitig in demselben Schulzimmer sitzen und doch nicht immer gleichmäßig unterrichtet werden können, daß also der Lehrer, wenn er der einen Abtheilung seine Thätigkeit widmet, die andern größtentheils sich selber überlassen muß. Denn daß das Bearbeiten von Aufgaben und ähnliche Beschäftigungen die Kinder nicht so in Anspruch nimmt, als wenn des Lehrers Wort und Unterricht unmittelbar sie anregt, ist eine Thatsache, die man in jeder Schule erfahren kann. Die oft hemmende Einwirkung des Hauses, wodurch viele Kinder abgezogen werden von der Vorbereitung zur Schule und abgehalten vom Besuche derselben, zeigt sich ferner nirgends stärker, als bei der Volksschule. Arbeiten im Hause und auf dem Felde nehmen besonders

auf dem Lande die Kinder, sobald sie einigermaßen herangewachsen sind, schon gar sehr in Anspruch, und nicht bloß nach und vor der Schulzeit; es giebt Eltern genug, denen es auf eine Anzahl Schulversäumnisse mehr oder weniger nicht ankommt. Daß endlich auch die Armuth so vieler Kinder, welche auf die Volksschule angewiesen sind, einer ersprießlichen Thätigkeit des Lehrers sehr entgegenwirkt, kann man schon daraus schließen, daß dieselben oft nicht im Stande sind, auch nur die einfachsten Unterrichtsmittel sich anzuschaffen. Und nicht überall wird durch bereite Unterstützung diesem Uebelstande abgeholfen. Dieses Alles muß man wohl berücksichtigen, wenn man sich über die Wirksamkeit und den Einfluß der Volksschule ein richtiges Urtheil bilden will. Dieser Einfluß ist bald unterschätzt, bald überschätzt worden. Daß die Volksschule mehr vermag, als bloß die Elemente des nothwendigsten Wissens zu geben, daß sie für die religiös-sittliche Entwickelung der Jugend und folglich ganzer Generationen von der größten Bedeutung ist, daß eine schlechte Schule eine ganze Gemeinde verderben, eine gute den geistigen und sittlichen Gehalt derselben sehr vermehren kann, bezeugt die Erfahrung. Allein von der Volksschule allein die sittliche Wiedergeburt der Völker oder die Verbesserung des ganzen socialen Zustandes und damit zusammenhängend die politische Umgestaltung der Staaten erwarten, ist eine Täuschung, welcher sich nur der hingeben kann, der vor lauter Idealen die Wirklichkeit nicht sieht. Auch das ist noch zu viel, wenn man von der Volksschule verlangt, daß sie allein die Fehler der häuslichen Erziehung wieder gut machen, sie allein den sittlichen Zustand des Volkes verbessern, Liebe zum Vaterlande, zu dessen Oberhaupt und Verfassung begründen, Zufriedenheit mit den Staatseinrichtungen erzeugen und Empörung und Revolution verhindern soll. Bedenkt

man denn nicht, daß die Volksschule ihre Kinder bis zum dreizehnten, höchstens vierzehnten Jahre hat, und auch da nur den kleinsten Theil des Tages, daß sie dieselben entläßt in einem Lebensalter, wo von der bestimmten, festen Richtung des Willens, welche für ein wesentliches Merkmal des Charakters gilt, kaum noch die Rede sein kann? Bedenkt man denn nicht, daß schon während der Schulzeit, und noch mehr, nachdem dieselbe verflossen ist, neben dem Einfluß der Schule noch ganz andere Einflüsse sich geltend machen, die auf das empfängliche Gemüth der Kinder einwirken, daß nach dem vierzehnten Jahre recht eigentlich erst die Entwickelung und Ausbildung des sittlichen Willens zum Guten oder Bösen beginnt, daß Einsicht und Wissen in allen diesen Fragen, die das Leben angehen, hauptsächlich durch die Erfahrung des Lebens erworben werden? Der Geist der Familie, welcher der Knabe oder das Mädchen angehörten, der Gemeinde, in welcher sie leben, die Verhältnisse, in die sie kommen — Alles dies sind Potenzen, die außer der Schulbildung und viel mächtiger als diese auf die sittliche Entwickelung einwirken. Beklagt sich die Kirche über irreligiösen Sinn ihrer Glieder, so hat sie deswegen noch kein Recht, die Ursachen davon der Volksschule zuzuschreiben; sie mag zunächst sich selbst fragen, wie viel sie verschuldet hat; und giebt es Staatsmänner, welche im Ernste glauben, daß die Volksschule es in ihrer Gewalt habe, die Leute mit den staatlichen Zuständen zufrieden oder unzufrieden zu machen, so scheinen diese eben die Bedingungen der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Volkes mit seiner politischen Lage nicht zu kennen. Die Geschichte lehrt ja deutlich genug, daß die Ursachen der Revolutionen ganz wo anders liegen, als in der Volksschule. Es ist deshalb nicht zu rechtfertigen, wenn man neuerdings von so vielen Seiten der Volksschule in Deutsch-

land den Vorwurf macht, als trage sie die Schuld an den Ereignissen des Jahres 1848. Wer diesen Vorwurf macht, stellt weder seiner Geschichtskenntniß, noch seiner Logik ein glänzendes Zeugniß aus. Wenn er übrigens bei dem Vorwurfe bliebe, so könnte sich die Volksschule mit dem Gedanken trösten, daß sich bald das Urtheil anders herausstellen werde; aber eine einflußreiche und mächtige Partei beutet denselben aus und benutzt ihn, um der Volksschule die Fesseln wieder anzulegen, die sie in so vielen Ländern abgeschüttelt hat. Es ist das die Partei, welche unter dem Volke recht viel Glauben, aber sehr wenig Wissen verbreiten möchte, und die mit allen Mitteln dahin strebt, sich die Herrschaft über die Volksschule und die ausschließliche Leitung derselben zu sichern. Wem gebührt denn aber die Leitung der Volksschule, oder welche Stellung soll dieselbe zum Staate oder zur Kirche einnehmen? Als noch die Hierarchie über die Geister und über die Anstalten, in denen sie gebildet wurden, herrschte, war auch die Volksschule reine Kirchenanstalt und gewissermaßen Eigenthum der Kirche. Jetzt ist es in vielen Staaten anders. Der Staat hat das ganze Erziehungswesen und so auch die Volksschule in seine Oberaufsicht genommen, ohne daß aber deshalb die Volksschulen unmittelbare Staatsanstalten und die Lehrer Staatsdiener wären. Vielmehr sind sie zunächst Gemeindeanstalten, und deshalb ist die Unterhaltung derselben und die Besoldung des Lehrers zunächst eine Pflicht der Gemeinde. Reichen deren Mittel nicht aus, so muß der Staat subsidiarisch eintreten; fehlt bei einer Gemeinde (und dies kommt leider oft genug vor) der gute Wille, so muß ebenfalls der Staat entscheidend eingreifen.

Seitdem der Kampf wegen der Emancipation der Schule geführt worden ist, ist vielfach davon die Rede gewesen, daß auch die Volksschulen unmittelbare

Staatsanstalten werden müßten. Es hat dies jedoch jedenfalls sein Bedenken, und am allerwenigsten dürften Diejenigen für die eben ausgesprochene Ansicht kämpfen, welche wollten, daß überall ein freies Gemeindeleben herrschen sollte. Die Gemeinde soll und muß Interesse an einem so wichtigen Gegenstande, wie ihre Schule ist, behalten, und dies wird nicht der Fall sein, wenn die Volksschule Staatsanstalt wird und wenn die Gemeinde sich gar nicht um dieselbe zu bekümmern braucht. Jede einzelne Schule, welche die Zwecke der Volksschule verfolgt, geht zunächst aus dem Bedürfnisse einer bestimmten Gemeinde hervor und wirkt auf diese bestimmte Gemeinde zunächst zurück; deshalb ist sie zunächst Gemeindeanstalt. Man hat in neuester Zeit ferner wieder mit einem gewissen Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Volksschule, ja die Schule überhaupt, vorzugsweise oder sogar ausschließlich kirchliche Anstalt sei, und daß dieser Charakter streng festgehalten werden müsse. Nun ist es wohl klar, daß die Volksschule nicht in feindlichem Gegensatz zum religiösen Leben und Glauben des Volkes stehen darf; man wird in einer christlichen Gemeinde keine antichristliche Richtung der Schule dulden. Die Volksschule hat sich in ihrem Unterricht an die Bekenntnißschriften der Kirche zu halten, der sie angehört; die unmündigen Kinder sind es nicht, die man zu Schiedsrichtern über die dabei in Betracht kommenden Streitfragen zu machen hat. Aber aus dieser Forderung folgt noch nicht, daß der Kirche die Herrschaft über die Volksschule von Rechtswegen gebühre, und weil in der christlichen Volksschule ein lauteres und reines Christenthum gelehrt werden soll, so braucht doch aus diesem Grund noch nicht die Kirche als solche die Aufsicht über die Dinge zu haben, die in der Volksschule zu treiben höchst nothwendig ist, die aber mit dem Christenthum gar nichts zu thun ha-

ben. Am allerwenigsten darf man aber dem Lehrer der Volksschule den Religionsunterricht entziehen und in die Hände der Geistlichen legen wollen; man darf nicht dem, dem die Erziehung der Kinder, so weit die Schule erziehen kann, anvertraut ist, die Krone aller Unterrichtsgegenstände nehmen. Hält man eine Ueberwachung für nothwendig, so kann diese ja immer durch die Geistlichen geschehen, die ja überhaupt für die nächsten Vorgesetzten der Volksschullehrer, besonders auf dem Lande gelten. Ist man einmal der Meinung, daß der Volksschullehrer immer einen Inspektor in der Nähe brauche, so ist es wohl das Nächste, daß man in den Dörfern die Geistlichen dazu nimmt; nur ist dann darauf zu sehen, daß die betreffenden Geistlichen pädagogische Kenntnisse, und zwar nicht bloß oberflächliche, besitzen. Die Oberaufsicht über die Gesammtheit der Volksschulen gehört aber jedenfalls einer Behörde aus Fachmännern und Sachkennern.

Fichte äußerte sich in einer seiner berühmtesten Reden im Jahre 1808 in Bezug auf Volksschulwesen und Nationalerziehung der Deutschen folgendermaßen:

„Wir haben die Erziehung als die höchste und dermalen sich einzig aufdringende Angelegenheit der deutschen Vaterlandsliebe aufgestellt, und wollen an diesem Bande die Verbesserung und Umschaffung des gesammten Menschengeschlechts zuerst in die Welt einführen. Jene Vaterlandsliebe aber soll zunächst den deutschen Staat, allenthalben wo Deutsche regiert werden, begeistern, und den Vorsitz haben, und die treibende Kraft sein, bei allen seinen Beschlüssen. Der Staat also wäre es, auf welchen wir zuerst unsere erwartenden Blicke zu richten hätten.

Wird dieser unsere Hoffnungen erfüllen? Welches sind die Erwartungen, die wir, immer, wie sich versteht, auf keinen besonderen Staat, sondern auf ganz

Deutschland sehend, nach dem Bisherigen von ihm fassen können.

Im neuern Europa ist die Erziehung ausgegangen nicht eigentlich vom Staate, sondern von derjenigen Gewalt, von der die Staaten meistens auch die ihrige hatten, von dem himmlisch geistigen Reiche der Kirche. Diese betrachtete sich nicht sowohl als ein Bestandtheil des irdischen Gemeinwesens, sondern vielmehr als eine demselben ganz fremde Pflanzstatt aus dem Himmel, die abgesandt sei, diesem auswärtigen Staate allenthalben, wo sie Wurzel fassen konnte, Bürger anzuwerben; ihre Erziehung ging auf nichts Anderes, denn daß die Menschen in der andern Welt keinesweges verdammt, sondern selig würden. Durch die Reformation wurde diese kirchliche Gewalt, die übrigens fortfuhr, sich eben so anzusehen, wie bisher, mit der weltlichen Macht, mit der sie bisher gar oft sogar im Widerstreite gelegen hatte, nur vereinigt; dies war der ganze Unterschied, der in dieser Rücksicht aus jener Begebenheit erfolgte. Es blieb daher auch die alte Ansicht des Erziehungswesens. Auch in den neuesten Zeiten, und bis auf diesen Tag, ist die Bildung der vermögenderen Stände als eine Privatangelegenheit der Eltern betrachtet worden, die sie nach eigenem Gefallen einrichten möchten, und die Kinder dieser wurden in der Regel nur dazu angeführt, daß sie sich selbst einst nützlich würden; die einzige öffentliche Erziehung aber, die des Volks, war lediglich Erziehung zur Seligkeit im Himmel; die Hauptsache war ein wenig Christenthum und Lesen, und falls es zu erschwingen war, Schreiben, Alles um des Christenthums willen. Alle andere Entwickelung der Menschen wurde dem ohngefähren und blind wirkenden Einflusse der Gesellschaft, in welcher sie aufwuchsen, und dem wirklichen Leben selbst überlassen. Sogar die Anstalten zur gelehrten Erziehung waren vorzüg-

lich auf die Bildung von Geistlichen berechnet; dies war die Hauptfakultät, zu der die übrigen nur den Anhang bildeten, und meistens auch nur den Abgang von jener abgetreten erhielten.

So lange Diejenigen, die an der Spitze des Regiments standen, über den eigentlichen Zweck desselben im Dunkeln blieben, und selbst für ihre eigene Person ergriffen waren von jener gewissenhaften Sorge für ihre und andere Seligkeit, konnte man auf ihren Eifer für diese Art der öffentlichen Erziehung und auf ihre ernstlichen Bemühungen dafür sicher rechnen. Sobald sie aber über den ersten in's Klare kamen, und begriffen, daß der Wirkungskreis des Staates innerhalb der sichtbaren Welt liege, so mußte ihnen einleuchten, daß jene Sorge für die ewige Seligkeit ihrer Unterthanen ihnen nicht zur Last fallen könne, und daß, wer da selig werden wolle, selbst sehen möge, wie er es mache. Sie glaubten von nun an genug zu thun, wenn sie nur die aus gottseligeren Zeiten herrührenden Stiftungen und Anstalten ihrer ersten Bestimmung fernerhin überließen; so wenig angemessen und ausreichend dieselben auch für die ganz veränderten Zeiten sein mochten, ihnen mit Ersparung an ihren anderweitigen Zwecken selbst zuzulegen, hielten sie sich nicht für verbunden, thätig einzugreifen, und das zweckmäßige Neue an die Stelle des Veralteten und Unbrauchbaren zu setzen, nicht für berechtigt, und auf alle Vorschläge dieser Art war die stets fertige Antwort: hierzu habe der Staat kein Geld. Wurde ja einmal eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, so geschah es zum Vortheile der höheren Lehranstalten, die einen Glanz weit umher verbreiten und ihren Beförderern Ruhm bereiten; die Bildung derjenigen Klasse aber, die der eigentliche Boden des Menschengeschlechts ist, aus welcher die höhere Bildung sich immerfort ergänzt, und auf welche

die letztere fortdauernd zurückwirken muß, die des Volks, blieb unbeachtet, und befindet sich seit der Reformation bis auf diesen Tag im Zustande des steigenden Verfalles.

Sollen wir nun für die Zukunft und von Stund an für unsere Angelegenheiten vom Staate eine bessere Hoffnung fassen können, so wäre es nöthig, daß derselbe den Grundbegriff vom Zwecke der Erziehung, den er bisher gehabt zu haben scheint, mit einem ganz andern vertausche; daß er einsehe, er habe mit seiner bisherigen Ablehnung der Sorge für die ewige Seligkeit seiner Mitbürger vollkommen Recht, indem es für diese Seligkeit gar keiner besonderen Bildung bedürfe, und eine solche Pflanzschule für den Himmel, wie die Kirche, deren Gewalt zuletzt ihm übertragen worden, gar nicht stattfinde, aller tüchtigen Bildung nur im Wege stehe und des Dienstes entlassen werden müsse; daß es dagegen gar sehr der Bildung für das Leben auf der Erde bedürfe, und daß aus der gründlichen Erziehung für dieses sich die für den Himmel, als eine leichte Zugabe, von selbst ergebe. Der Staat scheint bisher, je aufgeklärter er zu sein meinte, desto fester geglaubt zu haben, daß er, auch ohne alle Religion und Sittlichkeit seiner Bürger, durch die bloße Zwangsanstalt seinen eigentlichen Zweck erreichen könne, und daß in Absicht jener diese es halten möchten, wie sie könnten. Möchte er aus den neuen Erfahrungen wenigstens dies gelernt haben, daß er das nicht vermag, und daß er gerade durch den Mangel der Religion und der Sittlichkeit dahin gekommen ist, wo er sich dermalen befindet.

Möchte man ihn, in Absicht seines Zweifels, ob er auch wohl das Vermögen habe, den Aufwand einer Nationalerziehung zu bestreiten, überzeugen können, daß er durch diese einzige Ausgabe seine meisten übrigen auf die wirthschaftliche Weise besorgen, und daß,

wenn er diese nur übernimmt, er bald nur diese einzige Hauptausgabe haben werde. Bis jetzt ist der bei weitem größte Theil der Einkünfte des Staats auf die Unterhaltung stehender Heere gewendet worden. Den Erfolg dieser Verwendung haben wir gesehen. Dies reicht hin; denn tiefer in die besonderen Gründe dieses Erfolgs, aus der Einrichtung dieser Heere, einzugehen, liegt außerhalb unsers Plans. Dagegen würde der Staat, der die von uns vorgeschlagene Nationalerziehung allgemein einführte, von dem Augenblicke an, da ein Geschlecht der nachgewachsenen Jugend durch sie hindurch gegangen wäre, gar keines besonderen Heeres bedürfen, sondern er hätte an ihnen ein Heer, wie es noch keine Zeit gesehen. Jeder Einzelne ist zu jedem möglichen Gebrauche seiner körperlichen Kraft vollkommen geübt, und begreift sie auf der Stelle, zur Ertragung jeder Anstrengung und Mühseligkeit gewöhnt, sein in unmittelbarer Anschauung aufgewachsener Geist ist immer gegenwärtig und bei sich selbst, in seinem Gemüthe lebt die Liebe des Ganzen, dessen Mitglied er ist, des Staats und des Vaterlandes, und vernichtet jede andere selbstische Regung. Der Staat kann sie rufen und unter Waffen stellen, sobald er will, und kann sicher sein, daß kein Feind sie schlägt. Ein anderer Theil der Sorgfalt und der Ausgaben in weise regierten Staaten ging bisher auf die Verbesserung der Staatswirthschaft im ausgedehntesten Sinne und in allen ihren Zweigen, und es ist hierbei durch die Ungelehrigkeit und Unbehülflichkeit der niederen Stände manche Sorgfalt und mancher Aufwand vergebens gemacht worden, und die Sache hat allenthalben nur geringen Fortgang gehabt. Durch unsere Erziehung erhält der Staat arbeitende Stände, die des Nachdenkens über ihr Geschäft von Jugend auf gewohnt sind, und die schon sich selbst durch sich selbst zu hel-

fen Vermögen und Neigung haben; vermag nun noch überdies der Staat ihnen auf eine zweckmäßige Weise unter die Arme zu greifen, so werden sie ihn auf das halbe Wort verstehen und seine Belehrung sehr dankbar aufnehmen. Alle Zweige der Haushaltung werden ohne viele Mühe in kurzer Zeit einen Flor gewinnen, den auch noch keine Zeit gesehen hat, und dem Staate wird, wenn er ja rechnen will, und wenn er etwa bis dahin nebenbei auch noch den wahren Grundwerth der Dinge kennen lernen sollte, seine erste Auslage tausendfältige Zinsen tragen. Bisher hat der Staat für Gerichts- und Polizeianstalten Vieles thun müssen, und doch niemals genug für sie thun können; Zucht- und Verbesserungshäuser haben ihm Ausgaben gemacht, die Armenanstalten endlich erforderten, je mehr auf sie verwendet wurde, einen um so größeren Aufwand, und erschienen in der ganzen bisherigen Lage eigentlich als Anstalten, Arme zu machen. Die ersteren werden in einem Staate, der die neue Erziehung allgemein macht, sehr verringert werden, die letzteren gänzlich wegfallen. Frühe Zucht sichert vor der späteren sehr mißlichen Zucht und Verbesserung; Arme aber giebt es unter einem also erzogenen Volke gar nicht.

Möchte der Staat und Alle, die denselben berathen, es wagen, seine eigentliche dermalige Lage in's Auge zu fassen und sie sich zu gestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übrig gelassen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat, ursprünglich und selbstständig, sich bewegen und etwas beschließen könne, außer diesem, der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieses thun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm ungeschmälert und unbeneidet überlassen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu

leisten, ist, als in die Augen springend und von Jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben und dieses durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigeren Nachkommenschaft machen, und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben. Jenes ersten Lebenszwecks verlustig, was könnten wir denn noch Anderes thun? Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urtheilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde. Ich hoffe, — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen, zu hoffen, — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeugen und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andere Mittel; es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken oder einigen Glauben beimessen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Belustigung für die Leser ihrer Jour-

nale gedeihen werde, wenn sie je erfahren, daß sich Jemand von der Erziehung so große Dinge verspreche.

Möge der Staat und diejenigen, die denselben berathen, sich nicht lässiger machen lassen in Ergreifung dieser Aufgabe durch die Betrachtung, daß der gehoffte Erfolg in der Entfernung liege. Wollte man unter den mannigfaltigen und höchst verwickelten Gründen, die unser dermaliges Schicksal zur Folge gehabt haben, das, was allein und eigenthümlich den Regierungen zur Last fällt, absondern, so würde sich finden, daß diese, die vor allen anderen verbunden sind, die Zukunft in's Auge zu fassen und zu beherrschen, beim Andrange der großen Zeitbegebenheiten auf sie immer nur gesucht, sich aus der unmittelbar gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, so gut sie es vermocht; in Absicht der Zukunft aber nicht auf ihre Gegenwart, sondern auf irgend einen Glückszufall, der den stetigen Faden der Ursachen und Wirkungen abschneiden sollte, gerechnet haben. Aber dergleichen Hoffnungen sind betrüglich. Eine treibende Kraft, die man einmal in die Zeit hat hinein kommen lassen, treibt fort und vollendet ihren Weg, und, nachdem einmal die erste Nachlässigkeit begangen worden, kann die zu spät kommende Besinnung sie nicht aufhalten. Des ersten Falles, bloß die Gegenwart zu bedenken, hat für's Nächste unser Schicksal uns überhoben; die Gegenwart ist nicht mehr unser. Mögen wir nur nicht den zweiten beibehalten, eine bessere Zukunft von irgend etwas Anderem zu hoffen, denn von uns selber. Zwar kann keinen unter uns, der zum Leben noch etwas mehr bedarf denn Nahrung, die Gegenwart über die Pflicht zu leben trösten; die Hoffnung einer besseren Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch athmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas Anderes gründen, denn auf ein sol-

ches, das er selbst für die Entwickelung einer Zukunft in die Gegenwart zu legen vermag. Vergönnen diejenigen, die über uns regieren, daß wir eben so gut auch von ihnen denken, als wir unter uns von einander denken, und als der Bessere sich fühlt; stellen sie sich an die Spitze des auch uns ganz klaren Geschäfts, damit wir noch vor unseren Augen dasjenige entstehen sehen, was die dem deutschen Namen vor unseren Augen zugefügte Schmach einst von unserm Andenken abwaschen wird!

Uebernimmt der Staat die ihm angetragene Aufgabe, so wird er diese Erziehung allgemein machen, über die ganze Oberfläche seines Gebiets, für jeden seiner nachgeborenen Bürger ohne alle Ausnahme; auch ist es allein diese Allgemeinheit, zu der wir des Staats bedürfen, indem zu einzelnen Anfängen und Versuchen hier und da auch wohl das Vermögen von wohlgesinnten Privatpersonen hinreichen würde. Nun ist allerdings nicht zu erwarten, daß die Eltern allgemein willig sein werden, sich von ihren Kindern zu trennen und sie dieser neuen Erziehung, von der es schwer sein wird, ihnen einen Begriff beizubringen, zu überlassen, sondern es ist nach der bisherigen Erfahrung darauf zu rechnen, daß jeder, der noch etwa das Vermögen zu haben glaubt, seine Kinder im Hause zu nähren, gegen die öffentliche Erziehung, und besonders gegen eine so scharf trennende und so lange dauernde öffentliche Erziehung, sich setzen wird. In solchen Fällen ist man nun, bei zu erwartender Widersetzlichkeit, von den Staatsmännern bisher gewohnt, daß sie den Vorschlag mit der Antwort abweisen: der Staat habe nicht das Recht, für diesen Zweck Zwang anzuwenden. Indem sie nun warten wollen, bis die Menschen im Allgemeinen den guten Willen haben, ohne Erziehung aber es niemals zu allgemeinem guten Willen kommen kann, so sind sie dadurch

gegen alle Verbesserung geschützt und können hoffen, daß es beim Alten bleiben wird bis an das Ende der Tage. Inwiefern dies nun etwa solche sind, welche entweder überhaupt die Erziehung für einen entbehrlichen Luxus halten, in Rücksicht dessen man sich so spärlich einrichten müsse, als möglich, oder die in unserm Vorschlage einen neuen wagenden Versuch mit der Menschheit erblicken, der da gelingen könne oder auch nicht, ist ihre Gewissenhaftigkeit zu loben; solchen, die von der Bewunderung des bisherigen Zustandes der öffentlichen Bildung und von dem Entzücken, zu welcher Vollkommenheit dieselbe unter ihrer Leitung emporgewachsen sei, eingenommen sind, läßt sich nun vollends gar nicht anmuthen, daß sie auf etwas, das sie nicht auch schon wissen, eingehen sollten; mit diesen insgesammt ist für unsern Zweck nichts zu thun, und es wäre zu beklagen, wenn die Entscheidung über diese Angelegenheit ihnen anheim fallen sollte. Möchten sich aber Staatsmänner finden und hierbei zu Rathe gezogen werden, welche vor allen Dingen durch ein tiefes und gründliches Studium der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt sich selbst Erziehung gegeben haben, denen es ein rechter Ernst ist mit ihrem Geschäfte, die einen festen Begriff vom Menschen und seiner Bestimmung besitzen, die da fähig sind, die Gegenwart zu verstehen, und zu begreifen, was eigentlich der Menschheit dermalen unausbleiblich Noth thut; hätten diese aus jenen Vorbegriffen etwa selbst eingesehen, daß nur Erziehung vor der außerdem unaufhaltsam über uns hereinbrechenden Barbarei und Verwilderung uns retten könne, schwebte ihnen ein Bild vor von dem neuen Menschengeschlechte, das durch diese Erziehung entstehen würde, wären sie selbst innig überzeugt von der Unfehlbarkeit und Untrüglichkeit der vorgeschlagenen Mittel, so ließe von solchen sich auch erwarten, daß sie zugleich begriffen, der Staat, als

höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, habe das vollkommene Recht, die letzteren zu ihrem Heile auch zu zwingen. Wo giebt es denn dermalen einen Staat, der da zweifle, ob er auch wohl das Recht habe, seine Unterthanen zu Kriegsdiensten zu zwingen, und den Eltern zu diesem Behuf die Kinder wegzunehmen, ob nun eins von beiden oder beide wollen oder nicht wollen? Und dennoch ist dieser Zwang, zu Ergreifung einer dauernden Lebensart wider den eigenen Willen, weit bedenklicher und häufig von den nachtheiligsten Folgen für den sittlichen Zustand und für Gesundheit und Leben der Gezwungenen; da hingegen derjenige Zwang, von dem wir reden, nach vollendeter Erziehung die ganze persönliche Freiheit zurückgiebt, und gar keine anderen denn die heilbringendsten Folgen haben kann. Wohl hat man früher auch die Ergreifung der Kriegsdienste dem freien Willen überlassen, nachdem sich aber gefunden, daß dieser für den beabsichtigten Zweck nicht ausreichend war, hat man kein Bedenken getragen, ihm durch Zwang nachzuhelfen, darum, weil die Sache uns wichtig genug war und die Noth den Zwang gebot. Möchten nur auch in dieser Rücksicht uns die Augen aufgehen über unsere Noth, und der Gegenstand uns gleichfalls wichtig werden, so würde jede Bedenklichkeit von selbst wegfallen; da zumal es nur in dem ersten Geschlechte des Zwanges bedürfen und derselbe in den folgenden, selber durch diese Erziehung hindurch gegangenen, hinwegfällt, auch jener erste Zwang zum Kriegsdienste dadurch aufgehoben wird, indem die also Erzogenen alle gleich willig sind, die Waffen für das Vaterland zu führen. Will man ja, um anfangs des Geschreies nicht zu viel zu haben, diesen Zwang zur öffentlichen Nationalerziehung auf dieselbe Weise beschränken, wie

bisher der Zwang zum Kriegsdienste beschränkt gewesen, und die von dem letzteren befreiten Stände auch von jener ausnehmen, so ist dies von keinen bedeutenden nachtheiligen Folgen. Die verständigen Eltern unter den ausgenommenen werden freiwillig ihre Kinder dieser Erziehung übergeben; die gegen das Ganze unbedeutende Anzahl der Kinder unverständiger Eltern aus diesen Ständen mag immer auf die bisherige Weise aufwachsen und in das zu erzeugende bessere Zeitalter hineinreichen, brauchbar lediglich als ein merkwürdiges Andenken der alten Zeit, und um die neue zur lebhaften Erkenntniß ihres höheren Glückes anzufeuern.

Soll nun diese Erziehung Nationalerziehung der Deutschen schlechtweg sein, und soll die große Mehrheit Aller, die die deutsche Sprache reden, keineswegs aber etwa nur die Bürgerschaft dieses oder jenes besonderen deutschen Staates dastehen als ein neues Menschengeschlecht, so müssen alle deutschen Staaten, jeder für sich und unabhängig von allen andern, diese Aufgabe erreichen. Die Sprache, in der diese Angelegenheit zuerst in Anregung gebracht worden, in der die Hülfsmittel verfaßt sind und ferner verfaßt werden, in der die Lehrer geübt werden, der durch alles dieses hindurchgehende eine Gang der Sinnbildlichkeit ist allen Deutschen gemeinsam. Ich kann mir kaum denken, wie und mit welchen Umwandlungen diese Bildungsmittel insgesammt, besonders in derjenigen Ausdehnung, die wir dem Plane gegeben haben, in irgend eine Sprache des Auslandes übertragen werden könnten, also, daß es nicht als fremdes und übersetztes Ding, sondern als einheimisch und aus dem eigenen Leben ihrer Sprache hervorgehend, erschiene. Für alle Deutschen ist diese Schwierigkeit auf die gleiche Weise gehoben; für sie ist die Sache fertig, und sie dürfen nur dieselbe ergreifen.

Wohl uns hierbei, daß es noch verschiedene und von einander abgetrennte deutsche Staaten giebt! Was so oft zu unserm Nachtheile gereicht hat, kann bei dieser wichtigen Nationalangelegenheit vielleicht zu unserem Vortheile dienen. Vielleicht kann Nacheiferung der mehreren, und die Begierde einander zuvor zu kommen, bewirken, was die ruhige Selbstgenügsamkeit des Einzelnen nicht hervorgebracht hätte; denn es ist klar, daß derjenige unter allen deutschen Staaten, der in dieser Sache den Anfang machen wird, an Achtung, an Liebe, an Dankbarkeit des Ganzen für ihn den Vorrang gewinnen wird, daß er dastehen wird als der höchste Wohlthäter und der eigentliche Stifter der Nation. Er wird den übrigen Muth machen, ihnen ein belehrendes Beispiel geben und ihr Muster werden; er wird Bedenklichkeiten, in denen die andern hängen blieben, beseitigen; aus seinem Schooße werden die Lehrbücher und die ersten Lehrer ausgehen, und den andern geliehen werden; und wer nach ihm der zweite sein wird, wird den zweiten Ruhm erwerben. Zum erfreulichen Zeugnisse, daß unter den Deutschen ein Sinn für das Höhere noch nie ganz ausgestorben, haben bisher mehrere deutsche Stämme und Staaten mit einander um den Ruhm größerer Bildung gestritten; diese haben ausgedehntere Preßfreiheit, freiere Hinwegsetzung über die hergebrachte Meinung, andere besser eingerichtete Schulen und Universitäten, andere ehemaligen Ruhm und Verdienste, andere etwas Anderes für sich angeführt, und der Streit hat nicht entschieden werden können. Bei der gegenwärtigen Veranlassung wird er es werden. Diejenige Bildung allein, die da strebt und die es wagt, sich allgemein zu machen und alle Menschen ohne Unterschied zu erfassen, ist ein wirklicher Bestandtheil des Lebens, und ist ihrer selbst sicher. Jede andere ist eine fremde Zuthat, die man bloß zum Prunk

angelegt, und die man nicht einmal mit recht gutem Gewissen an sich trägt. Es wird sich bei dieser Gelegenheit verrathen müssen, wo etwa die Bildung, deren man sich rühmt, nur bei wenigen Personen des Mittelstandes stattfindet, die dieselbe in Schriften darlegen, dergleichen Männer alle deutsche Staaten aufzuweisen haben; und wo hingegen dieselbe auch zu den höhern Ständen, welche den Staat berathen, hinaufgestiegen sei. Es wird sich sodann auch zeigen, wie man den hier und da gezeigten Eifer für die Errichtung und den Flor höherer Lehranstalten zu beurtheilen habe, und ob demselben reine Liebe zur Menschenbildung, die ja wohl jedweden Zweig und besonders die allererste Grundlage derselben mit dem gleichen Eifer ergreifen würde, oder ob ihm bloß Sucht zu glänzen und vielleicht dürfte Finanzspekulationen zu Grunde gelegen haben.

Welcher deutsche Staat in Ausführung dieses Vorschlags der erste sein wird, der wird den größten Ruhm davon haben, sagte ich. Aber ferner, es wird dieser deutsche Staat nicht lange allein stehen, sondern ohne allen Zweifel bald Nachfolger und Nacheiferer finden. Daß nur der Anfang gemacht werde, ist die Hauptsache. Wäre es auch nichts Anderes, so wird Ehrgefühl, Eifersucht, die Begierde, auch zu haben, was ein Anderer hat, und wo möglich es noch besser zu haben, einen nach dem andern treiben, dem Beispiele zu folgen. Auch werden sodann die oben von uns beigebrachten Betrachtungen über den eigenen Vortheil des Staats, die vielleicht dermalen Manchem zweifelhaft vorkommen dürften, in der lebendigen Anschauung bewährt, einleuchtender werden.

Wäre zu erwarten, daß sogleich jetzt und von Stund an alle deutsche Staaten ernstliche Anstalt machten, jenen Plan auszuführen, so könnte schon nach fünfundzwanzig Jahren das bessere Geschlecht, dessen wir

bedürfen, dastehen, und wer hoffen dürfte, noch so lange zu leben, könnte hoffen, es mit seinen Augen zu sehen.

Sollte aber, wie wir denn freilich auch auf diesen Fall rechnen müssen, unter allen dermalen bestehenden deutschen Staaten kein einziger sein, der unter seinen höchsten Berathern einen Mann hätte, der da fähig wäre, alles das oben Vorausgesetzte einzusehen und davon ergriffen zu werden, und in welchem die Mehrheit der Berather diesem einen sich wenigstens nicht widersetzte, so würde freilich diese Angelegenheit wohlgesinnten Privatpersonen anheim fallen, und es wäre nun von diesen zu wünschen, daß sie einen Anfang mit der vorgeschlagenen neuen Erziehung machten. Zuvörderst haben wir hierbei im Auge große Gutsbesitzer, die auf ihren Landgütern dergleichen Erziehungsanstalten für die Kinder ihrer Unterthanen errichten könnten. Es gereicht Deutschland zum Ruhme und zur sehr ehrenvollen Auszeichnung vor den übrigen Nationen des neueren Europa, daß es unter dem genannten Stande immerfort hier und da Mehrere gegeben hat, die sich's zum ernstlichen Geschäfte machten, für den Unterricht und die Bildung der Kinder auf ihren Besitzungen zu sorgen, und die gern das Beste, was sie wußten, dafür thun wollten. Es ist von diesen zu hoffen, daß sie auch jetzt geneigt sein werden, über das Vollkommene, das ihnen angetragen wird, sich zu belehren, und das Größere und Durchgreifende eben so gern zu thun, als sie bisher das Kleinere und Unvollständige thaten. Wohl mag hier und da die Einsicht dazu beigetragen haben, daß es vortheilhafter für sie selbst sei, gebildete Unterthanen zu haben, denn ungebildete. Wo etwa der Staat durch Aufhebung des Verhältnisses der Unterthänigkeit diesen letzten Antrieb weggenommen hat, — möge er da desto ernstlicher seine unerläßliche Pflicht be-

denken, nicht zugleich das einzige Gute, das bei Wohldenkenden an dieses Verhältniß geknüpft wurde, mit aufzuheben, und möge er in diesem Falle ja nicht versäumen, zu thun, was ohnedies seine Schuldigkeit ist, nachdem er diejenigen, die es freiwillig statt seiner thaten, dessen erledigt hat. Wir richten ferner in Absicht der Städte hierbei unsere Augen auf freiwillige Verbindungen gutgesinnter Bürger für diesen Zweck. Der Hang zur Wohlthätigkeit ist noch immer, so weit ich habe blicken können, unter keinem Drucke der Noth in deutschen Gemüthern erloschen. Durch eine Anzahl von Mängeln in unsern Einrichtungen, die sich insgesammt unter der Einheit der vernachlässigten Erziehung würden zusammenfassen lassen, hilft diese Wohlthätigkeit der Noth dennoch selten ab, sondern scheint oft sie noch zu vermehren. Möchte man jenen trefflichen Hang endlich vorzüglich auf diejenige Wohlthat richten, die aller ferneren Wohlthätigkeit ein Ende macht, auf die Wohlthat der Erziehung. — Noch aber bedürfen wir und rechnen wir auf eine Wohlthat und Aufopferung anderer Art, die nicht in Geben, sondern in Thun und Leisten besteht. Möchten angehende Gelehrte, denen es ihre Lage verstattet, den Zeitraum, der ihnen zwischen der Universität und ihrer Anstellung in einem öffentlichen Amte übrig bleibt, dem Geschäfte, über diese Lehrweise an diesen Anstalten sich zu belehren und an denselben selbst zu lehren, widmen! Abgerechnet, daß sie sich hierdurch höchst verdient um das Ganze machen werden, kann man ihnen noch überdies versichern, daß sie selbst den höchsten Gewinn davon tragen werden. Ihre gesammten Kenntnisse, die sie aus dem gewöhnlichen Universitätsunterrichte oft so erstorben mit hinweg tragen, werden im Elemente der allgemeinen Anschauung, in welches sie hier hinein kommen, Klarheit und Lebendigkeit erhalten, sie werden lernen, dieselben mit Fertigkeit wie-

derzugeben und zu gebrauchen, sie werden sich, da im Kinde die ganze Fülle der Menschheit unschuldig und offen da liegt, einen Schatz von der wahren Menschenkenntniß, die allein diesen Namen verdient, erwerben, sie werden zu der großen Kunst des Lebens und Wirkens angeleitet werden, zu welcher in der Regel die hohe Schule keine Anweisung giebt.

Läßt der Staat die ihm angetragene Aufgabe liegen, so ist es für die Privatpersonen, welche dieselbe aufnehmen, ein desto größerer Ruhm. Fern sei es von uns, der Zukunft durch Muthmaßungen vorzugreifen, oder den Ton des Zweifels und des Mangels an Vertrauen selber anzuheben; worauf unsere Wünsche zunächst gehen, haben wir deutlich ausgesprochen; nur dies sei uns erlaubt anzumerken, daß, wenn es wirklich also kommen sollte, daß der Staat und die Fürsten die Sache Privatpersonen überließen, dies dem bisherigen schon oben angemerkten und mit Beispielen belegten Gange der deutschen Entwickelung und Bildung gemäß sein, und dieser bis an's Ende sich gleich bleiben würde. Auch in diesem Falle würde der Staat zu seiner Zeit nachfolgen, für's Erste wie ein Einzelner, der den auf seinen Theil fallenden Beitrag eben auch leisten will, bis er sich etwa später besinnt, daß er kein Theil, sondern das Ganze sei, und daß das Ganze zu besorgen er so Pflicht als Recht habe. Von Stund an fallen alle selbstständige Bemühungen der Privatpersonen weg, und unterordnen sich dem allgemeinen Plane des Staats.

Sollte die Angelegenheit diesen Gang nehmen, so wird es mit der beabsichtigten Verbesserung unseres Geschlechtes freilich nur langsam und ohne eine sichere und feste Uebersicht und mögliche Berechnung des Ganzen vorwärts schreiten. Aber lasse man sich ja dadurch nicht abhalten, einen Anfang zu machen! Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß sie niemals

untergehen könne, sondern, nur einmal in's Werk gesetzt, durch sich selbst fortlebe, und immer weiter um sich greifend sich verbreite. Jeder, der durch diese Bildung hindurchgegangen ist, wird ein Zeuge für sie und ein eifriger Verbreiter; jeder wird den Lohn der erhaltenen Lehre dadurch abtragen, daß er selbst wieder Lehrer wird, und so viele Schüler, die einst auch wieder Lehrer werden, macht, als er kann; und dies geht nothwendig so lange fort, bis das Ganze ohne alle Ausnahme ergriffen sei.

Im Fall der Staat sich mit der Sache nicht befassen sollte, so haben Privatunternehmungen zu befürchten, daß alle nur irgend vermögende Eltern ihre Kinder dieser Erziehung nicht überlassen werden. Wende man sich sodann in Gottes Namen und mit voller Zuversicht an die armen Verwaisten, an die im Elend auf den Straßen Herumliegenden, an Alles, was die erwachsene Menschheit ausgestoßen und weggeworfen hat! So wie bisher, besonders in denjenigen deutschen Staaten, in denen die Frömmigkeit der Vorfahren die öffentlichen Erziehungsanstalten sehr vermehrt und reichlich ausgestattet hatte, eine Menge von Eltern den Ihrigen den Unterricht angedeihen ließen, weil sie dabei zugleich, wie bei keinem andern Gewerbe, den Unterhalt fanden, so laßt es uns, nothgedruugen umkehren, und Brot geben denen, denen kein Anderer es giebt, damit sie mit dem Brote zugleich auch Geistesbildung annehmen. Befürchten wir nicht, daß die Armseligkeit und die Verwilderung ihres vorigen Zustandes unserer Absicht hinderlich sein werde! Reißen wir sie nur plötzlich und gänzlich heraus aus demselben, und bringen sie in eine durchaus neue Welt; lassen wir nichts an ihnen, was sie an das Alte erinnern könnte, so werden sie ihrer selbst vergessen, und dastehen als neue, so eben erst erschaffene Wesen. Daß in diese frische und reine Tafel nur

das Gute eingegraben werde, dafür muß unser Unterrichtsgang bürgen und unsere Hausordnung. Es wird ein für alle Nachwelt warnendes Zeugniß sein über unsere Zeit, wenn gerade diejenigen, die sie ausgestoßen hat, durch diese Ausstoßung allein das Vorrecht erhalten, ein besseres Geschlecht anzuheben; wenn diese den Kindern derer, die mit ihnen nicht zusammen sein mochten, die beseligende Bildung bringen, und wenn sie die Stammväter werden unserer künftigen Helden, Weisen, Gesetzgeber, Heilande der Menschheit.

Für die erste Errichtung bedarf es zuvörderst tauglicher Lehrer und Erzieher. Dergleichen hat die Pestalozzi'sche Schule gebildet, und ist stets erbötig, mehrere zu bilden. Ein Hauptaugenmerk wird Anfangs sein, daß jede Anstalt der Art sich zugleich betrachte als eine Pflanzschule für Lehrer, und daß außer den schon fertigen Lehrern um diese herum sich eine Menge junger Lehrer versammle, die das Lehren lernen und ausüben zu gleicher Zeit, und in der Ausübung es immer besser lernen. Dies wird auch, falls diese Anstalten Anfangs mit der Dürftigkeit zu ringen haben sollten, die Erhaltung der Lehrer sehr erleichtern. Die meisten sind doch in der Absicht gegenwärtig, um selbst zu lernen; dafür mögen sie denn auch ohne anderweitige Entschädigung das Gelernte eine Zeit lang zum Vortheil der Anstalt, wo sie es lernten, anwenden.

Ferner bedarf eine solche Anstalt Dach und Fach, die erste Ausstattung und ein hinlängliches Stück Land, daß im weiteren Fortgange dieser Einrichtungen, wenn die verhältnißmäßige Menge von schon herangewachsener Jugend in den Jahren, wo sie nach der bisherigen Einrichtung als Dienstboten nicht bloß ihren Unterhalt, sondern zugleich auch ein Jahrlohn erwerben, sich in diesen Anstalten befinden wird, diese die schwächere Jugend übertragen, und bei der ohne-

dies nothwendigen Arbeitsamkeit und weisen Wirthschaft diese Anstalten sich größtentheils selbst werden erhalten können, scheint einzuleuchten. Für's Erste, so lange die erstgenannte Art der Zöglinge noch nicht vorhanden ist, dürften dieselben größerer Zuschüsse bedürfen. Es ist zu hoffen, daß man sich zu Beiträgen, deren Ende man absieht, williger finden werde. Sparsamkeit, die dem Zwecke Eintrag thut, bleibe fern von uns; und ehe wir diese uns erlauben, ist es weit besser, daß wir gar nichts thun.

Und so halte ich denn dafür, daß, bloß guten Willen vorausgesetzt, bei der Ausführung dieses Plans keine Schwierigkeit ist, die nicht durch Vereinigung Mehrerer und durch die Richtung aller ihrer Kräfte auf diesen einigen Zweck leichtlich sollte überwunden werden können."

Nachdem wir das Zeugniß eines neueren Philosophen über die Erziehung des Volkes vernommen haben, wollen wir ihm hier ein anderes aus Luthers Munde gegenüber stellen. Der Reformator sagt in seiner „Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands" vom Jahre 1524: „Fürsichtige, weise, liebe Herren! Wiewohl ich nun wohl drei Jahre verbannt und in die Acht gethan, hätte sollen schweigen, wo ich Menschengebot mehr denn Gott gescheuet hätte, wie denn auch viel in deutschen Landen, beide Groß und Klein, mein Reden und Schreiben aus derselben Sache noch immer verfolgen und viel Bluts darüber vergießen. Aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat und mich heißen reden, dazu so kräftiglich bei mir stehet, und meine Sache ohne meinen Rath und That, so viel stärker macht und weiter ausbreitet, so viel sie mehr toben, und sich gleich stellet, als lache und spotte er ihres Tobens, wie der zweite Psalm Vers 4 sagt. An welchem allein merken mag, wer nicht verstockt ist, daß diese Sache muß Gottes

eigen sein. Sintemal sich die Art göttlichen Worts und Werks hier ereignet, welches allezeit denn am meisten zunimmt, wenn man's auf's höheste verfolget und dämpfen will. Darum will ich reden (wie Esaias sagt) und nicht schweigen, weil ich lebe, bis daß Christi Gerechtigkeit ausbreche wie eiu Glanz, und seine heilwertige Gnade angezündet werde wie eine Lampe. Und bitte nun euch alle, meine lieben Herren und Freunde, wollet diese meine Schrift und Ermahnung freudig annehmen und zu Herzen fassen. Denn ich sei gleich an mir selber wie ich sei, so kann ich vor Gott mit rechtem Gewissen rühmen, daß ich darinnen nicht das meine suche, welches ich viel besser möchte mit Stillschweigen überkommen, sondern meine es von Herzen treulich mit euch und ganzem deutschen Lande, dahin mich Gott verordnet hat, es gläube oder gläube nicht wer da will. Und will eure Liebe das frei und getrost zugesagt und angesagt haben, daß, wo ihr mir hierin gehorchet, ohne Zweifel nicht mir, sondern Christo gehorchet: und wer mir nicht gehorchet, nicht mich, sondern Christum verachtet. — Derohalben bitte ich euch alle, meine lieben Herren und Freunde, um Gottes willen und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so geringe achten, wie viele thun, die nicht sehen, was der Welt Fürst gedenket. Denn es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen. Damit ist dann auch uns und allen geholfen und gerathen. Und denket, daß solchen stillen, heimlichen, tückischen Anfechtungen des Teufels will mit großem christlichen Ernst gewehret sein. Liebe Herren, muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürf-

tige, arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zweie hielte zu Schulmeistern. — Denn Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutschen jetzt gnädiglich daheim gesucht und ein recht gülden Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst gezieret, welche so wohl Nutz schaffen könnten, wo man ihr brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohe Schulen und Klöster gekonnt haben? Ja, was man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöcke werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat Einer gelernt, und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Ich schweige das schändliche lästerliche Leben, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verderbet ist. — Aber nun uns Gott so reichlich begnadet, und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich so ist's noth, daß wir die Gnade Gottes nicht in Wind schlagen, und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er stehet vor der Thür; wohl uns, so wir ihm aufthun. Er grüßet uns, selig der ihm antwortet. Versehen wir's, daß er vorübergehet, wer will ihn wiederholen. Lasset uns unseren vorigen Jammer ansehen, und die Finsterniß, darinnen wir gewesen sind. Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe, als jetzt; man spüret je nichts in den Historien davon. Lassen wir's denn so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist's zu besorgen, wir werden noch gräulichere Finsterniß und Plage leiden. Lieben Deutschen, kaufet, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da ist. — Und ihr

Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greifet zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben. — Gottes Gebot treibet durch Mosen so oft und fordert, die Eltern sollen die Kinder lehren, daß auch der 78ste Psalm V. 4, 59 spricht: „Wie hat Er so hoch unseren Vätern geboten, den Kindern kund zu thun, und zu lehren Kindes Kind.“ Und das weiset auch aus das vierte Gebot Gottes, da er der Eltern Gehorsam den Kindern so hoch gebeut, daß man auch durch's Gerichte tödten soll ungehorsame Kinder, 5. Mos. 21, V. 21. Und warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volks warten, lehren und aufziehen? Es ist nicht möglich, daß sich das tolle Volk sollte selbst lehren und warten; darum hat sie uns Gott befohlen, die wir alt und erfahren sind, was ihnen gut ist, und wird gar schwere Rechnung von uns für dieselben fordern. Darum auch Moses befiehlt 5. Mose 32, 7 und spricht: „Frage deinen Vater, der wird dir's sagen, die Alten werden dir's zeigen.“ Wiewohl es Sünde und Schande ist, daß dahin mit uns kommen ist, daß wir allererst reizen und uns reizen sollen lassen, unsere Kinder und junges Volk zu ziehen, und ihr Bestes zu bedenken; so doch dasselbe uns die Natur selbst sollte treiben, und auch der Heiden Exempel uns mannigfältig weisen. Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht wartet, und lehret, was ihnen gebühret; ohne der Strauß, da Gott von sagt Hiob 39, 17, daß er gegen seine Jungen so hart ist, als wären sie nicht sein, und läßt seine Eier auf der Erden liegen. Und was hilft's, daß wir sonst Alles hätten und thäten, und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegen lassen, darum wir allermeist leben, nämlich des jungen Volkes pflegen? Ich achte auch, daß unter

den äußerlichan Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist, und so greuliche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen. — O wehe der Welt immer und ewiglich! Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher! und ist, leider! niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da läßt man's gehen, wie es gehet. — Ja, sprichst du, solches Alles ist den Eltern gesaget, was gehet das die Rathsherren und Obrigkeit an. Ist recht geredet; ja, wie wenn aber die Eltern solches nicht thun? wer soll es denn thun? Soll es darum nachbleiben, und die Kinder versäumt werden? Wo will sich da die Obrigkeit und Rath entschuldigen, daß ihnen solches nicht solle gebühren? Daß es von den Eltern nicht geschieht, hat mancherlei Ursach:

Auf's erste, sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten, ob sie es gleich könnten; sondern wie die Straußen härten sie sich auch gegen ihre Jungen, und lassen dabei bleiben, daß sie die Eier von sich geworfen und Kinder gezeugt haben; nicht mehr thun sie darzu. Nun diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn nun Vernunft und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen und den anderen Kindern Gift und Geschmeiße sein, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbet wird; wie es denn zu Sodom und Gomorra und Gabe und etlichen mehr Städten ergangen ist. Auf's andere, so ist der größte Haufe der Eltern leider! ungeschickt dazu, und nicht weiß, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie selbst nichts gelernt haben, ohne den Bauch versorgen; und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl lehren und recht ziehen sollen. Auf's dritte, obgleich die Eltern geschickt wären und wollten's gerne selbst thun, so haben sie vor andern

Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu: also daß die Noth zwinget, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten. Es wollte denn ein Jeder für sich selbst einen eigenen halten. Aber das würde dem gemeinen Mann zu schwer, und würde abermal mancher feiner Knabe um Armuts willen versäumet. Darzu so sterben viele Eltern, und lassen Waisen hinter sich: und wie dieselben durch Vormünder versorgt werden, ob uns die Erfahrung zu wenig wäre, sollte uns das wohl zeigen, daß sich Gott selbst der Waisen Väter nennet, Ps. 68, 6, als derer, die von jedermann sonst verlassen sind. Auch sind etliche, die nicht Kinder haben, die nehmen sich auch darum nichts an. Darum will's hie dem Rath und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß auf's junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht rechtlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Beßerung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnischzeuge; ja, wo des viel ist und tolle Narren drüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß so viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen. — Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben, und allenthalben der größte Gebreche, Mangel und Klage ist, daß an Leuten fehle, so muß man nicht harren, bis sie selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen, noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch

andere seine dargethane Güter gerathen kann. Darum müssen wir dazu thun, und Mühe und Kost daran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn wes ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünne stehet von geschickten Leuten, ohne der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde wächset, und nicht zugesehen, wie man es lehre und ziehe? Darum ist's auch so unordig gewachsen, das zu keinem Bau, sondern nur ein unnütze Gehecke und nur zum Feuerwerk tüchtig ist. Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rülzen und Knebel regieren, so man's wohl bessern kann; ist je ein wild unvernünftiges Vornehmen. So laß man eben so mehr Säue und Wölfe zu Herren machen, und setzen über die, so nicht denken wollen, wie sie von Menschen regieret werden. So ist's auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: Wir wollen jetzt regieren; was gehet uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen. Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nutz und Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendet, daß man eitel feine gelehrte, geschickte Leute erzöge zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge. Wie soll es denn zugehen, wenn man da gar nichts zu thut? Ja, sprichst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist uns aber nütze, Lateinische, Griechische und Ebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich weiß, leider, wohl, daß wir Deutschen immer Bestien und tolle Thiere müßten sein und bleiben; wie uns denn die umliegenden Länder nennen, wie wir auch wohl verdienen. Mich

wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen: Was sollen uns Seide, Wein, Würze und der Fremden ausländische Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steinn in deutschen Landen, nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kühr und Wahl zu Ehren und und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der Ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, darzu uns schinden bis auf den Grad, der wollen wir nicht zu gerathen. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien? Zwar, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre, sollte doch uns das billig erfreuen und anzünden, daß er so eine edle, feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich, fast über alle Länder, heimsuchet und begnadet. Man siehet nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen; ja, sie haben allezeit auf's höchste darwider getobet, und auch noch toben; denn der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denket er doch, sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit in's Haus kommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben. Diesen bösen Tück des Teufels sehen unser gar wenig, liebe Herren. Darum, liebe Deutschen, lasset uns hie die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod, und feste drob halten, daß es uns nicht wieder entzücket werde, und der Teufel nicht seinen Muthwillen büße; denn das können wir nicht

leugnen, wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist kommen und täglich kömmt; so ist's doch durch Mittel der Sprachen kommen, und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott durch die Apostel in alle Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen darzu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die Griechische und Lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Früchte brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangelii willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren, und dadurch des Endechrists Regiment aufdecken und zerstören. Darum hat er auch Griechenland dem Türken gegeben, auf daß die Griechen verjaget und zerstreuet, die Griechische Sprache ausbrächten, und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen. So lieb nun, als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten; denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwo Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die Ebräische, das Neue in die Griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren. Denn St. Paulus rühmet das für eine sonderliche Ehre und Vortheil der Ebräischen Sprache, daß Gottes Wort darinnen gegeben ist, da er sprach Röm. 3, 1, 2: „Was hat die Beschneidung Vortheils oder Nutzen? Fast viel. Auf's erste, so sind ihnen Gottes Reden befohlen.“ Dies rühmet auch der König David Ps. 147, 19: „Er verkündiget sein Wort Jakob und seine Gebote und Rechte Israel. Er hat keinem Volk also gethan, noch seine Rechte ihnen offenbaret, daher auch die Ebräische

Sprache heilig heißet." Und St. Paulus Röm. 1, 2 nennet sie die „heilige Schrift", ohne Zweifel um des heiligen Wortes Gottes willen, das darinnen verfaßet ist. Also mag auch die Griechische Sprache wohl heilig heißen, daß dieselbe vor allen andern darzu erwählet ist, daß das Neue Testament darinnen geschrieben wurde, und aus derselben als aus einem Brunnen, in andere Sprache durch's Dolmetschen geflossen, und sie auch geheiliget hat. Und laßet uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide darinnen dieß Messer des Geistes stecket; sie sind der Schrein, darinnen man dieß Kleinod traget. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßet; sie sind die Kemnot, darinnen diese Speise liget. Und wie das Evangelium selbst zeiget, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brode und Fische und Brocken behält. Ja, wo wir's versehen, daß wir (da Gott vor sei), die Sprachen fahren laßen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahingerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden oder schreiben können. Des laßt uns das elende greuliche Exempel zur Beweisung und Warnung nehmen in den Hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernet, sondern auch Lateinische und Deutsche Sprache verderbet hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien worden sind, weder Deutsch noch Lateinisch recht reden oder schreiben können; und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben. Darum haben's die Apostel auch selbst für nöthig angesehen, daß sie das Neue Testament in die Griechische Sprache faßeten und anbunden; ohne Zweifel, daß sie es uns daselbst sicher und gewiss verwahreten, wie in einer heiligen Lade. Denn sie haben gesehen alles dasjenige, das zukünftig war, und nun also ergangen ist;

wo es allein in die Köpfe gefaßet wurde, wie manche wilde, wüste Unordnung und Gemenge, so mancherlei Sinnen, Dunkel und Lehren sich erheben würden in der Christenheit; welche in keinem Wege zu wehren, noch die Einfältigen zu schützen wären, wo nicht das Neue Testament gewiſs in Schrift und Sprache gefaßt wäre. Darum ist's gewiſs, wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen. Das hat auch bewiesen und zeiget noch an die Erfahrung, denn sobald nach der Apostel Zeit, da die Sprachen aufhöreten, nach auch das Evangelium und der Glaube und ganze Christenheit je mehr und mehr ab, und ist, seit der Zeit die Sprachen gefallen sind, nicht viel besonders in der Christenheit ersehen, aber gar viel greulicher Greuel aus Unwißenheit der Sprachen geschehen. Also wiederum: weil jetzt die Sprachen hervorkommen sind, bringen sie ein solches Licht mit sich und thun solche große Dinge, daß sich alle Welt verwundert, und muß bekennen, daß wir das Evangelium so lauter und rein haben, fast als die Apostel gehabt haben, und ganz in seine erste Reinigkeit kommen ist, und gar viel reiner, denn es zur Zeit **St. Hieronymi** oder **Augustini** gewesen ist. Und Summa, der H. Geist ist kein Narr, gehet auch nicht mit leichtfertigen unnöthigen Sachen um; der hat die Sprachen so nütze und noth geachtet in der Christenheit, daß er sie oftmals vom Himmel mit sich gebracht hat. Welches uns alleine sollte genugsam bewegen, dieselben mit Fleiß und Ehren zu suchen, und nicht zu verachten, weil er sie nun selbst wieder auf Erden erwecket. Ja, sprichst du, es sind viel Väter selig worden, haben auch gelehret ohne Sprachen. Das ist wahr. Wo rechnest du aber auch das hin, daß sie so oft in der Schrift gefehlet haben? Wie oft fehlet **St. Augustinis** im Psalter und andern Auslegungen, sowohl als **Hilarius**, ja alle, die ohne die Sprachen

sich die Schrift haben unterwunden auszulegen? Und ob sie gleich etwa recht geredet haben, sind sie doch der Sachen nicht gewiss gewesen, ob dasselbe recht an dem Orte stehe, da sie es hindeuten? Wenn man aber also mit ungewissen Gründen und Fehlsprüchen den Glauben schützet, ist's nicht eine Schmach und Spott der Christen bei den Widerfechtern, die der Sprache kundig sind? und werden nur halsstarriger im Irrthum und halten unsern Glauben mit gutem Schein für einen Menschentraum. Wes ist nun die Schuld, daß unser Glaube also zu Schanden wird? Nemlich, daß wir die Sprachen nicht wißen; und ist hie keine Hilfe, denn die Sprachen wißen. Ward nicht St. Hieronymus gezwungen, den Psalter von neuen zu verdolmetschen aus dem Ebräischen, um deswillen, daß, wo man mit den Juden aus unserm Psalter handelte, spotteten sie unser, daß es nicht also stünde im Ebräischen, wie es die unsern führeten? Nun sind aller alten Väter Auslegung, die ohne Sprachen haben die Schrift gehandelt (ob sie wohl nichts unrechts lehren), doch dergestalt, daß sie fast oft ungewisse, unebene und unzeitige Sprachen führen, und tappen wie ein Blinder an der Wand, daß sie gar oft des rechten Textes fehlen, und machen ihm eine Nase nach ihrer Andacht, daß auch St. Augustinus selbst muß bekennen, wie er schreibet de doctrina christiana, daß einem Christlichen Lehrer, der die Schrift soll auslegen, noth sind über die Lateinische auch die Griechische und Ebräische Sprachen; es ist sonst unmöglich, daß er nicht allenthalben anstoße; ja, noch Noth und Arbeit da ist, ob einer die Sprachen schon wohl kann. Darum ist's gar viel ein ander Ding um einen schlechten Prediger des Glaubens, und um einen Ausleger der Schrift, oder, wie es St. Paulus nennt, um einen Propheten. Ein schlechter Prediger (ist wahr) hat so viel heller Sprüche und Texte durch's Dolmetschen,

daß er Christum verstehen, lehren und heiliglich leben, und andern predigen kann. Aber die Schrift auszulegen, und zu handeln vor sich hin, und zu streiten wider die irrigen Einführer der Schrift, ist er zu geringe: das läßet sich ohne Sprachen nicht thun. Nun muß man je in der Christenheit solche Propheten haben, die die Schrift treiben und auslegen, und auch zum Streit taugen, und ist nicht genug am heiligen Leben und recht lehren. Darum sind die Sprachen stracks und allerdinge vonnöthen in der Christenheit, gleichwie die Propheten oder Ausleger: ob's gleich nicht noth ist, noch sein muß, daß ein jeder Christ oder Prediger sei ein solcher Prophet, wie St. Paulus saget 1. Cor. 10, 8 und 9. Eph. 4, 11.

Daher kömmts, daß seit der Apostel Zeit die Schrift so finster ist blieben, und nirgend gewisse, beständige Auslegung drüber geschrieben sind. Denn auch die heiligen Väter (wie gesagt) oft gefehlet, und weil sie der Sprachen unwißend gewesen, sind sie gar selten eins: der fähret so, der fähret so. St. Bernhard ist ein Mann von großem Geist gewesen, daß ich ihn schier dürfte über alle Lehrer setzen, die berühmt sind, beide alte und neue; aber siehe, wie er mit der Schrift so oft (wiewohl geistlich) spielet, und sie führet außer dem rechten Sinn. Derhalben haben auch die Sophisten gesagt: die Schrift sei finster; haben gemeinet, Gottes Wort sei von Art so finster und rede so seltsam. Aber sie sehen nicht, daß aller Mangel ligt an den Sprachen; sonst wäre nichts leichteres je geredet, denn Gottes Wort, wo wir die Sprachen verstünden. Ein Türke muß mir wohl finster reden, welchen doch ein türkisch Kind von sieben Jahren wohl vernimmt, dieweil ich die Sprache nicht kenne. Darum ist das auch wohl ein toll Vornehmen gewesen, daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen lesen. Man sollte sich

dafür auf die Sprachen begeben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur kaum hinnach geahmet, und halb gerathen halb gefehlet. So läufest du demselben nach mit viel Mühe, und könntest dieweil durch die Sprachen demselben viel baß selbst rathen, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen den Schatten ist; so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen. Weil denn nun den Christen gebühret, die heilige Schrift zu üben als ihr eigen einiges Buch, und eine Sünde und Schande ist, daß wir unser eigen Buch nicht wißen, noch unsers Gottes Sprache und Wort nicht kennen; so ists noch viel mehr Sünde und Schande, daß wir nicht Sprachen lernen, sonderlich so uns jetzt Gott darbeut und gibt Leute und Bücher, und allerlei was dazu dienet, und uns gleichsam darzu reizet, und sein Buch gerne wollte offen haben. O wie froh sollten die lieben Väter gewesen sein, wenn sie hätten so können zur heiligen Schrift kommen, und die Sprachen lernen, als wir könnten. Wie haben sie mit großer Mühe und Fleiß kaum die Brocken erlanget, da wir mit halber, ja schier ohne alle Arbeit das ganze Brot gewinnen könnten. O wie schändet ihr Fleiß unsere Faulheit; ja wie hart wird Gott euch rächen solchen unsern Unfleiß und Undankbarkeit. Daher gehöret auch, daß St. Paulus 1 Cor. 14, 29. will, daß in der Christenheit soll das Urtheil sein über allerlei Lehre, darzu allerdinge vonnöthen ist, die Sprachen zu wißen. Denn der Prediger oder Lehrer mag wohl die Bibel durch und durch lesen, wie er will, er treffe oder fehle, wenn niemand da ist, der urtheile, ob ers recht mache oder nicht. Soll man denn urtheilen, so muß Kunst der Sprachen da sein, sonst ists verloren. Darum, obwohl der Glaube und das Evangelium durch schlechte Prediger mag wohl

gepredigt werden; so gehets doch faul und schwach, und man wirds zuletzt müde und überdrüßig und fället doch zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da gehet es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu. Es soll uns auch nicht irren, daß etliche sich des Geistes rühmen und die Schrift geringe achten. Etliche auch, wie die Brüder Valdenses, die Sprachen nicht nützlich achten. Aber lieber Freund, Geist hin, Geist her, ich bin auch im Geist gewesen, und habe auch Geister gesehen (wenns je gelten soll von eigenem Fleisch rühmen). Auch hat mein Geist sich etwas beweiset, so doch ihr Geist im Winkel gar stille ist, und nicht viel mehr thut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wohl, wie fast der Geist alles alleine thut. Wäre ich doch allen Büschen zu ferne gewesen, wo mir nicht die Sprachen geholfen, und mich der Schrift sicher und gewiß gemachet hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen; aber den Papst und die Sophisten mit dem ganzen endechristischen Regiment würde ich wohl haben laßen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein; aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge, und thut ihm Schaden in seinem Reiche. So kann ich auch die Brüder Valdenses darinnen gar nicht loben, daß sie die Sprachen verachten. Denn ob sie gleich recht lehreten, so müßen sie doch gar oft des rechten Textes fehlen, und auch ungerüstet und ungeschickt bleiben, zu fechten für den Glauben wider den Irrthum. Darzu ist ihr Ding so finster und auf eine eigene Weise gezogen, außer der Schrift Weise zu reden, daß ich besorge, es sei oder werde nicht lauter bleiben. Denn es gar gefährlich ist, von Gottes Sachen anders reden, oder

mit andern Worten, denn Gott selbst brauchet. Kürzlich, sie mögen bei ihnen selbst heilig leben und lehren; aber weil sie ohne Sprachen bleiben, wird ihnen mangeln müßen, das allen andern mangelt, nemlich daß sie die Schrift gewiß und gründlich nicht handeln, noch andern Völkern nützlich sein mögen. Weil sie aber das wohl könnten thun, und nicht thun wollen, mögen sie zusehen, wie es vor Gott zu verantworten sei.

Nun, das sei gesagt vom Nutz und Noth der Sprachen und Christlichen Schulen, für das geistliche Wesen und zur Seelen Heil. Nun laßet uns auch den Leib vornehmen und setzen: Ob schon keine Seele noch Himmel oder Hölle wäre, und sollten alleine das zeitliche Regiment ansehen nach der Welt, ob dasselbe nicht dürfte vielmehr guter Schulen und gelehrter Leute, denn das geistliche? denn bisher sich desselben die Sophisten gar nichts haben angenommen, und die Schulen sogar auf den geistlichen Stand gerichtet, daß gleich eine Schande gewesen ist, so ein Gelehrter ist ehelich worden und hat müßen hören sagen: Siehe, der wird weltlich und will nicht geistlich werden; gerade als wäre allein ihr geistlicher Stand Gott angenehm, und der weltliche (wie sie ihn nennen) gar des Teufels und unchristlich. Nun ist hie nicht noth zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifele niemand daran; sondern ist zu handeln, wie man feine und geschickte Leute darin krige. Und hie bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Griechen und Römer, gar nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein laßen lehren und aufziehen, daß sie darzu geschickt wurden; daß ich mich unserer Christen schämen muß,

wenn ich daran gedenke, und sonderlich unserer Deutschen, die wir sogar Stöcke und Thiere sind, und sagen dürfen: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden? Die wir doch wißen, oder je wißen sollen, wie ein nöthiges und nützliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Rathsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen. Wenn nun gleich, wie ich gesagt habe, keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nichts dürfte um der Schrift und Gottes willen; so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mädchen, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner geschickter Männer und Frauen. Daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun solche Männer müßen aus Knaben werden, und solche Frauen müßen aus Mägdlein werden; darum ists zu thun, daß man Knäblein und Mägdlein recht lehre und aufziehe. — Ja, sprichst du, ein jeglicher mag seine Söhne und Töchter wohl selber lehren und sie ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man siehet wohl, wie sichs lehret und zeucht. Und wenn die Zucht aufs höchste getrieben wird und wohlgeräth, so kömmts nicht ferner, denn daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Geberde da ist; sonst bleibens gleichwohl eitel Holzblöcke, die weder hievon, noch davon wißen zu sagen, niemand weder rathen noch helfen können. Wo man sie aber lehrete und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehreten; da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reiche, diesem Fürsten, diesem Manne, diesem Weibe gangen wäre,

und könnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt von Anbegin Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Ungelingen vor sich faßen, wie in einem Sprengel: daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, darzu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach rathen und regieren. Die Zucht aber, die man daheime ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung. Ehe das geschieht, so sind wir hundertmal todt, und haben unser Lebenlang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigener Erfahrung gehöret viel Zeit. Weil denn das junge Volk muß löcken und springen, oder je was zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darinnen nicht zu wehren ist, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrete; warum sollte man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst vorlegen? sintemal es jetzt von Gottes Gnaden alles also zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen können, es seien Sprachen oder andere Künste oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsere Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen lehret, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andere Künste lehret, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind? Ich rede für mich: wenn ich Kinder hätte, und vermöchts, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Denn was ist dies alles, denn eitel Kinderspiel, darinnen die

Griechen ihre Kinder vor Zeiten zogen? dadurch doch wundergeschickte Leute aus worden, zu allerlei hernach tüchtig. Ja, wie leid ist mirs jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelehret hat. Hab dafür müßen lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich gnug habe dran auszufegen. So sprichst du: Ja, wer kann seine Kinder so entbehren, und alle zu Junkern ziehen; sie müßen im Hause der Arbeit warten ꝛc.? Antwort: Ists doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander gelernet, und dennoch nichts gelernet. Es ist jetzt eine andere Welt und gehet anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages laße eine Stunde oder zwo zu solcher Schule gehen, und nichts destoweniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kann. Bringen sie doch sonst wohl zehnmal so viel Zeit zu, mit Käulchen schießen, Ballspielen, laufen und Rammeln. Also kann ein Mägdlein ja so viel Zeit haben, daß sie des Tages eine Stunde zur Schule gehe, und dennoch ihres Geschäfts im Hause wohl warte; verschläfts und vertanzt es, und verspielet es doch wohl mehr Zeit. Es fehlet allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst darzu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt helfen und rathen mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß den Menschen ja nicht so wohl gehe auf Erden. Welche aber der Ausbund darunter wären, der man sich verhofft, daß geschickte Leute sollen werden zu Lehrern und Lehrerin, zu Predigern und andern geistlichen Aemtern, die soll man desto mehr und

länger dabei laßen, oder ganz daselbst zu verordnen; wie wir lesen von den heiligen Märtyrern, die St. Agnes, und Agatha und Lucia und dergleichen aufgezogen; daher auch die Klöster und Stifte kommen sind, aber nun gar in einen andern verdammten Brauch verkehret. Und das will auch wohl noth sein; denn der beschorne Haufe nimmt fast ab: so sind sie auch das mehrer Theil untüchtig zu lehren und zu regieren; denn sie können nichts, ohne des Bauchs pflegen, welches man auch sie allein gelehret hat. So müßen wir ja Leute haben, die uns Gottes Wort und Sacramente reichen, und Seelwarter sein im Volk. Wo wollen wir sie aber nehmen, so man die Schulen zergehen läßt, und nicht andere christlichere aufrichtet? sintemal die Schulen, bisher gehalten, ob sie gleich nicht vergiengen, doch nichts geben mögen, denn eitel verlorne schädliche Verführer.

Darum es hohe Noth ist, nicht allein der jungen Leute halben, sondern auch beider unserer Stände, geistlich und weltlich, zu erhalten; daß man in unser Sachen mit Ernst und in der Zeit dazu thue, auf daß wirs nicht hinten nach, wenn wirs versäumt haben, vielleicht müßen laßen, ob wirs denn gerne thun wollten, und umsonst den Reuling uns mit Schaden beißen laßen ewiglich. Sehet an zum Exempel, welch einen großen Fleiß der König Salomo hierinnen gethan hat, wie hat er sich des jungen Volks angenommen, daß er unter seinen königlichen Geschäften auch ein Buch für das junge Volk gemachet hat, das da heißet Proverbiorum. Und Christus selbst, wie zeucht er die jungen Kindlein zu sich? Wie fleißig befiehlet er sie uns, und rühmet auch die Engel, die ihr warten, Mth. 18, 2. ff., daß er uns anzeige, wie ein großer Dienst es ist, wo man das junge Volk wohl zeucht; wiederum, wie greulich er zürnet, so man sie ärgert und verderben läßet.

Darum, liebe Herren, lasset euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fordert, das euer Amt schuldig ist, das der Jugend so noth ist, und des weder Welt noch Geist entbehren kann. Wir sind, leider, lange genug in Finsterniß verfaulet und verdorben: wir sind allzu lange genug Deutsche Bestien gewesen. Laßet uns auch einmal der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und andere Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas nützliches entweder von ihnen lernen, oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebeßert werde. Ich habe das meine gethan; ich wollte dem deutschen Lande gerne gerathen und geholfen haben. Ob mich gleich etliche darüber werden verachten, und solchen treuen Rath in Wind schlagen, und beßers wißen wollen, daß muß ich geschehen laßen. Ich weiß wohl, daß andere könnten beßer haben ausgerichtet; aber weil sie schweigen, richte ichs aus, so gut als ichs kann. Es ist je beßer dazu geredt, wie ungeschickt es auch sei, denn allerdinge davon geschwiegen. Und bin der Hoffnung, Gott werde je euer etliche erwecken, daß mein treuer Rath nicht gar in die Aschen falle, und werden ansehen, nicht den, der es redt, sondern die Sache selbst bewegen, und sich bewegen laßen. — Am letzten ist auch das wohl zu bedenken, allen denjenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kost nicht spare, gute Libereien und Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu schaffen. Denn so das Evangelium und allerlei Kunst soll bleiben, muß es je in Bücher und Schrift verfaßet und angebunden sein; wie die Propheten und Apostel selbst gethan haben, als ich droben gesagt habe. Und das nicht allein darum, daß diejenigen, so uns geistlich und

weltlich vorstehen, zu lesen und studieren haben; sondern daß auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden, sammt der Kunst und Sprachen, so wir jetzt von Gottes Gnaden haben. Hierinnen ist auch St. Paulus fleißig gewesen, da er Timotheo befiehlet 1. Epist. 4, 13. „er solle anhalten am lesen;" und auch befiehlet 2. Epist. 4, 13. „er solle das Pergamen, zu Troada gelaßen, mit sich bringen." Ja solches haben sich geflißen alle Königreiche, die etwas sonderlichs gewesen sind, und zuvor das Israelitische Volk, unter welchem solches Werk Moses anfieng der erste, und hieß das Buch des Gesetzes in die Lade Gottes verwahren, und thäts unter die Hand der Leviten, daß man bei denselben sollte holen Abschrift, wer es bedürfte; also daß er auch dem Könige gebeut, er solle von den Leviten solches Buchs Abschrift nehmen. Daß man wohl siehet wie Gott das Levitische Priesterthum unter andern Geschäften auch dazu verordnet hat, daß sie der Bücher hüten und warten sollten. Nachdem hat diese Liberei gemehret und gebeßert Josua, darnach Samuel, David, Salomo, Jesaias und so fortan mehr Könige und Propheten. Daher ist kommen die heilige Schrift des Alten Testaments, welche sonst nimmermehr wäre zusammengebracht oder blieben, wo Gott nicht hätte solchen Fleiß drauf heißen haben. Dem Exempel nach haben auch die Stifter und Klöster vor Zeiten Libereien angerichtet, wiewohl nur mit wenig guten Büchern. Und was es für Schaden gethan hat, daß man zu der Zeit nicht drob gehalten hat, Bücher und gute Libereien zu verschaffen, da man Bücher und Leute genug dazu hatte; ist man darnach wohl gewahr worden, daß leider mit der Zeit dahin gefallen ist alle Künste und Sprachen, und anstatt rechtschaffener Bücher die tollen, unnützen und schädlichen Mönchsbücher Catholikon, Florista, Graecista, La-

byrinthus, Dormi secure und dergleichen vom Teufel eingeführt ist, daß damit die Lateinische Sprache zu Boden ist gangen, und nirgend keine geschickte Schule, noch Lehre, noch Weise zu studieren ist überblieben. Und wie wir erfahren und gesehen haben, daß mit so viel Mühe und Arbeit man die Sprachen und Kunst, dennoch gar unvollkommen, aus etlichen Brocken und Stücken alter Bücher aus dem Staube und Würmern wieder hervorbracht hat, und noch täglich daran sucht und arbeitet; gleichwie man in einer zerstörten Stadt in der Aschen nach den Schätzen und Kleinoden gräbet. — Darin ist uns auch recht geschehen und hat Gott unsre Undankbarkeit recht wohl bezahlet, daß wir nicht bedachten seine Wohlthat, und Vorrath schafften, da es Zeit war und wohl konnten, damit wir gute Bücher und gelahrte Leute hätten behalten; ließen es so fahren, als gienge es uns nicht an: thät er auch wiederum, und ließ anstatt der heiligen Schrift und guter Bücher den Aristotelem kommen, mit unzähligen schädlichen Büchern, die uns nur immer weiter von der Biblien führeten; Teufelslarven, die Mönche und der hohen Schulen Gespenst. — Ists nicht ein elender Jammer bisher gewesen, daß ein Knabe hat müßen zwanzig Jahre oder länger studieren, allein daß er soviel böses Lateinisch hat gelernet, daß er möchte Pfaffe werden und Mess lesen? Und welchem es dahin gekommen ist, der ist selig gewest: selig ist die Mutter gewest, die ein solch Kind getragen hat. Und ist doch ein armer, ungelehrter Mensch sein Leben lang blieben, der weder zu glucken, noch zu Eier legen getaugt hat. Solch Lehrer und Meister haben wir müßen allenthalben haben, die selbst nicht gekonnt, und nichts guts noch rechts haben mögen lehren; ja auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte. Wes ist die Schuld? Es sind keine andere Bücher vorhanden

gewesen, denn solch tolle Mönch- und Sophisten-bücher. Was sollten denn anders daraus werden, denn eitel tolle Schüler und Lehrer, wie die Bücher waren, die sie lehreten? Eine Dohle hecket keine Taube, und ein Narr macht keinen Klugen. Das ist der Lohn der Undankbarkeit, daß man nicht hat Fleiß an Libereien gewendet, sondern hat laßen die guten Bücher vergehen, und die unnützen behalten. Aber mein Rath ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zu Haufe raffe, und nicht mehr gedenke, denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollte die Wahl darunter haben, daß nicht noth sei aller Juristen Comment, aller Theologen Sententiarum, und aller Philosophen Quästiones, und aller Mönche Sermones zu sammlen. Ja, ich wollte solchen Mist ganz ausstoßen, und mit rechtschaffenen Büchern meine Liberei versorgen, und gelehrte Leute darüber zu Rathe nehmen. Erstlich sollte die heilige Schrift beide auf Lateinisch, Griechisch, Ebräisch und Deutsch, und ob sie noch in mehr Sprachen wäre, darinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die Aeltesten, beide Griechisch, Ebräisch und Lateinisch, wie ich sie finden könnte. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, Griechisch oder Lateinisch. Denn aus solchen muß man die Grammatica lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten, und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch der Rechte und Arznei Bücher; wiewohl auch hie unter den Commenten einer guten Wahl noth ist. Mit den fürnehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waserlei Sprachen man haben könnte; denn dieselben wundernütze sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu sehen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte

man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir jetzt gar keines wißen. Das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben; oder ob sie schon beschrieben gewest wären, niemand die Bücher behalten hat; darum man auch von uns Deutschen nicht weiß in andern Landen, und müßen aller Welt die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr können, denn kriegen, freßen und saufen. Aber die Griechischen und Lateinischen, ja auch die Ebräischen haben ihr Ding so genau und fleißig beschrieben, daß, wo auch ein Weib oder Kind etwas sonderliches gethan oder geredt hat, das muß alle Welt lesen und wissen: dieweil sind wir Deutschen noch immer Deutschen und wollen Deutschen bleiben. Weil uns denn Gott so gnädiglich berathen hat mit aller Fülle, beide der Kunst, gelehrter Leute und Bücher, so ists Zeit, daß wir ernten und einschneiden das beste, das wir können, und Schätze sammlen, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von diesen güldenen Jahren und nicht diese reiche Ernte versäumen. Denn es zu besorgen ist, und jetzt schon wieder anfähet, daß zuletzt dahin komme, daß durch des Teufels Werk die guten Bücher, so jetzt durch den Druck hervorgebracht sind, wiederum untergedruckt werden, und die losen, heillosen Bücher von unnützen und tollen Dingen wieder einreißen und alle Winkel füllen. Denn damit gehet der Teufel gewißlich um, daß man sich wiederum mit eitel Katholiken, Floristen, Modernisten, und des verdammten Mönchen- und Sophistenmists, tragen und martern müße, wie vorhin; und immer lernen und doch nimmer nichts lernen.

Derohalben bitte ich euch, meine liebe Herren, wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch laßen Frucht schaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Raths sollten leben, oder mich, als den Verdammten von den Tyrannen ver-

achten; die wollten doch ansehen, daß ich nicht das meine, sondern allein des ganzen Deutschen Landes Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre und träfe doch was guts, sollte je keinem Weisen eine Schande dünken mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke und Heide wäre, so man doch siehet, daß nicht mir daraus kann der Nutz kommen, sondern den Christen, sollen sie doch billig meinen Dienst nicht verachten. Es hat wohl jemals ein Narr baß zu gerathen, denn ein ganzer Rath der Klugen. Moses mußte sich von Jethro lehren laßen 2. Mos. 18, 17. ff. Hiermit befehle ich euch alle Gottes Gnaden, der wolle eure Herzen erweichen und anzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlaßenen Jugend mit Ernst annehmen, und durch göttliche Hilfe ihnen rathen und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seel, mit aller Fülle und Ueberfluß, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland, Amen."

Welche herzliche Seelsorgerliebe Luthers spricht aus dieser Schrift! Wie vertritt er, als ein kräftiger Vormund, die Sache der Jugend bei den Eltern und Obrigkeiten! wie die Sache der Gelehrsamkeit, besonders das Erlernen der Sprachen gegen rohe, eigennützige Philister einerseits, und gegen freres ignorautins andererseits! —

Wir haben nun die Ansichten und das System Fichte's und des großen Reformators nach ihren eigenen Ansprüchen kennen gelernt, und könnten das Thema für erschöpft halten; doch scheint es auch nothwendig, die Ansprüche von Staatsmännern über das Volksschulwesen und die Volkserziehung zu hören. Jedenfalls ist hierher die Rede zu zählen, welche Brougham am 8. Mai 1818 im englischen Parlamente über die Nationalerziehung gehalten hat. Wir theilen sie hier um so lieber mit, da sie zugleich

ein treffliches charakteristisches Bild der englischen Zustände nach dieser Seite hin gewährt und also einen historischen Werth hat. Er sagt:

„Indem ich mich erhebe, um die mir von dem Erziehungsausschuß auferlegte Pflicht zu erfüllen, diesem Hause einen Bericht über den Gang unserer Untersuchungen abzulegen, muß ich allerdings die Befürchtung aussprechen, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Zeit in Anspruch nehmen zu wollen. Zuvörderst möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf den langsamen Gang unserer Nachforschungen lenken. Zwei Jahre sind schon verflossen, seitdem unsere Arbeiten begannen, und die Bill, die jetzt diesem Hause vorgelegt wird, ist die erste Maßregel, die wir einzubringen gewagt haben. Gern gestehe ich, daß dieser langsame Gang, meiner Meinung nach, höchst heilbringend gewesen ist. Dadurch haben wir Zeit gewonnen, um die Sache einer ruhigen und ernsten Betrachtung zu unterwerfen, wie ihre unermeßliche Wichtigkeit durchaus verlangt, wenn man mit Vortheil darüber Gesetze erlassen will. Uns ist zu gleicher Zeit die Gelegenheit gegeben, die erschöpfendsten Auskunftsmittel anzuwenden, um zur völligen Erkenntniß zu gelangen. Das, was ich jetzt dem Hause vorzutragen gedenke, sind die Resultate des Nachdenkens und der uns vorgelegten Zeugnisse.

Wenn wir die Mängel der Erziehung der ärmeren Volksklassen betrachten und zugleich die geeignetsten Mittel, diesen Mängeln abzuhelfen, so müssen wir den Gegenstand von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Zuerst müssen wir der Lage des Volks in den größeren Städten gedenken, und dann in jenen rein ackerbautreibenden Distrikten, wo kaum ein Dorf zu finden ist. Das Haus wird bald einsehen, daß es seine ganze Aufmerksamkeit dieser Eintheilung und den Verschiedenheiten, die hieraus ent-

stehen, zu schenken habe, und daß wir noch durch Berücksichtigung dieser Verschiedenheiten zu einem richtigen Schluß gelangen können. In den größeren Städten, in denen, meine ich, wo die Bevölkerung eine Einwohnerzahl von 7—8000 übersteigt, giebt es schon gewöhnlich hinreichende Mittel, die Armen zu unterrichten. Damit soll nicht gesagt werden, daß in kaum einer Stadt die Vortheile der Erziehung fehlen können, sondern daß die lobenswerthen Bemühungen verschiedener Personen diesem Zwecke überall gewidmet sind, und daß solche Bemühungen täglich so vorschreiten, daß bald wenig zu wünschen übrig sein dürfte. Gesellschaften aus den angesehensten und wohlhabendsten Männern bilden sich überall, und, zu ihrer unendlichen Ehre sei es gesagt, bringen die nöthigen Fonds auf; und geben selbst nicht sparsam mit dem um, was die Meisten, die mit ihrem Gelde freigebig genug sind, ungern schenken, ihrer Zeit, ihrer ausdauernden und thätigen persönlichen Mitwirkung. Es wäre in der That schwer, diesen so lobenswerthen Eifer in gebührenden Ausdrücken zu würdigen, noch ist derselbe auf die Hauptstadt und die größeren Städte beschränkt.

Wir finden kaum ein einzige Stadt von einiger Bedeutung, worin nicht eine derartige Gesellschaft sich gebildet hätte, und es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht eine hinreichende Anzahl Schulen zur Erziehung der Volksklassen auf solchen dicht bevölkerten Orten aus freiwilligen Beiträgen unterhalten werden können, vorausgesetzt, daß das Hinderniß, welches immer der Anlage solcher Schulen sich widersetzt hat, nämlich die ersten Unkosten solcher Unternehmungen, der Bau der Schulhäuser, weggeräumt wird. Wo eine so unverleugbare Neigung, dieses gute Werk durchzusetzen, in einer Gemeinde schon existirt, müssen wir sehr vorsichtig mit unseren Regierungsmaßregeln

sein. Die größte Gefahr, die wir zu befürchten haben, ist das Austrocknen der Quellen der Privatwohlthätigkeit durch das unvorsichtige Einschreiten der Regierungsgewalt. Die Gesellschaften, worauf ich mich beziehe, wirken für das Volk nicht allein als Wohlthäter, sondern als Rathgeber und Verwalter; sie bieten ihre eigenen Mittel auf; sie appelliren an die Freigebigkeit ihrer Gemeinde durch Versammlungen und durch die Presse. Sie sammeln das Geld, um die ersten Schritte zur Begründung einer solchen Schule thun zu können, und durch jährliche Beiträge werden die jährlichen Ausgaben gedeckt. Die Ausgaben werden meistentheils mit einer Sparsamkeit verwaltet, die, wie ich befürchte, niemals bei der Verwendung von Staatsrevenüen zu erzielen sein dürfte. Wollte das Parlament jetzt sich geneigt zeigen, solchen Gesellschaften mit jährlichen Geldbewilligungen, wie bei den privilegirten Schulen in Irland es der Fall ist, zur Hülfe zu kommen; so kann Niemand bezweifeln, daß der Eifer der Sammelnden und die Freigebigkeit der Beitragenden beträchtlich nachlassen würde; auch können wir annehmen, daß die so bewilligten Fonds weit weniger ökonomisch verwendet werden würden; wir dürften bald sehen, daß das Einkommen von 100 oder 200, und sogar in größeren Städten von 1000 oder 2000 Pfd. Sterl., welche jetzt zur Erziehung des Volks zusammengebracht werden, in nichts zerfallen würde, während andere jetzt im Entstehen sind, und viele andere wohlthätige Pläne niemals zur Reife gelangen würden, die, wenn sie nur dem Wohlthätigkeitssinne der reicheren Klassen überlassen worden wären, ohne Controle bald in's Leben getreten wären. Die Bahn, welche das Parlament nach allen uns vorgelegten Zeugnissen hinsichtlich der mehr bevölkerte Orte zu befolgen habe, ist vollkommen klar. Das Parlament muß seine Hülfe auf die

ersten nothwendigsten Herstellungskosten solcher Anstalten beschränken und die jährlichen Ausgaben den Privatbeschützern solcher Anstalten überlassen. Die Hauptschwierigkeit, die man bei Anlage einer solchen Schule empfindet, entspringt aus den Unkosten, die zur Herstellung des Schulhauses und Wohnhauses für die Lehrer nöthig sind. In manchen Orten sind die Einwohner im Stande, die jährlichen Unkosten zu bestreiten, wenn die Sache einmal im Gange wäre; aber eine Ausrüstung, so zu sagen, ist zuerst nöthig, und Unternehmungen werden häufig wegen der Schwierigkeit, die ersten und bedeutendsten Ausgaben zu dekken, aufgegeben. Es ist die Pflicht des Parlaments, seine Thätigkeit auf das Wegschaffen dieses Hindernisses zu beschränken und auf diese Weise den Wohlthätigkeitssinn der Gemeinden zu erwecken und nicht denselben unentbehrlich zu machen.

Es dürfe dem Hause keine geringe Freude, wie ich vollkommen überzeugt bin, erregen, wenn es in Erfahrung bringt, wie thätig der öffentliche Freigebigkeitssinn zur Ausdehnung der Volkserziehung zu allen Zeiten sich erwiesen hat. Hier spreche ich von den bei gewissen Gelegenheiten erhobenen Beiträgen, abgesehen von den großartigen Stiftungen, die bei mehreren wohlthätigen Anstalten bestehen. Der Betrag dieser Beiträge heutigen Tages ist wohl bekannt; aber durch die Güte des Herrn Georg Dyr, welcher die größte Achtung verdient wegen seines langen und thätigen Wirkens, sind wir mit einem Berichte über den Betrag der Beiträge im vorigen Jahrhunderte bereichert worden. Aus dieser im Jahre 1713 veröffentlichen Darstellung erhellt es, daß in der Stadt London nicht weniger als 4952 Kinder aus jährlichen Beiträgen und den Geldern, die bei zu diesem Zwecke gehaltenen Predigten gesammelt waren, mit Erziehung versehen sind. Diese merkwürdige Thatsache

steht im grellsten Erntrast mit den Ausgaben, welche solche Anstalten heutzutage verursachen. Ich habe die Unkosten einer Schule in Bloomsbury, wo 101 Knaben und 60 Mädchen mit Unterricht und Kleidungsstücken versehen wurden, mit denen einer Anstalt aus der Zeit der Königin Anna verglichen, wo 100 Knaben und 60 Mädchen auf ähnliche Weise versorgt waren, und finde, daß das, was damals für 212 Pfund Sterlinge bestritten wurde, jetzt eine Ausgabe von 1200 Pfund verursacht. Daß dieser Zuwachs theilweise den, seitdem in die Verwaltung eingeschlichenen Mißbräuchen zuzuschreiben sei, ist völlig klar. Der Ausschuß hat mehrere Beispiele ermittelt von Handwerkern, die zu den Fonds einer solchen Schule beigetragen haben, nur um die Kundschaft derselben zu gewinnen, und die Verwalter schienen aus irgend einem Grunde den übertriebenen Forderungen solcher Leute durch die Finger gesehen und einen unnöthigen Aufwand mit Stillschweigen übergangen zu haben. Die Erörterung solcher Mißbräuche, die vor zwei Jahren stattfand, und die durch unsern Bericht veranlaßte Discussion wird, wie ich hoffen muß, das einzige Heilmittel gegen solche Mißbräuche liefern, indem die Aufmerksamkeit der Beitragenden und des Publikums im Allgemeinen auf die Verwaltung der Fonds dadurch gelenkt wird.

Wenn wir uns von den bedeutendsten Städten und bevölkerteren Distrikten zu den weniger bewohnten Gegenden wenden, werden wir eine ganz andere Lage der Dinge wahrnehmen, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, welcher allen Theilen des Königreichs gemeinsam zu sein scheint. Die Unterrichtsmittel sind gering; wir haben keinen Grund, eine Vermehrung derselben zu hoffen, obgleich das Volk überall den Unterricht sehnlichst wünscht. Von den größten Städten bis auf die einsamsten Dörfer und jene entlegenen

Gegenden, wo die Einwohner verstreut leben, ohne ein einziges Dorf, welches sie vereinigen könnte; in den geschäftsreichsten Plätzen, den Sitzen der Kultur und Civilisation, wo die allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, und das Gefühl der daraus entspringenden Vortheile und Annehmlichkeiten den Unterricht zu einem höheren Werthe stempeln mußte, so wie in den entfernteren Landstrecken, die von kaum civilisirten Menschen bewohnt sind, die eher aus Hörensagen als eigener Erfahrung mit den Wohlthaten der Erziehung bekannt sind, in jeder Ecke des Landes ist das Volk vom Gefühle der ungeheuren Wichtigkeit derselben gleichmäßig durchdrungen, und höchst bereitwillig, jedes mögliche Opfer zur Erzielung dieses heiß gewünschten Zweckes darzubringen. Alle die dem Ausschusse vorgelegten Zeugnisse bewahrheiten diese Behauptung, welche dem Charakter unseres Vaterlandes so viel Ehre macht, und mit keinem geringen Gefühl des Vergnügens und des Stolzes stelle ich dieselben auf, da sie von dem edlen Geiste des englischen Volkes, welchen alle Trübsale und Unglücksfälle unserer Zeiten weder tödten noch schwächen konnten, die glänzendsten Zeugnisse ablegen.

Wir haben uns neulich mit Fragen an die sämmtlichen Geistlichen von England und Wales hinsichtlich ihrer verschiedenen Sprengel gewendet; von mehr als 7000 Orten haben wir schon die Antworten erhalten, und ich kann nicht umhin, dem Eifer und der Bereitwilligkeit dieser ehrwürdigen Herren, dem Ausschuß in seinen Untersuchungen Beistand zu leisten, hier unseren Dank zu erstatten. Sie haben, so weit es ihre Amtspflichten nur zugelassen, keine Stunde versäumt, sich der Betrachtung und Erörterung dieses so wichtigen Gegenstandes zu unterziehen. Das Haus wird im Stande sein, diese lobenswerthen Bemühungen besser zu würdigen, wenn ich hinzufüge, daß

U 2

sämmtliche Antwortschreiben innerhalb neun Tagen eingegangen sind, und der übrige Theil trifft stündlich ein. Ich bin in Stand gesetzt, einen Vortheil aus den durch diese Antwortschreiben gelieferten Auskunftsmitteln zu schöpfen, da ich den Beistand der Beamten dieses Hauses und die Güte jener gelehrten Herren bei der Sichtung und dem Ordnen dieser großen Masse von Materialien genossen habe. Indem ich für einen spätern Theil meiner Bemerkungen eine Darstellung der anderen Zwecke, welche unsere Anfragen erreichen sollten, mir vorbehalte, werde ich jetzt die Resultate der Zeugnisse, in so weit sie den Unterschied zwischen den Bewohnern der dicht und weniger bevölkerten Distrikte betrffen, kurz darlegen.

Der Unterschied ist zwiefach. Erstens, wo die Stadt bedeutend ist, obgleich die Einwohner verschiedenen Confessionen angehören mögen, bietet dieser Umstand kein Hinderniß gegen die Erziehung der ganzen Bevölkerung, weil Raum genug da ist, um Schulen nach beiden Prinzipien zu erhalten. Die hochkirchlich Gesinnten konnten eine Schule gründen, von welcher durch die dort ertheilten Lehren und Observanzen die Dissenters ausgeschlossen wurden, während diese oder diejenigen Mitglieder der Kirche, welche Schulen ohne Unterschied der Confessionen unterstützen, eine Schule mit diesem allgemeinen Prinzip anlegen und so denjenigen den Vortheil der Erziehung gewähren könne, die von der hochkirchlichen Schule ausgeschlossen sind. Es dürfte aber Jedem einleuchten, daß in den kleineren Städten, wo die äußersten Anstrengungen der bemittelten Einwohner nur eine einzige Schule erhalten können, dies völlig unmöglich ist. Wenn da die größere Anzahl der Reichen der Hochkirche angehört, kann keine Schule für die Dissenters, welche arm sind, hergestellt werden, obwohl allerdings, wenn die größere Anzahl der Reichern Dissenters sind, die der

Hochkirche angehörigen Armen von einer solchen Schule Vortheile ziehen können. Wenn auf der andern Seite die reicheren Einwohner ziemlich gleich zwischen beiden Confessionen getheilt sind, und die Mitglieder der Hochkirche sich weigern sollten, das ausschließende Prinzip aufzugeben, so kann keine Schule zu Stande kommen. Es ist also in Orten von geringerer Größe der Fall, daß der Unterschied der beiden Prinzipien am empfindlichsten gefühlt wird, und hier ist es, wie ich mich versichert halte, daß der Fortschritt der Erziehung durch ein unbeugsames Festhalten an dem System der Nationalgesellschaft bedeutend gehemmt worden ist. Die geringe Größe des Orts bringt es mit sich, daß der Unterschied der Confessionen höchst natheilig auf die Verbreitung der Erziehung wirkt, selbst da sogar, wo Mittel und Neigung zur Errichtung von Schulen durch freiwillige Beiträge in Menge vorhanden sind. Zweitens aber findet man in den kleinen Städten, in den Dörfern und Landgegenden nicht dieselbe Bereitwilligkeit, Schulen anzulegen, welche die bevölkerten Gegenden so vortheilhaft auszeichnet; wo die Menschen in sehr kleinen Gemeinden, und noch mehr, wo sie über das Land verstreut sind, fehlt die Gewohnheit, zusammen zu wirken. Ihr Eifer wird nicht durch Sympathie und gegenseitige Mittheilung angefacht, wie dies der Fall ist, wo sie mit einander in fortwährende Berührung kommen, und selbst da, wo die Neigung auch wirklich vorhanden ist, fehlt es ihnen an Kenntnissen, einen Plan, welcher nur durch thätige Mitwirkung Vieler gelingen kann, auszuführen. In solchen Gegenden wäre es unbillig, zu erwarten, daß das große Werk der Volkserziehung vom eigenen Eifer der Reichen durchgeführt werden sollte, und hier ist es, wie ich glaube, daß die Regierung sowohl verpflichtet ist,

einzuschreiten, als daß dieses Einschreiten ohne Gefahr erfolgen kann.

Ich weiß schon, wie trocken und uninteressant dieser Gegenstand für alle hier Anwesenden sein muß. (Im Hause der Gemeinen wurde ein bedeutender Lärm um diese Zeit bemerkbar.) Dieser Gegenstand bietet kein politisches Partei- oder persönliches Interesse dar; er geht nicht auf eine Untersuchung der Handlungen irgend eines Mitgliedes der königlichen Familie aus; er hat nichts mit der Verletzung der Privilegien dieses Hauses zu thun, er hat nichts mit der Erhaltung oder Erwerbung von Stellen zu thun, kann wenig Vergnügen einem böswilligen und selbstischen Geiste gewähren, und hat folglich nur eine geringe Chance, die Aufmerksamkeit derer zu fesseln, die es vorziehen, ihren Geist ganz jenen höheren Beschäftigungen zu widmen. Ich stehe aber hier als der Vorsitzende eures Ausschusses, und wenn die Aufgabe, die mich interessirte, andern als langweilig erscheinen sollte, so kann ich diese nur versichern, daß ich weder ihre Aufmerksamkeit, noch ihre Gegenwart mir wünsche; und sollten sie vielleicht irgend eine andere wichtigere Beschäftigung anderswo in diesem Augenblick haben, so würde ich mich sehr verbunden fühlen, wenn sie derselben nachgehen wollten und uns erlauben, ohne Unterbrechung mit wenig ansprechenden, fesselnden und geringfügigen Worten die Sache des Volkes zu vertheidigen, diejenigen zu unterstützen, die keinen anderen Fürsprecher haben, die Nothwendigkeit eines allgemeinen Erziehungsplans klar zu machen und das Parlament anzuflehen, daß es diejenige Wohlthat dem Volke gönnen möchte, welche allein die Tugend eines reich bevölkerten, handeltreibenden und luxuriösen Reiches sichern, und allein verhüten kann, daß die Stabilität desselben durch den zunehmenden Luxus erschüttert werde.

Der einzige Plan, von dem wir mit Zuversicht erwarten können, daß der große Zweck der Volkserziehung auch erreicht werde, ist die Anwendung eines Systems von Kirchspielschulen in denjenigen Landestheilen, wo die freiwilligen Bestrebungen der reicheren Klassen der Gesellschaft unzureichend bleiben müssen. In Schottland ist dieses System von den glücklichsten Erfolgen gekrönt worden, und man hat mit ihm den Anfang gemacht zu einer Zeit, als das Land sich gerade in einer Lage befand, wie jene Distrikte Englands jetzt, auf die ich es anwenden möchte. Für Städte von größerer Bedeutung halte ich es für unanwendbar, und selbst wenn auch anwendbar, doch nicht für wünschenswerth. Doch scheint es, als wenn kein anderes Mittel vorhanden wäre, um dem Volke in den unbedentenden Städten und auf dem platten Lande die Wohlthaten der Erziehung zu gewähren. Etwas Aehnliches ist schon diesem Hause vorgelegt worden. Vor ungefähr eilf Jahren hat ein theurer und unvergeßlicher Freund von mir, wenn auch vielleicht etwas unzeitig, einmal einen ähnlichen Plan entworfen mit der ganzen Kraft seines großartigen und reinen Geistes; ein Geist, welcher seine ganze Thätigkeit den Gegenständen, die das Wohlergehen der ärmeren und hülflosen Klassen der Gesellschaft angingen, zu widmen schien. Die menschenfreundlichen Ansichten des Herrn Whitbread stießen damals auf großen Widerstand und, wie es uns erscheint, aus sehr begreiflichen Gründen; denn das Haus war aufgefordert, über eine gewichtige und verwickelte Frage, ohne eine vorangegangene Untersuchung derselben, Gesetze zu erlassen, und eine Bahn, im Dunkeln so zu sagen, mitten unter unbekannten Hindernissen zu wandeln. Es hatte große Vorurtheile zu bekämpfen, sogar in Männern von hohem Charakter und anerkannten Talenten. Unter Anderen ist es wahrhaft schmerzlich,

daran zu denken, daß es einen gab, die anerkanntermaßen zu den größten Zierden seines Zeitalters gehörte, einen, dem es niemals mißlang, durch seine prachtvolle Phantasie die Gemüther seiner Zuhörer zu begeistern, selbst wenn sie sogar fühlten, daß seine Logik sie irre führte, einen Mann, dessen Erfindungsgeist fortwährend für seinen eigenen Verstand Fallstricke legte, einen Mann, der nur zu oft durch Widersprüche, welche er bei einer ruhigen Ueberlegung selbst verachten mußte, seine Zuhörer zu umstricken versuchte. Es ist betrübend und niederdrückend, daran zu denken, daß als der größte aller dieser Widersprüche, Herr Windham selbst, der in seiner eigenen Person das Muster eines ausgezeichnet erzogenen Mannes war, er, der gerade den Beweis lieferte, was die Macht der Erziehung zu leisten im Stande ist, daß gerade der als der heftigste Gegner der Volkserziehung hervortreten sollte. Es folgten ihm, wie es bei großen Männern gewöhnlich der Fall ist, eine Menge von Leuten, die ihm unendlich weit nachstanden; Leute, die völlig außer Stande waren, sein großartiges Genie und seine Tugenden nachzuahmen, denen es jedoch ein Leichtes war, seine Excentricitäten und Irrthümer zu kopiren; ja sogar ging der niedrige Eifer seiner Nachahmer so weit, daß sie ihren Meister weit übertrafen und sogar behaupten wollten, daß, wenn man die Bauern und Handwerksburschen erzöge, diese sich nicht mehr zu ihren Arbeiten herablassen und verstehen würden. Es ist auf der andern Seite sehr tröstlich, daran zu denken, daß solche Vorurtheile und Phantasien längst völlig verschwunden sind. Während dieser und der zwei letzten Sitzungen habe ich kein einziges Wort in allen den Erörterungen, die sowohl im Hause oder im Ausschuß oder im Lande stattgefunden haben, gehört, daß der allgemeinen Verbreitung der Erziehung feindlich wäre; jeder Wider-

stand gegen die Maßregel selbst wird jetzt von Allen aufgegeben; die einzige Frage, die jetzt erörtert wird, ist die, wie man am zweckmäßigsten, am sichersten und am wohlfeilsten den Zweck erreichen kann.

Ich habe es schon als meine Ansicht dargethan, daß wir das System, welches in Schottland mit so vielem Glück befolgt worden ist, hier anwenden müssen, mit solchen Veränderungen jedoch, wie der Unterschied zwischen der Lage beider Länder erheischt. Die Aufmerksamkeit, die von der frühesten Periode an in jenem Theile dieses Reiches der Erziehung des Volkes gewidmet worden ist, gereicht unbedingt zur größten Ehre jenes Theils dieses Königreichs. So weit zurück bis ins 15te Jahrhundert und zwar im Jahre 1494, in einer Periode, wo es ziemlich schwer sein dürfte, in den Verhandlungen des englischen oder irländischen Parlaments eine Beachtung dieses Gegenstandes zu finden, wurde in jenem verhältnißmäßig armen und uncivilisirten Lande eine Parlamentsakte erlassen, deren Erwähnung in diesem Hause vielleicht Heiterkeit erregen wird, eine Akte, um Leute von gewissem Range, Barone nämlich und reiche Grundbesitzer, zu zwingen, ihren ältesten Söhnen einen gründlichen Unterricht im Lateinischen ertheilen zu lassen und später während drei Jahre im Studium der Gesetze zum Behufe, daß Gerechtigkeit allgemein durch das ganze Land verbreitet werden möchte. Andere Maßregeln von geringer Bedeutung wurden im 16ten Jahrhundert und zuletzt unter der Regierung Carls des Ersten zur Herstellung der Pfarrschulen von der Regierung erlassen. Diesem Monarchen gebührt unbedenklich das Lob, dieses System zuerst ins Leben gerufen zu haben. Ich weiß nicht, ob die Geschichtsschreiber den Unterschied zwischen seinem Benehmen England gegenüber und seinem ererbten Königreiche hinlänglich dargethan haben. In dieser Hinsicht äh-

nelte er einem berühmten Oberhaupte, das in diesen Zeiten sein Vaterland mit weit größerer Gunst behandelt hat, als das angenommene. Auf diese Weise war Carl, was er hinsichtlich Englands auch gewesen sein mag, für Schottland ein großer Reformator; ihm verdankt Schottland die wohlthätigste Veränderung in seiner kirchlichen Verwaltung, die Umwandlung nämlich der Zehnten, und ungefähr zu gleicher Zeit legte er den Grund zu einer andern, kaum unbedeutenderen Verbesserung sowohl im Staate, als in der Kirche, nämlich zu dem System der Pfarrschulen. Unter den vorigen Königen wurde es den Bischöfen auferlegt, für die Unterrichtsmittel zu sorgen, und unter Carl wurden die Grundbesitzer gezwungen, dieses Werk zu übernehmen. Es dauerte jedoch noch bis nach der Revolution, ehe diese Maßregel ihre völlige Wirksamkeit erreichte, und zwar durch eine der letzten und besten Akten des schottischen Parlaments; ein Gesetz, welches mit Recht zu den kostbarsten Vermächtnissen für das Land gezählt wird; die Erfahrung von mehr als einem Jahrhundert zeugt von den wohlthätigen Folgen dieses Systems. Die verursachten Ausgaben sind gering; das Schulgebäude ist nicht viel besser als eine Scheune, welche in Schottland für 40 und 50, und in England für 100 und 150 Pfund Sterlinge errichtet werden kann; das Jahresgehalt des Lehrers urspüglich auf 5 bis 11 Pfund beschränkt, wurde im Jahre 1803 bis auf seine gegenwärtige Höhe von 16 bis 22 Pfund erhöht. Diese geringen Summen, in jedem Kirchspiele angewendet, reichen aus, dem Lande die unermeßlichen Vortheile bis auf die niedrigsten Klassen zu gewähren; und bieten zu gleicher Zeit den höchsten Ständen des Reichs Vortheile, die man nicht berechnen kann. Das System ist eben so erfolgreich als billig, ausgedehnt wie nützlich, permanent als heilbringend. Die Auszeichnungen,

die daraus erwachsen, sind eben so ehrenwerth, als ihre Folgen wohlthätig sind, und weder die einen, noch die andern sind auf das Land allein beschränkt. Man kann hingehen, wohin man will, so findet man den Namen eines Schotten mit den Geistern der Menschheit verbunden, zuweilen vielleicht mit Eigenschaften, die eine aufrichtige Liebe für jenes gute Volk zu erwähnen verbietet; aber gewiß mit dem Rufe eines gut unterrichteten Mannes. Dem Besitze dieser beneidenswerthen Eigenschaft und nicht, wie ich hoffen muß, den andern Eigenschaften, die man ihnen zuweilen zurechnet, konnen wir die hohe Gunst, den bedeutenden Wohlstand, und was man gewöhnlich mit dem Namen Lebensglück bezeichnet, welche den Schotten überall, wo er sich ansiedelt, begleiten, mit Recht zuschreiben. Andere Länder, wo sie sich angesiedelt haben, sind ihrem Beispiele gefolgt — und nach welcher Weltgegend sind sie nicht ausgewandert? Ja, Sir, und ich frage, wo sind sie hingezogen, ohne dem Orte wenigstens eben so viele Vortheile zu gewähren, als der Ort ihnen. In Schweden, wo eine Anzahl edler Familien von schottischer Herkunft sich niedergelassen hat, findet man etwas dem schottischen Schulwesen Aehnliches; in den Schweizer-Cantonen und in vielen Gegenden des protestantischen Deutschlands ist ihrem Beispiele mehr oder weniger Folge geleistet, und die wohlthätigen Erfolge auf die Veredlung der niederen Klassen und des allgemeinen Wohls der Gesellschaft sind, wenn ich meinem eigenen Urtheile und dem von vielen andern Reisenden trauen darf, hinreichend offenbar geworden. Amerika bietet noch ein Beispiel, welches die phantastischen Entwürfe derjenigen, die in der Erziehung etwas der allgemeinen Thätigkeit Nachtheiliges zu erblicken glauben, auf's Entschiedenste widerlegen muß. Das ist zweifelsohne das letzte Land der Welt, wo die Trägheit Aufmunterung

finden kann; im Gegentheil wirft man jenem Lande vor, daß seine Einwohner zu beschäftigt sind, um gebildet zu sein. Ein träger Mensch ist dort eine Art Ungeheuer; er kann keine Stelle finden unter den zahllosen Schaaren, die jenes ungeheure Festland durchziehen. In dem heftigen Strome seiner thätigen und strebsamen Bevölkerung ist es rein unmöglich, einen Augenblick stille zu stehen; wenn er die Bewegung derselben nicht theilt, wird er von ihr überwältigt und bei Seite gestoßen. Doch so sicher ist der Glaube dort, daß die Volkserziehung die beste Grundlage des nationalen Glückes bilde, daß bei jeder Schenkung der unermeßlichen Ländereien ein gewisser Theil von jedem Städtchen, ich glaube der zwanzigste, für Deckung der Unkosten der Erziehung und für Unterhalt den Armen reservirt wird.

Ich habe schon die erste Anregung dieses Gegenstandes durch den Herrn Whitbread erwähnt. Der einzige triftige Einwurf, der seinem Plane, welcher mit dem meinigen in manchen Beziehungen übereinstimmt, wenn er auch in manchen wichtigen Punkten von demselben abweicht, entgegen gehalten wurde, kam von einer so beachtungswerthen Seite, daß ich denselben besprechen darf. Herr Perceval glaubte, der Vorschlag meines ehrenwerthen Freundes sei vorzeitig; er hielt es für einen verkehrten Anfang, Gesetze zu erlassen, bevor man Untersuchungen eingeleitet hätte, und empfahl, was ich übrigens vor zwei Jahren, als ich die gegenwärtige Maßregel in Vorschlag brachte, nicht wußte, daß, ehe irgend etwas Weiteres in der Sache gethan werden sollte, man eine Commission, um den Zustand der milden Stiftungen und anderer Anstalten für die Volkserziehung zu untersuchen, niedersetzen möchte. Dieser Ausschuß hat nun große Fortschritte in dieser Untersuchung dieses Gegenstandes gemacht, und eine ungeheure Masse

von Mitteln zur Beurtheilung des Zustandes derselben von allen Seiten erhalten. Gegenwärtig sind wir thätig beschäftigt, unsere Nachforschungen durchzuführen und solche Tabellen zu entwerfen, die einen klaren Ueberblick über die ganze Lage, eine Karte, so zu sagen von den Zuständen der Volkserziehung in allen Theilen des Landes gewähren sollen, um das Auge in den Stand zu setzen, mit einem Blicke die gegenwärtigen Mittel der Volkserziehung, und wo sie unzureichend sind, zu überschauen; wie viele Kinder auf irgend einem gegebenen Orte Unterricht genießen, und auf welche Weise; wie viele Kleidung und Kost erhalten; wo die Fonds für solchen Unterricht oder solche Erhaltung herkommen; mit Auskunft zu gleicher Zeit über vielerlei Sachen, die der später zu ernennenden Commission die nützlichsten Winke an die Hand geben können. Sobald diese Tabellen dem Hause vorgelegt sind, wird eine hinreichende Grundlage vorhanden sein für die Maßregel, die früher oder später ergriffen werden muß, wie ich sicher überzeugt bin; denn hieraus wird es erst ersichtlich, in welchen Gegenden die Pfarrschulen am meisten nöthig sind, und wir werden dadurch in den Stand gesetzt, unsere Maßregeln so zu treffen, daß wir nicht den Wohlthätigkeitssinn des Einzelnen hemmen, oder unnöthige, und, was gleichbedeutend ist, schädliche Gesetze erlassen.

Was den unmittelbaren Gegenstand unserer jetzigen Erörterung betrifft, nämlich die Untersuchung des Zustandes und der Verwaltung der milden Stiftungen, so fühle ich mich vollkommen versichert, daß das Haus mit mir die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel, wenn ich ihm aus einzelnen Thatsachen den großen Belauf der Fonds und zu gleicher Zeit die Mißbräuche in der Verwaltung derselben darlege, einsehen wird. Aus den erwiesener Maßen

höchst mangelhaften Berichten, die im Jahre 1788 auf Befehl des Parlaments erstaltet wurden, geht hervor, daß zwischen 7—800,000 Pfund jährlich aus milden Stiftungen gezogen werden; doch wenn wir der großen Nachlässigkeit, die in der Verwaltung von Fonds, die keiner genügenden Controle unterworfen sind, sich einschleicht, gedenken, wenn wir uns außerdem der vielen Mängel, die aus den unzulänglichen Befugnissen zur vortheilhaften Anlage der Gelder entstehen, worunter die Verwalter leiden, erinnern, Mängel, die der Erblasser hätte leicht beseitigen können; so wird es nicht gewagt sein, die jährlichen Einkünfte, die aus den bestehenden Stiftungen erwachsen sollten, zu zwei Millionen anzuschlagen, welche größtentheils aus Grundeigenthum erhoben werden.

Mir scheint es durchaus nothwendig, daß das Haus den genauen Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen Gegenstande seiner Erörterung und einem andern, der die lebhafteste Theilnahme bei allen Klassen in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, nämlich den Armengesetzen, wahrnehme. Und der jetzige Augenblick muß als der geeignetste erscheinen, da wir mit der Revision der Armengesetze beschäftigt sind, und aus der gleichzeitigen Betrachtung dieser beiden verwandten Gegenstände nur die höchsten Vortheile erwachsen können.

Aus der ungeheuren Masse von Belegen, die dem Ausschuß vorgelegt worden sind, erachte ich es für zweckmäßig, den Mitgliedern dieses Hauses einige Beispiele der Mißbräuche und Mängel in der Verwaltung der Erziehungsanstalten, die in jedem Theile dieses Landes sich in dieselben eingeschlichen haben, vorzulegen. Gegenwärtig ist es meine Absicht nicht, die verschiedenen Orte namentlich aufzuführen, sondern nur die Grafschaften, wo die Fälle der Mißbräuche vorgekommen sind. Da es nicht selten statt-

findet, daß ungenaue Gerüchte von Anklagen gegen Individuen sich durch's Publikum verbreiten, so sollen die Angeklagten, sobald die sämmtlichen Einzelnheiten in den Berichten des Comités ausführlich dargelegt sind, namhaft gemacht werden. Dann aber werden die Letzteren Gelegenheit haben, die gegen sie erhobenen Klagen zu untersuchen und die Namen ihrer Ankläger kennen zu lernen. Eine merkwürdige Fahrlässigkeit, um es mit dem gelindesten Ausdruck zu bezeichnen, scheint in der Verwaltung einiger milden Stiftungen in der Grafschaft Berkshire stattgefunden zu haben. Unter der Regierung Carl's I. wurde die Summe von 3900 Pfund zur Erhaltung einer Schule in Ländereien angelegt. Was für Zinsen, glaubt nun dieses Haus, bringen diese Ländereien jetzt jährlich ein? Im Jahre 1811 betrug die ganze Einnahme von solchen Ländereien nur 196 Pfund oder 5 Procent auf das anderthalb Jahrhundert vorher angelegte Capital, und nur 10 Pfund mehr als zur Zeit der Restauration davon einkam. Der guten Verwaltung unter Carl II. gelang es, 5 Procent Zinsen bald aus demselben zu ziehen, aber die weniger sorgfältigen, ich will nicht sagen weniger ehrlichen, Verwalter unter der Regierung Georg's III. verpachteten die Güter auf sechszehn Jahre zu einem Preise, der nur 10 Pfund höher war, als der, welcher ein Jahrhundert vorher bezahlt wurde. Im Jahre 1811 wurde allerdings der Pachtzins verdoppelt, doch hat man jeden Grund zu glauben, daß diese Summe auch in keinem Verhältniß zum wirklichen Werth der Güter stehe. In derselben Grafschaft besitzt eine Schule Güter, die für 450 Pfund jährlich verpachtet sind. Die Landvermesser taxiren dieselben zu jährlich 1000 Pfund. Eine gewisse Körperschaft zu Hampshire hat lange Jahre die Verwaltung gewisser Güter,

die von den Landvermessern zu 2000 Pfund jährlich angeschlagen sind, in Händen gehabt. Sie sind gegenwärtig für 200 oder 300 Pfund jährlich verpachtet, mit der Erhebung von Aufgeldern. Was aber aus diesen Aufgeldern wird, das weiß Niemand oder will Niemand sagen. Diejenigen, die an der richtigen Verwendung dieser Gelder betheiligt sind, bitten vergebens um Auskunft darüber. Die Körperschaft hüllt sich in die ehrwürdigste Geheimnißkrämerei und verweigert ihre Bücher der Einsicht zu unterwerfen, wodurch sie entweiht würden. Dieselbe Körperschaft hat 1000 Pfund aus dem Vermächtnisse eines Londoner Kaufmanns erhalten, um dieselben an arme Handwerksleute in kleinen Anleihen auszuborgen. Wie sie 500 Pfund von dieser Summe angelegt haben, weiß ich nicht; sie können sie allerdings an arme Kaufleute derborgt haben; doch die andern 500 sind nicht so angelegt worden, sondern auf eine höchst sinnreiche Art angewandt, um eine Corporationsschuld zu tilgen. Das Geld ist den Creditoren der Corporation zinsfrei geliehen worden, und eine wahrhaft merkwürdige Empfehlung ist von der Corporation an ihre Nachfolger in ihre Bücher eingetragen worden, daß die Nachfolger nämlich künftighin dieselbe Operation vornehmen sollten, so oft die Forderungen der Creditoren lästig würden. Ich habe nicht weniger als 40 oder 50 Belege solcher Mißbräuche in Händen, die ich aus den von der Geistlichkeit erstatteten Berichten entnommen habe. Das Ausschußzimmer steht einem jeden Mitgliede offen; die Anordnung ist so getroffen, daß die Einzelnheiten eines jeden Falles mit Leichtigkeit zu ermitteln sind. In der Grafschaft Norfolk wurde eine Schule im Jahre 1680 gegründet zur Erziehung von 40 Kindern; gegenwärtig genießt kein einziges Kind die Erziehung in derselben; der ehrwürdige Berichterstatter darüber bemerkt, daß

ein tiefes Dunkel über dieser milden Stiftung schwebe, eine Bemerkung, die uns um so weniger befremden kann, wenn wir erfahren, daß die bezüglichen Güter 300 Pfund jährlich einbringen, und daß keine Revision der Ausgaben seit 30 Jahren stattgefunden hat. In Essex wurde vor vielen Jahren eine Schule gegründet, bei deren Verwaltung so unglaubliche Mißbräuche sich eingeschlichen haben, daß eine Zeit lang nur ein paar Kinder in derselben unterrichtet wurden. Der Unterricht war, wie ich glaube, von einem Handwerker, den der Lehrer anstellte, ertheilt worden. Der jetzige Direktor erzieht 70 Kinder, doch ist das Einkommen so groß, daß er ungefähr 1000 Pfund jährlich, nach Bestreitung aller etwaigen Unkosten, einnimmt. In einem Orte von Leicestershire ist das einer Schule gehörige Vermögen neuerlich zum Verkauf angeboten worden, aber mit welchem Fug oder Recht, kann ich mir durchaus nicht enträthseln. In Worcestershire ist eine Stiftung, die vor ein paar Jahren existirte, jetzt gänzlich verschwunden, und in derselben Grafschaft genießt eine Schule eine Dotation von 1000 Pfund jährlich, auf deren Gütern nur neulich Holz für 170 Pfund geschlagen wurde. Ihrer Stiftungsurkunde gemäß sind die sämmtlichen Einwohner des Orts berechtigt, ihre Kinder in derselben kostenfrei erziehen zu lassen, doch hat der Direktor so viele Einwendungen gegen die einzelnen Schüler geltend zu machen gewußt, daß vorläufig nur 8 Knaben in derselben unterrichtet werden. In dem nördlichen Theil von Yorkshire besteht eine Schule mit einem Einkommen von 1300 Pfund jährlich; hierfür werden 6 Knaben unterrichtet. Der Lehrer einer Schule im östlichen Theil derselben Grafschaft zieht sein jährliches Honorar ein und lebt im westlichen Theile; dieses hat er auch seit dreißig Jahren gethan. Die Bemerkung des Berichts scheint also ziemlich über-

flüssig, „daß diese Schule eine Sinecure sei und mit den Fonds Mißbrauch getrieben werde." Auf die Anfrage, welche Mittel in ihrem Kirchspiel für die Volkserziehung vorhanden seien, erhalten wir als Antwort „keine;" Lord so und so und seine Vorfahren haben die Güterzinsen, die der Volksschule gehörten und von bedeutendem Betrage waren, seit langer Zeit derselben vorenthalten. In einem ähnlichen Falle wurden wir durch eine Bemerkung in einer Geschichte der Grafschaft Westmoreland auf ein gewisses Kirchspiel darin aufmerksam gemacht: „hier wurde eine Schule reichlich dotirt, gedieh jedoch nur die Probezeit hindurch, worauf sie, da sie dem Besitzer des Guts nicht gefiel, aufgehoben wurde." Mit andern Worten, es wurden die Schüler, um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, entlassen, die Schule aufgehoben, und man hat seitdem nichts mehr von derselben gehört. Auf diesen Wink hin stellten wir Untersuchungen an, und fanden auch, daß nach den testamentarischen Verfügungen des Erblassers im Jahre 1700 ein bedeutendes Landgut, ein schönes Landschloß, so wie die Zehnten eines Kirchspiels und Dörfchens zur Errichtung und Unterhaltung einer Schule vermacht worden seien. Doch hat diese Schule nicht ihre Probezeit überstanden. Allerdings ist es wahr, daß einige von denen, welchen das Gut in der neuesten Zeit zugefallen ist, eine kleine Schule in ihrem eigenen Namen und gleichsam aus eigenem Wohlthätigkeitstriebe gegründet haben; doch ist es nur gerecht, daß Leuten, die Belehrung erhalten, wenn Fonds oder Geldmittel den Armen vermacht werden, Dankbarkeit für dieselben eine Pflicht sei, und eine, die, wie ich hoffe, immer erfüllt wird. Dann aber gehören diese Gelder den Armen, und man darf sie nicht zum zweiten Male zur Dankbarkeit gegen diejenigen nöthigen, welche ihnen bruchstückweise das schenken,

was im Ganzen ihnen früher zu Theil wurde, ein für alle Mal und vor hundert Jahren. Ich erinnere mich eines anderen Beispiels in dem nördlichen Theile von Yorkshire, wo gegen ein Einkommen von beinahe 500 Pfund jährlich der Lehrer nur vier oder fünf Schüler unterrichtet, während viele noch leben, welche sich erinnern können, daß in dieser Stiftung 40 bis 50 Schüler unterrichtet worden sind.

Die sämmtlichen Fälle, deren ich hier Erwähnung gethan habe, sind mit zwei Ausnahmen den von den Pfarrern eingesandten Berichten entlehnt; sie sind folglich von jedem Argwohne der Uebertreibung frei; in der That kann man keinen Augenblick bezweifeln, daß diese ehrwürdigen Herren mehr geneigt sind, die Mißbräuche, die in ihrer Nachbarschaft vorkommen, eher zu verkleinern als zu vergrößern, und aus dem einfachen und im Ganzen sehr verzeihlichen Grunde, weil sie nur ungern die Ankläger derer werden mögen, mit denen sie freundschaftlich verkehren. Diese Berichte und in der That alle Nachforschungen des Comités beziehen sich lediglich auf solche milde Stiftungen, welche die Volkserziehung zum Zwecke haben. Wir haben folglich keine Zeugnisse, die gegen andere Mißbräuche sprechen würden, aufgenommen, obwohl allerdings alle milde Stiftungen denselben Mißbräuchen ausgesetzt sind, wie die der besonderen Art, welche wir untersucht haben.

Jetzt werde ich durch das Zeugniß eines Mannes das Vorhandensein bedeutender Mißbräuche zu beweisen suchen, eines Mannes, ich meine Lord Kenyon, dessen Aussage aus manchen Gründen die größte Beachtung verdient, vorzüglich aber, wenn seine Stimme sich gegen Unterschleife der öffentlichen Gelder erhebt, welche zu denunciren jener edle und gelehrte Mann sich nie besonders eifrig angelegen sein ließ. Einem Schullehrer wurde die Erlaubniß verweigert, im Bis-

thum des Erzbischofs von York das Lehramt bei einem Gymnasium zu bekleiden. Hierauf wandte sich der Lehrer an den Ge=ichtshof der Kings-beuch, um seine Einsetzung gerichtlich auszuwirken. In dem Urtheile zu Gunsten des Erzbischofs bediente sich der Oberrichter Lord Kenyon der folgenden merkwürdigen Ausdrücke: „Wer den Zustand der Gymnasien in den verschiedenen Theilen dieses Reichs untersucht, wird leicht die traurige Lage, worin die meisten derselben sich befinden, auf der Stelle erkennen, und kann nur sehnlichst wünschen, daß diejenigen, welche die Verwaltung oder Aufsicht über dieselben führen, so vorsichtig wie der Erzbischof von York im vorliegenden Falle wären. Wenn andere Leute ihre Pflichten so gewissenhaft erfüllt hätten, würden wir nicht, wie jetzt der Fall ist, leere Wände ohne Schüler und Alles, außer dem Empfang der Honorare und Emolumente, vernachlässigt finden; in einigen Fällen, die zu unserer Kenntniß neuerlich gelangt sind, gab es sogar keinen einzigen Schüler in manchen Schulen, obgleich die Dotationen derselben sehr bedeutend sind."

Wenn also solche Mißbräuche existiren, wenn wir so hohe Autoritäten für ihr Dasein haben, bin ich sicherlich berechtigt, es als eine durchaus nothwendige Pflicht des Parlaments zu erklären, sofort Schritte zur Untersuchung und Abhülfe einzuleiten. Hier muß ich jedoch des Lärmens gedenken, der von einer gewissen Seite gegen die Vollmachten der Comitémitglieder erhoben wird. Es heißt, daß solche Vollmachten mit den Rechten des Privateigenthums unverträglich seien. Mit dem nichtigen Vorwand eines besonderen Zartgefühls für jene heiligen Rechte bin ich ganz sicher, daß die Urheber dieses Geschreies nur ihre eigene Furcht, als Räuber der Armen dargestellt zu werden, bedecken. Diesen schamlosen Menschen will ich nur sagen, daß die Theorie, die sie entwickeln,

als seien die Fonds milder Stiftungen in den Händen der Verwalter als Privateigenthum anzusehen, der ganzen Gesetzgebung Englands durchaus widerspricht. Das Gesetz betrachtet die Erbschaft der Armen als Gegenstand der öffentlichen und nicht der privaten Jurisdiktion, und behandelt dieselbe wie die Rechte der Krone und der Kirche. Ich wünsche ein für alle Mal, das Mißverständniß, worüber ich jetzt klage, aufzuklären, weil es listig ersonnen und verbreitet wird, um Vorurtheile gegen die gegenwärtig vorgeschlagene Maßregel zu erwecken, indem man sich auf die zärtliche Behandlung, die in Allem beobachtet werden muß, was Privatrechte angeht, beruft. Ich muß also nochmals wiederholen, daß es keinen größeren Mißbrauch der Sprache durch eine unwissende und absichtliche Verdrehung derselben geben kann, als gerade die Behauptung, es hätte die milde Stiftung ihrem Wesen nach Alles mit dem Privateigenthum gemein. Die Gesetzgebung hat sie zu allen Zeiten als Gemeingut betrachtet. Die 43ste Parlamentsakte unter der Königin Elisabeth befiehlt, daß Commissionen niederzusetzen seien, nicht allein, um Mißbräuche in der Verwaltung solcher Fonds zu untersuchen, sondern dieselben auch abzustellen. Wer aber in der Welt hat je an eine Commission gedacht, welche die Verwaltung des Privateigenthums untersuchen sollte? Ist das Gut eines Privatmannes in Verfall gerathen, ist sein Land zu einem nominellen Zinswerth verpachtet, wer hat je davon geträumt, es sei denn, daß ein Minderjähriger dabei betheiligt wäre, eine gerichtliche Untersuchung zur Abhülfe des Mißbrauchs oder der schlechten Verwaltung einzuleiten? Die verschiedenen Parlamentsakten behandeln diese Fonds durchaus als Gemeingut, und ermächtigen den Kanzleigerichtshof, auf Antrag von irgend zwei Personen eine Untersuchung in dieser Beziehung einzu-

leiten. Der General-Prokurator ist sogar nach gemeinem Rechte ermächtigt, auf Antrag einer einzigen Person, wo der Verdacht eines Mißbrauchs von Fonds milder Stiftungen vorliegt, ein Verfahren einzuleiten. Giebt es nun irgend etwas in den englischen Gesetzen, was diesem hinsichtlich des Privateigenthums entspricht, außer wenn die Rechte der Minderjährigen betheiligt sind? Es scheint, als wenn das Gesetz die milden Stiftungen gleichsam wie die Güter der Mündel betrachtete und die Armen unter seinen besonderen Schutz nehme. Es wird aber behauptet, daß es hart sei, Leute zur Vorzeigung ihrer Besitztitel zu zwingen. Ich habe aber die vorliegende Maßregel so zu fassen gesucht, daß kein Vorwand für eine solche Klage eintreten kann. Wo das Ganze einer Urkunde oder sonst eines Documents sich auf eine milde Stiftung bezieht, muß der Besitzer es vorzeigen, und hieraus kann ihm unmöglich irgend ein Schaden erwachsen. Wenn nur ein Theil der Urkunde sich auf die milde Stiftung bezieht, so braucht der Inhaber der Urkunde nur diesen Theil in gerichtlich beglaubigtem Auszuge mitzutheilen. Will der Inhaber schwören, daß in der von ihm verlangten Urkunde nichts die milde Stiftung Betreffendes enthalten sei, so kann er nicht gehalten werden, weder das Document selbst, noch eine Abschrift desselben mitzutheilen. Wenn sogar Documente sich in den Händen von Agenten oder als Bürgschaft in den Händen von Mittelspersonen befinden, so müssen alle Betheiligten zuerst benachrichtigt werden, ehe dieselben vorgezeigt zu werden brauchen. Die den Commissionären zu ertheilende Vollmacht, nöthigenfalls Personen zur Haft zu bringen, ist angegriffen worden; doch halte ich sie für durchaus nothwendig, will man, daß die Maschine mit Erfolg wirken soll. Wo Mißbräuche solcher Größe, wie ich sie so eben beschrieben

habe, existiren, können wir nicht erwarten, daß das mächtige Interesse, welches einzelne Individuen, sie zu verheimlichen haben, anders überwunden werden kann, als durch die Anwendung einer Kraft, die jedem Hinderniß Trotz zu bieten vermag; doch sind zur Verhütung jedes möglichen Mißbrauchs dieser Gewalt die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in Fülle vorhanden; hierbei werden Jedem, der sich für beeinträchtigt in seinen Rechten hält, die Mittel in die Hand gegeben, eine Abstellung derselben zu erwirken, und dadurch wird hauptsächlich der Willkür vorgebeugt, daß ein ausführlicher Bericht der sämmtlichen Umstände im Verhaftsbefehl enthalten sein muß.

Die Bestimmungen, wonach die zwei Universitäten und die vier großen Gymnasien des Landes von dieser Maßregel ausgenommen werden, sind die einzigen, die einige Erläuterungen zu erheischen scheinen. Warum sollen diese Körperschaften, fragt man, von der allgemeinen Maßregel ausgenommen werden? Wenn keine Mißbräuche in der Verwaltung ihrer Fonds oder in den anderen Zweigen ihrer Leitung vorkommen, was haben sie in einer Untersuchung zu befürchten? Sollten dagegen Mißbräuche wirklich vorhanden sein, warum soll man sie nicht untersuchen und entfernen? Gern gestehe ich, daß ich selbst das volle Gewicht dieses Einwurfs empfinde, obwohl bereit, der Würde dieser Körperschaften, vorzüglich der Universitäten, Vieles zuzugestehen; doch sehe ich nicht ein, wie irgend eine Körperschaft durch eine Untersuchung, die sie völlig über jeden Verdacht erhaben stellt, an Würde verlieren kann; ja sogar die wahrste Würde ist die, welche, ihrer eigenen Unschuld bewußt, zur Untersuchung auffordert und vor derselben besteht; nicht die, welche sich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt und sich stellt, als wenn die Wegräumung der Verdachtsgründe unter ihrer Würde wäre. Denn es

muß bemerkt werden, daß jede solche Verweigerung zweideutig ist und eben so aus der Furcht, bloßgestellt zu werden, wie aus dem Widerwillen gegen den Verdacht hervorgehen kann, und daß es nie an Leuten fehlen wird, welche nur zu gern glauben, daß dieses so stolz geheuchelte, geheimnißvolle Wesen der Sicherheit nicht der Ehre halber angenommen sei. Doch bin ich nicht allein durch die Besorgniß, daß die jetzige Maßregel vielleicht hätte dadurch befördert werden können, abgehalten worden, auf diese großen Körperschaften die Maßregel anzuwenden, sondern auch durch den Gedanken, daß sie fortwährend unter den Augen des Publikums stehen, und sowohl vermittelst des Kanzleigerichtshofes, als dieses Hauses beobachtet werden können. In den meisten Fällen entstehen Mißbräuche in der Verwaltung, wo sie den Augen des Publikums entzogen sind. Das Dasein solcher Stiftungen ist häufig sogar den Betheiligten unbekannt. In solchen Fällen ist es weder dem Ausschuß, der über uns sitzt, noch Privatleuten möglich, Untersuchungen anzustellen, oder Klagen gegen etwaige Mißbräuche zum glücklichen Resultate zu führen. Doch ist es merkwürdig genug, daß die erste Parlamentsakte, welche zur Verhütung der Mißbräuche bei milden Stiftungen erlassen wurde, ihren Ursprnng einer gegen die Universitäten vorgebrachten Klage verdankt. Diesem Hause wurde eine Klage vorgelegt, worin die vielen Defraudationen der Directoren der Collegien in Oxford und Cambridge, die Verwendung der diesen gehörigen Güter zu Zwecken, die den Absichten der ursprünglichen Gründer zuwiderliefen, nämlich zu ihren eigenen Privatzwecken, hervorgehoben, und der Rath dieses Hauses um eine Reform und eine Parlamentsakte erbeten wurde.

In Folge dieser Klageschrift wurde auch eine Akte votirt und dem Hause der Lords zugeschickt. Doch

merkt auf den Hergang der Sache! Ihre Lordschaften schickten durch die Hände des Erzbischofs von Canterbury die Akte mit einem Amendement zurück, welches gerade dahin ging, die Universitäten von der Wirkung dieser Akte auszuschließen, obgleich die Akte gerade deswegen für nöthig erachtet wurde, um die angeblichen Mißbräuche derselben Universitäten zu beseitigen.

Häufig hat man mir entgegnet, daß hinreichende Mittel schon vorhanden seien, ohne weitere Maßregeln zur Beseitigung der bestehenden Uebel zu ergreifen. Doch ist ein einziger Blick in die Geschichte der seit dem Jahre 1634 niedergesetzten Commissionen hinreichend, die völlige Nichtigkeit dieses Einwands darzulegen. Vom Jahre 1634 bis 1760 wurden einhundert und vierundsechzig solcher Commissionen niedergesetzt. Seit dieser Periode aber ist dieses Heilmittel ganz in Vergessenheit gerathen. Innerhalb der letzten 75 Jahre ist nur eine einzige ernannt worden, aus dem einfachen Grunde, weil derjenige, der diesen Weg einschlägt, in den Kanzleigerichtshof wandern muß. Seht dann auf das Heilmittel, welches diejenigen, die dieser Maßregel Widerstand zu leisten drohen, für so hinreichend halten, und uns rathen, daß wir uns an die alten Gesetze des Landes wenden sollen. Da habt ihr ein Heilmittel, sagen diese Herren; was für Grund habt ihr denn, zu klagen? Der Kanzleigerichtshof steht euch offen. Kommt ihr, die ihr Alle unter der Last der Defraudation oder des Druckes gebeugt seid, tretet ihr in die ewigen Thore des Kanzleigerichtshofes hinein, zugegeben, ihr seid die Armen des Landes, das Uebel, worüber ihr klagt, hat euch Alles geraubt, doch geldlos wie ihr seid, hülflos seid ihr nicht; ihr habt nur im Kanzleigerichtshof eine Klageschrift einzureichen, und die Sache ist geordnet. Nun, wenn es auch in der Wirklichkeit nichts gäbe,

doch giebt es allerdings in dem Namen des Kanzleigerichtshofes etwas, was die Phantasie erschreckt und Furcht den Ungebildeten einflößt. Ich entsinne mich des Wortes eines großen Mannes. Der Richter hatte seinem Clienten gesagt, er solle sich an den Kanzleigerichtshof wenden. Hierauf antwortete Herr Erskine mit naiver Stimme, die den Saal von Westminster von lang anhaltendem Gelächter durchtönen ließ: „Will denn eure Lordschaft einen Mitmenschen dorthin schicken?" Wie grundlos diese Furcht nun auch sein mag, so erschreckt sie doch. Wenn mir also Jemand einwendet, daß ich hier einen hinreichenden Schutz habe, so antworte ich ihm, daß dieses Heilmittel nur dreimal in einem halben Jahrhundert versucht ist, nur einmal innerhalb der letzten dreißig Jahre, und ich ersuche ihn, die Folgen jenes Versuchs zu prüfen. Obgleich ich nun die Aufmerksamkeit dieses Hauses lange in Anspruch genommen habe, so kann ich doch nicht schließen, ohne eine Ueberzeugung auszudrücken, daß viele Mißbräuche vorhanden sind ohne Verschuldung der dabei Betheiligten. Nachlässigkeiten können vom Vater auf den Sohn so lange vererbt werden, bis die richtige Verwaltung völlig in Vergessenheit gerathen ist. Ein Mann kann Gelder als die seinigen ansehen, die durch einen weitläuftigen Vorfahren ihrer richtigen Verwendung entfremdet worden sind. Es sind sogar Fälle vorgekommen, wo diejenigen, die Bezahlung zu leisten wünschten, Niemanden fanden, der dieselbe zu empfangen berechtigt war. Meiner innersten Ueberzeugung nach sind die meisten dieser Mißbräuche der Art, daß sie zur Last keines Andern gelegt werden können, als des ursprünglichen Erblassers, oder seiner unmittelbaren Nachkommen, welche den Anfang mit Mißbräuchen gemacht haben, welche die Zeit verewigt und schuldlos durch Verschleierung ihres Ursprungs dargestellt hat.

Ich darf nicht diese Rede schließen, ohne der Mildthätigkeit zu gedenken, die zu allen Zeiten die Bewohner dieses Landes auszeichnet hat; mit unaussprechlicher Freude betrachte ich die reichen Gaben, die gespendet worden sind, den ehrlichen Eifer, den Privatpersonen für das Wohlergehen ihrer Mitmenschen an den Tag gelegt haben. Forschen wir nach dem Ursprung jener großartigen Stiftungen, so finden wir in der Regel, daß sie nicht der öffentlichen Politik, nicht der Freigebigkeit derer, die fürstliche Güter besaßen und einen Theil derselben zum Vortheil der Menschheit verwendet sehen wollten, nicht denen, die ungeheures Vermögen durch die Bekleidung öffentlicher Aemter sich erworben haben, und durch Mildthätigkeit ein wenig von dem, was sie von dem Staate gezogen haben, zurückzugeben dachten, nicht daß solchen Quellen diese Stiftungen ihren Ursprung verdanken. Weit häufiger ist es irgend ein Unbekannter, ein Handelsmann von niederer Geburt, der, dankbar für die Erziehung, die ihm den Reichthum verschaffte, einen Theil desselben den Ansprüchen seiner näheren Verwandten entzog, um andere Hülflose, die sich in ähnlichen Umständen mit seinen früheren befänden, in den Stand zu setzen, dieselben Hindernisse zu überwinden, über die er gesiegt hat. In der Geschichte dieses Landes, sei es die öffentliche oder die private, kenne ich keinen rührenderen Zug, als eben diesen, es sei denn der Anblick, den wir alle Tage vor unseren Augen haben, wie so viele ihr Vermögen, ihre Zeit, ihre Gesundheit der Wohlthätigkeit und dem Mitleid weihen. Wie viele Leute kenne ich selbst persönlich, denen man nur zu sagen hat: die und die sind unbeschäftigt, ihre Kinder unerzogen, sie leiden im Gefängniß, sind Opfer der Krankheit, Unglückliche und Elende, und sofort werfen sie alle anderen Beschäftigungen bei Seite, als wenn auch sie keine Familie zu versorgen hätten, und

arbeiten unablässig, um den Hungrigen zu speisen, den Nackten zu kleiden und den Kindern der Armen die unschätzbare Wohlthat der Erziehung, welche ihnen allein den Wunsch und die Macht, ihre Mitmenschen zu unterstützen, eingeben kann, angedeihen zu lassen. Dieses Bild gewährt mir das unaussprechlichste Vergnügen, und um so mehr, da es England eigenthümlich ist. Man muß um so stolzer darauf sein, da dieses das folgerechte Resultat von Englands freier Constitution ist. Wo Tyrannen herrschen, können wohl Paläste sich erheben zur Beherbergung der Armen, Spitäler können die großartigsten Zierden der mächtigen Residenzen werden, aber wie schön sie sich dem Auge zeigen mögen, wie nützlich auch gewissen Klassen, so verdanken sie doch ihre Gründung den Leiden Anderer; sie werden nicht durch die Wohlthätigkeit von Privatleuten, welche ein eben so großes Vergnügen dem Geber wie dem Empfänger gewährt, erhalten, sondern durch die schwer erworbenen Verdienste der Armen. Es sind Gelder, die ihrer Armuth abgepreßt, ja zuweilen durch widersinnige Abgaben selbst von ihren Lastern erhoben werden. So lange die Herrscher eines Volkes ihm seine heiligsten Rechte entziehen, nämlich eine Stimme in der Verwaltung seiner heiligsten Güter, so lange müssen sie den edlen Empfindungen fremd bleiben, jener erhabenen Denkungsart, welche den freien Mann auszeichnet, die sie über die Sphäre des Eigennutzes hinauszublicken gestattet, ihre Herzen erhebt, und ihre Arme zum Nutzen und Vortheil ihres Vaterlandes zu erheben antreibt. Keine Folge des Despotismus ist mehr entwürdigend, als gerade, daß sie die edelsten Gefühle unserer Natur unterdrückt und so die Menschen argwöhnisch und selbstsüchtig macht. Es ist Englands Glück, daß es immer noch ein Volk besitzt für höhere Zwecke empfindlich; doch habe ich mich von dem ursprünglichen

Gegenstande dieser Erörterung entfernt in einer Bewunderung für jene menschenfreundlichen Personen, deren Benehmen ich häufig Gelegenheit gehabt habe zu beobachten, und deren Verdienste weit über die Anerkennung hinausgehen, die ich ihnen mit Worten zu zollen im Stande bin.

Alle bisher angeführten Autoritäten stimmen in der Ansicht überein, daß die Volksbildung nicht weit genug fortschreiten könne, der Kreis der Lehrgegenstände sich daher möglichst zu erweitern, die Lehrmethode möglichst zu verbessern habe. Aber dieser Ansicht hat es von jeher, eben so wie die Behauptung und Forderung, daß die Schule sich von der Kirche emancipiren müsse, nicht an erbitterten Gegnern gefehlt. Diese Gegner werden wir fast sämmtlich in den Reihen der Priesterschaft, oder vielmehr in den Reihen der orthodoxen Theologen, in denen der Ultramontanen und der Verdummungstheoretiker finden.

Die ungeheuren Fortschritte, welche die Wissenschaft, namentlich die Kritik der Geschichte, die Naturgeschichte, die Physik und Astronomie gemacht haben, überflügelte die traditionelle Weisheit des Glaubens so schnell, daß zwischen den Dogmen der Kirche, die nichts widerrufen, nichts für Irrthum erklären will, was vor 2000 Jahren Geltung hatte, und den Errungenschaften der Wissenschaft eine unausfüllbare Kluft aufgethan wurde. Die Autorität der Offenbarung drohte alle ihre Majestät zu verlieren. Die also, welche nichts Anderes für ihre Pflicht erkennen, als diese Autorität zu unterstützen, weil sie allein der Grundpfeiler sei, auf dem das Bestehen der Staatsgesellschaft ruhe, und ohne den ein gänzlicher Umsturz hereinbrechen müsse, konnten nicht umhin, ihre Waffen gegen die Wissenschaft zu kehren und für die Kirche und deren Diener das erste und letzte Wort zu vindiciren. Der Kampf brach aus und wendete sich na-

türlich auch gegen das fort und fort aus der Erkenntniß des echten Volksthums sich entwickelnde Volksschulwesen, mit dem die Autorität des Glaubens nicht mehr Hand in Hand gehen konnte. Stand jenen Widersachern fast überall die weltliche Macht, die sie einzuschüchtern gewußt hatte, zu Gebote, so fehlte es auf der andern Seite nicht an kühnen Vertheidigern des Wissens, nicht an solchen, die darauf hinwiesen, daß zum Heile der Gesellschaft durchaus eine Versöhnung der Erkenntniß und des Glaubens angestrebt werden müsse. Wir wollen zuerst einen solchen Vermittler der Gegensätze sprechen lassen. Es ist der ehemalige Professor und Director des statistischen Bureaus in Berlin, J. G. Hoffmann. Er sagt: „Dem Anerkennen irgend einer Beschränkung der Lehrfreiheit, besonders in Bezug auf religiöse und staatsrechtliche Vorstellungen, wird eben jetzt mit solchem Eifer widersprochen, daß Mißverständnissen, welche die leidenschaftliche Befangenheit der Streiter erzeugt, sorgfältig vorzubeugen, ein dringendes Zeitbedürfniß ist. Wie ganz entgegengesetzt die Begriffe von dem Vorhandensein einer göttlichen Offenbarung, und wie verschiedenartig auch die Meinungen von dem Wesen und dem Umfange derselben sind, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß ein beträchtlicher Theil der Gebräuche, worüber die christlichen Kirchen fast aller besonderen Glaubensbekenntnisse ganz unverbrüchlich halten, nicht auf Vorschriften einer göttlichen Offenbarung, sondern rein auf Menschensatzungen beruhen, welche die Tradition aus fernen Jahrhunderten uns überlieferte. Dahin gehört zunächst der Kalender, so weit er die christliche Festrechnung in sich begreift.

Aus dem Judenthume ward das Bedürfniß entlehnt, einen der sieben Wochentage der Ruhe von weltlichen Geschäften zu widmen: aber der erste, nicht

der siebente Tag der Woche ward dazu bestimmt, und die Gesetzgebung der alttestamentlichen zehn Gebote, welche die christliche Kirche doch sonst anerkennt, wurde schon in den frühsten Zeiten des Christenthums hierin abgeändert. Es beruht auf einer uralten Tradition, für deren Richtigkeit keine Gewähr aufzufinden ist, daß die Nacht vor dem 25. December als die Geburtsnacht des Stifters der christlichen Religion angenommen, und eine früher drei-, jetzt noch zweitägige Feier derselben angeordnet wurde. Das Osterfest wird sogar in Folge eines Concilienbeschlusses nicht gleich anderen Gedächtnißfesten an demjenigen Tage des Sonnenjahres gefeiert, worin die Begebenheit sich zutrug, worauf sich dasselbe bezieht. Es wurde vielmehr auf das Mondenjahr zurückgegangen, wonach die Juden, jedoch mit der Abänderung rechnen, daß sie durch Schaltmonate dasselbe periodisch wieder mit dem Sonnenjahre in Uebereinstimmung bringen. Hierdurch zerfällt die christliche Festrechnung in zwei gar nicht zu einander passende Theile, nämlich in die unbeweglichen Feste, welche, wie Weihnachten, die Marien- und Aposteltage, stets auf denselben Monatstag fallen, und in die beweglichen, welche, wie die österliche Fastenzeit, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis und Frohnleichnam, innerhalb 34 Tagen des Sonnenjahres hin und her schwanken. Ungeachtet dieses ganz menschlichen Ursprunges der christlichen Festrechnung unterbleibt doch jede Veränderung dessen, was ein anderthalbtausendjähriges Herkommen hierin geheiligt hat. Die zerstörende Kraft der französischen Revolution vermochte nicht die Decaden neben den Wochen zu behaupten, und der Vorschlag, den gewerblichen Nachtheilen eines beweglichen Osterfestes durch Verlegung desselben auf den ersten Sonntag im April abzuhelfen, ist durchaus erfolglos geblieben. Alle christlichen Völker würden sich gegen

jeden Versuch empören, an die Stelle der hergebrachten Festrechnung eine neue zu setzen. Die Lehrfreiheit muß sich daher auf Darstellung des Ursprungs, der Beschaffenheit und der Folgen dieser Festrechnung beschränken: denn sie würde nicht nur etwas ganz Unnützes, sondern selbst etwas sehr Gefährliches beginnen, wenn sie aus irgend welchen Gründen zu Versuchen einer Abänderung derselben bei dem gegenwärtigen Zustande der in den Völkern bestehenden Ueberzeugung ermuntern wollte.

Unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit des Erdkörpers und seiner Verhältnisse zu Sonne, Mond und dem gestirnten Himmel machen es geradehin unmöglich, noch jetzt darauf zu beharren, daß alle biblischen Aeußerungen streng buchstäblich gedeutet werden müssen. Das Kopernikanische Weltsystem gilt nicht mehr für einen Frevel, und Berechnungen, wie Alles, was nicht im Wasser zu leben vermag, in Noah's Arche untergebracht werden konnte, werden nicht mehr angestellt, obwohl noch heute neunundneunzig Hundertheile der Menschen unter den gebildetsten Völkern des Erdbodens keinem anschaulichen Begriff von der Möglichkeit einer Bewegung der Erde, und keine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt haben. Ist aber der Grundsatz einmal angenommen, daß bei der Deutung der biblischen Schriften auch Rücksichten auf die Begriffe des Zeitalters, worin sie verfaßt wurden, Beachtung erfordern, so steht der Lehrfreiheit in dieser Beziehung keine Beschränkung mehr entgegen, welche durch irgend ein wissenschaftliches Verhältniß bestimmt werden könnte: wohl aber sind es sittliche Verhältnisse, welche die Lehrfreiheit abhalten müssen, Aergerniß zu geben. Es ist nicht ein Gebot gemeiner Klugheit, was davon abhalten muß, Empfindungen zu verletzen, welche von der zartesten Kindheit an sorgsam gepflegt und mit

dem Menschen groß gezogen, sein geistiges Wesen ganz durchdrungen haben; es ist vielmehr ein Zeichen ächter sittlicher Bildung, daß Jedermann auf seiner Bildungsstufe willig zugestanden werde, was auch wir auf der unserigen für uns fordern. In der That wächst sogar der Anspruch auf Schonung des Selbstgefühls mit der höheren Bildung. Der geistig Starke giebt am schwersten Meinungen auf, welche — wie so ganz irrig sie zuletzt auch sich zeigen mögen — er mit dem ganzen Aufwande seiner Geisteskraft vertheidigt. Es muß ihm Zeit gelassen werden, den neuen Stoff zum Nachdenken, welchen sein Gegner ihm vorhält, sich selbstständig anzueignen. Ihm den Vorwurf geistiger Beschränktheit oder gar eines absichtlichen Verkennens der Wahrheit aus unlauteren Beweggründen zu machen, weckt nur gehässige Leidenschaften und vernichtet die Unbefangenheit, deren es zu solcher Aneignung bedarf. Das Aergerniß ist zwar nicht immer bloß ein gegebenes, sondern nicht selten auch ein genommenes. Es ist der Lehrfreiheit nicht anzumuthen, daß sie jede Verletzung von Vorurtheilen scheue, welche aufzugeben ihr Inhaber Kraft und Veranlassung genug besitzt. Aber wo solche Kraft mangelt, wo statt Veranlassung irrige Vorstellungen aufzugeben, noch täglich Vieles und Wirksames geschieht, um darin zu befestigen, da verbeut das Sittengesetz selbst, die Gemüther eher durch Lehren zu beunruhigen, bis die Kraft, sich dieselben anzueignen, gewonnen, und der Einfluß, welcher der bessern Ueberzeugung widerstrebt, aufgehoben ist."

Wir können, gewiß mit Recht, hinzusetzen: Wenn wir auf der einen Seite von der Wissenschaft die möglichste Schonung und Milde gegen das Bestehende mit Recht verlangen können, so dürfen wir auf der andern Seite eine gleiche Schonung von Seiten des Bestehenden, das seine Geltung nur der Tradition

oder der Gewohnheit verdankt, gegen die Errungenschaften der Wissenschaft als eine Gegenleistung erwarten. Die Wissenschaft soll tolerant sein, sogar gegen den Irrthum milde auftreten, um kein Aergerniß zu geben; — gut, so seien aber auch diejenigen, welche z. B. aus höheren politischen Rücksichten, selbst gegen die gewonnene bessere Erkenntniß das Althergebrachte in Schutz nehmen, und es unantastbar geheiligt und respectirt wissen wollen, tolerant gegen die neuen Wahrheiten! Was finden wir leider statt dieser Toleranz? die größte Unduldsamkeit nicht bloß, nein, thatsächliche Verketzerung, Denunciation und fanatische Verfolgungslust. Die Wahrheit ist dem Staate, der Gesellschaft, der Sittlichkeit noch nie und in keiner Form gefährlich geworden, wohl aber das hartnäckige Ausschließen der Wahrheit, das Absperren der neuen Ideen, die Furcht vor ihnen und der Windmühlenkampf gegen sie. Wer sich der Gewalt der Wahrheit nicht gutwillig fügt, wer thörichter Weise ihrem Welteroberungszuge sich entgegenstemmen will, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er zuletzt kläglich über den Haufen geworfen wird, und unter den Fußsohlen der stolz über ihn Fortschreitenden jämmerlich umkommt.

Specieller auf diesen Gegenstand geht der deutschkatholische Prediger Dr. Nagel ein: „Man hört es es oft tadeln,“ sagt er in seinen Zeitgedanken über Kirche und Schule, „daß in den neuerdings erschienenen Schulregulativen das Hauptgewicht auf den Religionsunterricht gelegt und nach ihm alles Andere bemessen wird, Religionsunterricht, heißt es, ist doch Nebensache. Indeß darin müssen wir den Regulativen durchaus beistimmen. Es ist doch einmal die die Religion das Centrum des ganzen mannigfaltigen Lebens, es ist ja die religiöse Gemüthsandacht, die allein dem von Arbeit und Vergnügen, von Freud'

und Leid hin und her gezogenen Geist innere Sammlung und wahrhaften Halt verleiht, und so soll denn auch das Schulleben beseelt sein vom religiösen Element, in ihm soll der Geist der Schüler, der bald auf diese, bald auf jene Wissenschaft sich richtet, inneren Halt finden, ja dies soll ihm Kraft geben, in all den einzelnen endlichen Gegenständen dem tieferen idealen Zusammenhang, der höheren durchgreifenden Ordnung nachzuforschen. Wehe der Schule, wo man für Religion keinen Sinn und keine Zeit hat, in ihr erlischt auch jede höhere Idee. Ein deutliches Bild hiervon gewähren so viele der sogenannten „höheren Bürgerschulen" oder „höheren Lehranstalten," wie sie jetzt namentlich in Gewerb- und Handelsgegenden gleich Pilzen aus dem Erdboden hervorwachsen. Sieht man sich da die Stundenpläne an, so fehlt gewöhnlich der Religionsunterricht ganz, auch findet kein Gebet statt, nicht einmal am Anfang der Woche. Fragt man dann, weshalb ist das so der Fall? dann heißt es: dafür haben wir keine Zeit wir haben wichtigere Dinge zu thun. Man hat nämlich nur für diejenigen Gegenstände Zeit, die direkt Geld einbringen. Sprachen, Rechnen, Mathematik wird freilich eifrig gelehrt, denn man muß doch englische und französische Handelsbriefe schreiben können, man darf sich doch im Geschäft nicht von Andern übertölpeln lassen, und wie manch' Einer will nicht Geometer oder Maschinenbauer werden? So wird das freilich eifrig getrieben zu diesem Zweck, aber dem Geist der Jugend eine geistige Gymnastik in diesem Unterricht zu geben, daran wird selten gedacht. Geschichte und Geographie wird freilich gelehrt, denn man muß doch einmal das Militärexamen machen und soll später hierhin und dorthin Geschäfts halber reisen, deshalb werden denn gehörig Namen von Orten und Personen und Jahreszahlen eingeprägt — aber will viel-

leicht ein Lehrer darauf aufmerksam machen, wie in der Naturgestalt der Länder gleichsam ihre Geschichte vorherbestimmt ist, wie die Lage der Städte ihre Culturbedeutung bedingt, will er lebendig und frisch von großen Männern erzählen, will er Vaterlandsliebe pflanzen, erlaubt er sich gar, auf den Gang der Weltordnung im Wechsel der Geschicke hinzuweisen: dann heißt es, das ist eitel Schwärmerei, das ist unnützes und eiteles Zeug. Ideen sind geächtet in gar vielen solcher Schulen; es könnten ja die Kinder excentrisch werden, wenn sie für irgend Etwas Sinn gewönnen, das nicht direkt Geld einbringt. Ja wo für Religion kein Sinn ist, ist auch kein Sinn für eigentliche Sittlichkeit, für Vaterland, für Wissenschaft. — Also darin stimmen wir jenen Regulativen ganz bei, daß sie die Religion zur Hauptsache in den Schulen machen, aber nun ist es freilich die Frage, ob die alte Kirchenreligion, oder die neue freie Religion die Schulen beseelen soll.

Paßt wirklich die alte Kirchenreligiou zum modernen Schulwesen? Mit vagen Allgemeinheiten kommen wir in dieser Sache nicht weiter, wir müssen ganz speciell eingehen — da glaub ich allerdings nachweisen zu können, daß jede Schuldisciplin die Kinder dazu führen muß, an der Untrüglichkeit der Bibel oder sonst an diesem und jenem Kirchendogma irre zu werden, und ich glaube dies um so unverholener zeigen zu müssen, als ich sonst in diesen Blättern hinlänglich dargethan, daß doch solche Dogmen und Wunder deshalb kein Unsinn sind. Im kirchlichen Religionsunterricht erfährt das Kind als heilige Geschichte, daß die Schlange im Paradies gesprochen — jetzt liest es in seinem deutschen Lesebuch allerlei Mährchen vom Wolf und Fuchs, vom Bär und Zaunkönig, von der Schlange und dem Bauer u. s. w. Da sprechen die Thiere wie sonst die Menschen, die Kin-

der merken bald, daß dergleichen nicht wahr ist, sagen wohl gar: „es ist gelogen!“ werden sie dann nicht auch das Sprechen der Schlange für ein Mährchen halten? Dort hören sie als heiliges Gotteswunder, daß einmal die Sonne stillgestanden — jetzt lernen sie, daß die Sonne stets still steht; werden sie dann nicht an jenem Wunder irre werden? Ja, wenn nun wohl schon in einer etwas gehobenen Volksschule ihnen gesagt wird, der Himmel sei kein apartes Lokal über einem festen Gewölbe, sondern ein unendlicher Luftraum; werden da nicht schon gar Scrupel kommen über so manche schöne und malerische Himmelsphantasieen, an denen sich die kirchliche Gemeinde sonntäglich erbaut?

Doch gehen wir nun in die höheren Schulen, ob da nicht die Conflikte noch mehr zunehmen müssen. In den schönsten Kirchenliedern tönt es immer als Grundton hindurch, diese Welt hienieden sei nichts als ein Jammerthal, erst da droben im Himmel sei Seligkeit, dies singen denn auch die Kinder — nun wird ihnen Naturgeschichte und Geographie gelehrt, da denn hören sie von „fern im Süd' dem schönen Spanien,“ von jenem Italien, „wo die Citronen blühen — ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,“ hören von der ewigen Majestät der Alpen und von der Anmuth und dem Ernst des deutschen Vaterlandes und all seinen alterthümlichen Städten, sie lernen kennen all die schönen Blumen und grünen Bäume, und all die munteren Thiere, sie sehen, wie sich auf dieser Welt Alles seines Lebens freut, ei, werden sie inne, die Welt ist ja doch kein Jammerthal, es ist recht schön auf ihr. Nun lehrt die Kirche weiter, alle Völker vor Christus seien „blinde Heiden“ gewesen, allein die Kinder Israel wären das auserwählte Gottesvolk gewesen, in der Bibel steht es sogar so. Demgemäß

haben die Kinder in der Volksschule nur von der heiligen Geschichte" des Volkes Israel gehört — jetzt kommen sie auf's Gymnasium, da hören sie von den tapfern und heldenmüthigen Thaten der Griechen und Römer, und lesen ihre schönen Gedichte und ihre weisen Lehrschriften und gewaltigen Reden; nun, werden sie denken, waren denn diese Heiden wirklich so blind? Ja, sie hören dann weiter, wie die Griechen sich allein für das Volk der Bildung gehalten und alle anderen Völker als Barbaren verachtet, wie dergleichen die Aegypter und Perser gethan, das erscheint ihnen doch als Nationalstolz, nun so werden sie's auch für Nationalstolz ansehn, wenn das Volk Israel sich allein als auserwähltes Gottesvolk ansah. Nun hören sie ferner griechische und römische Göttersagen — einst durchstrichen, so erzählt Ovid, Jupiter und Merkur, in Bettlergestalt verwandelt, Phrygien und baten überall um Gastfreundschaft, aber überall werden sie zurückgewiesen; nur ein altes Ehepaar, Namens Baucis und Philemon, nimmt sie freundlich auf und schlachtet ihnen sogar seine letzte Gans; deshalb vernichten nun die Götter das ungastliche Volk durch eine Wasserfluth, aber dies Paar retten sie vom allgemeinen Untergang. Diese schöne Sage lesen die Schüler im Ovid, werden sie es denn nicht auch für eine Sage halten, wenn Gott mit zwei Engeln Abraham und Lot besucht und von dem Verderben rettet, das er über Sodom und Gomorra vom Himmel regnen läßt? Und doch haben sie dies als „heilige Geschichte" kennen gelernt. Nun hören sie weiter, Herkules sei vom höchsten Zeus aus der sterblichen Frau Alcmene, Romulus vom Kriegsgott Mars aus der Nonne Rhea Silvia erzeugt, desgleichen seien Beide, nachdem sie viel tapfere Thaten gethan, im Wetter zum Himmel gefahren, doch das hören sie nur als Sage der

Griechen und Römer; wird ihnen denn nicht der Gedanke kommen, daß auch bei Jesus die übernatürliche Geburt und die übernatürliche Himmelfahrt auch nur eine Sage ist? Aber da müssen sie nunmehr im feierlichsten Augenblick der Jugend im Gotteshaus versichern, auf die jungfräuliche Geburt und Himmelfahrt Jesu, als auf heilige Thatsachen, leben und sterben zu wollen. Weiter hören sie in der Geschichte vom gewaltigen Kaiser Barbarossa, hören, wie das deutsche Volk nicht habe glauben wollen, er sei gestorben, vielmehr schlafe er nur in einem Berg, aber einst werde er auferstehen und siegreich wiederkommen und das heilige Reich aufrichten und Gericht halten über die Frevler — nun das erscheint ihnen doch nur als eine schöne Sage, werden ihnen dann nicht Scrupel entstehen, ob Christus denn wirklich persönlich auf den Wolken des Himmels wiederkommen soll, um die Lebendigen und die Todten zu richten? und doch müssen sie sich bei ihrer Einsegnung verpflichten, hierauf zu leben und zu sterben. So werden also die Schüler durch den gewöhnlichen Unterricht irre an den Hauptwundern des kirchlichen Christenthums. Nun hören sie aber in der Weltgeschichte, im Alterthum hätten sich Hellenen und Barbaren, Juden und Heiden gehaßt. Alexander habe sie kriegerisch-friedlich zu verschmelzen gesucht, die Römer haben sie dann sämmtlich mit dem Schwert zusammen geschlagen — wenn ihnen dann nun im neuen Testament der Spruch in die Augen fällt, daß in Christo kein Jude, kein Heide, kein Barbare, kein Hellene gilt, nun so wird es ihnen doch wohl aufsteigen, daß dies nicht auf einmal gekommen, sondern durch den Gang der Geschichte selber vorbereitet worden ist. Sie hören, auf dem Gymnasium auch wohl davon, wie schon die griechischen Philosophen ihre Volksgötter bezweifelt; sie hören, wie die Juden durch's Exil und durch Antio-

chus Epiphanes auf längere Zeit ihres Cultus beraubt wurden — wenn sie dann nun im neuen Testament lesen, daß die Götter nichts seien, daß auch Tempel und Sabbath und Opfer weiter nicht mehr gilt, daß man Gott anbeten soll im Geist und in der Wahrheit, nun so merken sie, daß auch dies geschichtlich vorbereitet worden ist.

Es wird den Schülern, kurz gesagt, aufgehen, daß das Christenthum nicht gleich einem Wunderkind vom Himmel heruntergefallen, sondern menschlich geschichtlich entstanden ist, es wird ihnen aufgehen als ein Erzeugniß des Menschengeistes, oder vielmehr des in der Menschheit selber waltenden Gottesgeistes. Und auch so wird es ihnen großartig und segensreich und heilbringend erscheinen — aber ob auch so, daß allein in Christo das Heil sei, daß jeder Nichtgläubige verloren sei, wie die Kirche lehrt? Es wird den Schülern auch von den Kreuzzügen erzählt. Da streiten sich zweihundert Jahre lang Christen und Muhamedaner in grimmiger Schlacht darum, ob Christus oder Muhamed größer sei, ob man zu Christus oder zu Muhamed beten soll in der heiligen Stadt. Es geht da zuerst nur auf Leben und Tod — aber schon im dritten Kreuzzuge geht es menschlicher her, aber merkwürdig genug nicht seitens der Christen, sondern seitens der Muhamedaner, nämlich des edlen Muhamedaners Saladin. Die Christen überfallen seine Mutter treulos während des Waffenstillstandes — er erobert nun zwar Jerusalem, stürzt das Kreuz, aber er schenkt den Einwohnern das Leben, schenkt sogar einem großen Theil das Lösegeld, ja giebt Vielen von ihnen noch Reisegeld nach Europa; Richard Löwenherz läßt zweitausendfünfhundert gefangene Muhamedaner, die tapfersten Leute von der Welt, wie erzählt wird, sämmtlich auf einem Fleck enthaupten, weil Saladin nicht zu rechter Zeit das Lösegeld einsendet — und Saladin

hat nun mehrere tausend Christen gefangen, aber er läßt sie sämmtlich am Leben, er vergilt Böses mit Gutem. Im vierten Kreuzzug verbündet sich nun schon Kaiser Friedrich mit dem Sultan Kamel, und der Tempel zu Jerusalem wird Christen und Muhamedanern zum gemeinsamen Heiligthum geweiht. Ja wenn doch trotzdem der Kampf bis in's achtzehnte Jahrhundert gewährt hat, jetzt helfen Christen dem Muhamedaner, da er vom Christen gemißhandelt wird. Wahrlich, wenn die Schüler dies im Geschichtsunterricht hören, dann muß ihnen doch aufgehen, daß nicht bloß in Christus Heil ist, nein, auch in Muhamed, ja daß Gott jetzt überhaupt nicht mehr darnach fragt, ob man durch Christus oder durch Muhamed den Weg zu ihm sucht, nein, ob man fromm vor ihm wandelt und Recht thut gegen den Nächsten.

In dieser Art muß der Inhalt der ganz gewöhnlichen Schulwissenschaften den Schüler an der Kirchenreligion irre machen. Aber auch der Form nach bilden Schulwissenschaften und Kirchenlehre einen vollständigen Gegensatz. In allen Schulwissenschaften, und ganz besonders im Rechnen, in der Mathematik, in der Naturwissenschaft und in der Grammatik — da waltet der Causalnexus, mit innerer Nothwendigkeit wird eine Erscheinung aus der andern, ein Gesetz aus dem andern entwickelt. Treten neue Erscheinungen auf, nun man leugnet sie zwar deshalb, weil man ihren Zusammenhang mit der bisher bekannten Welt noch nicht gleich erkennt, aber man ruht und rastet nicht eher, als bis man sie im Zusammenhang mit den Weltgesetzen begriffen. Dagegen ist in der Kirchenlehre die Durchbrechung alles Naturgesetzes, ist das Wunder das Höchste und wird als seligmachende Wahrheit eingeschärft. Daher heißt es denn in der Schule: denke nach, begreife selber, strenge deinen Kopf an! wer nicht begreift, gilt als dumm. In

der Kirche heißt es dagegen: glaube, glaube, glaube! nimm alles eigene Denken und alle eigene Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens! Und wenn nun ein Schüler in seinem übrigen Unterricht an Selbstdenken sich gewöhnt hat, wird er dann in der Religion, in dieser innerlichsten und edelsten Angelegenheit, ein blinder Sklave bleiben wollen? Unmöglich.

In der Art paßt also die alte Kirchenreligion durchaus nicht in das heutige Schulwesen; ich habe dies um so schärfer nachgewiesen, weil ich sonst schon mehrfach entwickelt, daß doch deshalb die Kirchendogmen nicht reiner Unsinn sind, sondern Dichtung und Wahrheit, es sind die Wunder und Geheimnisse natürlich einer Zeit, wo man, um mit dem Apostel zu reden, die Wahrheit schaute durch einen Spiegel im Räthselbild, aber eben darum passen sie nicht mehr in das Schulwesen einer Zeit, wo man die Wahrheit schauen will von Angesicht zu Angesicht. Will man sie den Schülern einer solchen Zeit als alleinige Religion beibringen, so wird die Folge sein, daß die Schüler alle Religion überhaupt als Unsinn verspotten. Will man dies nicht, will man auch nicht bloß irreligiöse Gleichgültigkeit in den Schulen, nun dann schaffe man in ihnen eine neue Religion — doch wer kann eine neue Religion schaffen? Die Religion selber werde neu in Lehrern und Schülern und schaffe sie zu neuen Menschen um!

Und in welcher Art soll denn die Religion neu werden im Lehrer, damit Religion und Schulwissenschaft von einem Geist und einer Seele durchdrungen sei? Nun, wenn eben in allen anderen Disciplinen der Lehrer die Schüler zum Selbstdenken zu ermuntern hat, dann möge ihm dies ein Fingerzeig sein, daß er auch in der Religion kein fixes fertiges Dogma als unverstandene Satzung octroyirt, sondern im eigenen

Gemüth der Kinder möge er den Sinn für das Göttliche und Ewige wecken, und ihn dann in eigener freier Art sich aussprechen lassen, es sei ihm aber auch eine ernste Aufforderung, keine religiöse Vorstellung, die jemals dem Menschen heilig gewesen, zu verspotten, und mag sie dem heutigen Verstand noch so sehr ungereimt klingen, nein, vielmehr zeige er den Schülern, daß sie für dies bestimmte Volk in dieser bestimmten Zeit auf dieser bestimmten Bildungsstufe die Form gewesen, in der ihm die göttliche Wahrheit erschienen ist und seinem Gemüth religiöse Befriedigung gewährt! Wenn ferner viele biblische Wunder römischen und griechischen Göttersagen gleichen: nun so sei dies eine Mahnung, sie freilich nicht als Wirklichkeit anzunehmen, vielmehr anzuerkennen, daß auch die biblischen Schriftsteller „geschaut haben durch einen Spiegel im Räthselbild", daß wir dagegen schauen „von Angesicht zu Angesicht", aber es sei denn auch eine Mahnung an den Lehrer, ihnen wenigstens eben so viel Ehre anzuthun, wie den griechischen und römischen Mythen, nämlich nachzuforschen und nachzuweisen, was für eine tiefere Idee in der phantasievollen Hülle verborgen liegt! — wie verspottet man nicht z. B. die Geschichte vom Paradies und vom Apfelbiß und von der Vertreibung durch Cherubim mit flammendem Schwert! aber man sehe näher zu, da ißt man zuerst vom Baum des Lebens, weiß aber noch nicht, was gut und böse ist, d'rauf ißt man vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, man weiß nun, was gut und böse ist, aber wird vertrieben vom Baum des Lebens, zu mühseliger Arbeit und Sterblichkeit verurtheilt, aber zuletzt soll man doch wieder gelangen in's himmlische Paradies, wo der Baum des Lebens grünt (vgl. 1. Moses 2 und 3; Offenbarung 22), liegt nicht in dieser so viel verspotteten Sage die tiefe und namentlich für unsere Zeit so bedeutungsvolle

Wahrheit verborgen, daß die Völker insgesammt zuerst selig sind im Phantasieglauben und in unbewußter Sittlichkeit, daß sie dann aufgebläht werden und Jeder nach eigenem Gutdünken handeln will, dabei denn aber moralisch zu Grunde geht, bis daß sich zuletzt als reife Frucht die selbstbewußte Religiosität und Sittlichkeit und damit die selbstbewußte Seligkeit herausarbeitrt? Wenn ferner der Glaube des Volkes Israel, das auserwählte Gottesvolk zu sein und alle anderen Völker als „Heiden" verachten zu dürfen, sich in eine Linie stellt mit dem griechischen, ägyptischen, persischen Nationalstolz: nun so sei dies allerdings für den Lehrer eine Aufforderung, die Geschichte dieses Volkes nicht mehr als „heilige Geschichte" der „Profangeschichte" gegenüber zu stellen, nein, er erzähle sie als einen Theil der profanen Weltgeschichte! — aber dann sei auch die Weltgeschichte nicht mehr profan, nicht mehr gottlos, nein, Gott erscheine nun auch wirklich nicht mehr als der Gott eines Volkes, sondern als der Gott aller Völker. In der Geschichte der Völker, da zeige der Lehrer dem Schüler das Alles durchdringende und in einander verschlingende göttliche Walten, das da jedem Volk seine Rolle zuweist im großen Drama, das dem einen die Kunst, dem andern die Religion, dem dritten den Handel vornehmlich zur Lebensaufgabe stellt, das ein viertes zur Welteroberung beruft, ja namentlich führe es der deutsche Lehrer seiner Jugend zu Gemüth, welchen idealen Beruf das deutsche Volk empfangen, daß es stets der Mittler der höheren Idee für die umwohnenden Völker Europa's gewesen, sei's als Träger des heiligen römischen Reichs, sei's als Ursprung der religiösen Erneuerung und der geistigen Wissenschaft, so werde dadurch die ganze Weltgeschichte zur Gottesgeschichte! Und in solcher Weltgeschichte — da mag denn auch das Volk Israel nicht erscheinen als schlechtes Juden-

volk! nein, wenn der übernatürliche Phantasienimbus gefallen, dann mögen seine religiösen Heroen, wie sie das Volk aus der Knechtschaft geführt, wie sie's vor übermächtigen Feinden gerettet, wie sie in entarteten Zeiten Fürsten, Großen, Priestern wie dem Volk ohne Menschenfurcht die Wahrheit gesagt, wie sie in Zeiten der äußersten Bedrängniß und Verzweiflung die Hoffnung auf ein besseres Gottesreich geweckt, ja da mögen diese seine religiösen Heroen in ihrer menschlichen Gotteskraft der Jugend vor die Augen treten, wahrlich nicht unwerth, den griechischen Helden und Weisen an die Seite gesetzt zu werden!

Wenn die Himmelswunder des Neuen Testaments sich in Bilder der frommen Phantasie auflösen, wenn allerdings das Christenthum nur als menschlich geschichtlich vorbereitetes Ereigniß auftritt: nun so sei's ihm denn wirklich eine ernste und heilige Aufgabe, seinen Schülern vorzuführen, in wie fern denn wirklich Jesus erschienen „als die Zeit erfüllet war", in wie fern denn wirklich die kurze Blüthe der alten Völker, ihr baldiger Verfall, ihre phantasievolle Sehnsucht nach einem besseren Himmelreich, in wie fern namentlich die Zertrümmerung der einzelnen Völker und Culte durch das Römerschwert zusteuert dem Gottesreich des Neuen Testaments, in wie fern denn auch wirklich in Jesus ein besseres Gottesreich gekommen, als in Jerusalem und Athen und Sparta und Rom gewaltet, in wie fern denn wirklich dies neue Reich sich in den alten abgelebten Völkern befunden gleich neuem Wein in altem Schlauch, in wie fern denn der neue Geist erst in den frischen Germanen seine bleibende Stätte gefunden — wahrlich, in solchem Zusammenhange der Weltgeschichte dargestellt, wird das Christenthum dem Gemüth der Jugend nicht als ein fremdes, unheimliches Ding erscheinen, nein als Fleisch von unserm Fleisch, als Geist von unserm Geist wird

es ihr nahe werden! Und Jesus, der gotterfüllte Mann, voll erbarmender Liebe zu dem von Satzungen gequälten Volk, zu den Zöllnern und Sündern und den verachteten Samaritern, wie er im Kampfe mit satzungsstolzen „rechtgläubigen" Pharisäern, mit gleichgültigen „gebildeten" Sadducäern, mit der stumpfsinnigen Rohheit und dem fanatischen Weltbeherrschungsdrang seines Volkes die gottinnige, im Gemüthe selber wurzelnde, geistig die Welt erobernde Religion verkündet, und damit all dem gequälten Volke das Himmelreich im eigenen Innern aufschließt, wie er dafür sein Leben läßt in bitterem Kreuzestod, und nun Paulus, der da sein Leben lang unter steter Verfolgung und Mühseligkeit umherzieht, um einer dem Gericht verfallenen Welt das Einzige zu verkünden, das noch retten kann, stets gezüchtigt und doch nicht getödtet, todt und doch lebendig, stets traurig und doch fröhlich, bettelarm und doch viele reich machend, er, der sich nicht scheut, auch jenem Ungeheuer Nero gegenüber das neue Reich des Heils zu bezeugen und dafür zu sterben — werden diese Gottesmänner nicht dem Gemüth der Jugend aufgehen als die edelsten und reinsten Lebensbilder in jener verderbten und vermoderten Welt, ja werden sie sich nicht ihr darstellen als das erhabenste Vorbild, Alles für die Wahrheit zu opfern, werden sie ihr nicht sittliche Charakterstärke gewähren in der jetzigen verbildeten und blasirten Zeit? Ja wahrlich, im Geschichtsunterricht, im gewöhnlichen profanen Geschichtsunterricht, wird man der Jugend von Jesus und Paulus erzählen, wie man ihr sonst von Socrates und Platon erzählt, im Geschichtsunterricht wird man die religiösen Personen der Bibel der Jugend menschlich nahe bringen, wahrlich, dann wird auch in der „profanen" Weltgeschichte die innere Ordnung und Harmonie sichtbarer werden! Wenn dann endlich der spätere Verlauf der

Kreuzzüge, wenn namentlich aber die neuere Zeit deutlich offenbart, wie der Unterschied der bisherigen Kirchen, wie der Unterschied von Judenthum, Christenthum, Muhamedanismus für das öffentliche Leben ganz gleichgültig wird: nun so werde darob dem Lehrer die Religion selber nicht gleichgültig, eingedenk sei er vielmehr des Schiller'schen Worts, sich zu keiner Religion zu bekennen aus Religion, nein, er deute den Schülern die Zeichen der Zeit als Vorzeichen einer neuen Weltreligion, wo Gott selber ist Alles in Allem! Ja wenn denn ferner in der ganzen Natur nirgend sich Raum für ein apartes Gotteswunder zeigt, sondern überall durchgreifender Zusammenhang und strenge Gesetzmäßigkeit: dann gelte drum dem Lehrer die Natur nicht als „entgötterte Natur", nein, sie gehe ihm, sie gehe dem Sinn der Jugend erst recht auf als der Leib des Alles durchdringenden und wahrhaft wundersam in einander verschlingenden Gottesgeistes! so möge es ihnen aufgehen, daß der wahre Gott keine Wunder zu seiner Offenbarung nöthig hat, daß eben die Wirklichkeit, ja die ganz gewöhnliche Wirklichkeit es ist, in der er sich seit Uranfang offenbart, die wirkliche Welt möge ihnen aufgehen als die wahre Offenbarung der Gottheit!

Wenn jetzt allerdings durch Naturgeschichte und Naturwissenschaft und Erdbeschreibung das jenseitige Himmelreich verschwindet, wenn es sich vielmehr herausstellt, daß es hier „im irdischen Jammerthale" doch ganz hübsch ist: nun so gebe sich der Lehrer doch nicht dem „Geist der Welt" hin, als gebe es eben jetzt nichts Höheres als Essen und Trinken und lustig Leben und Geldverdienen zum lustigen Leben — möchten doch solche Jugendverderber fern bleiben vom Schulamt! — nein, die ganze schöne Muttererde möge ihm aufgehen als der Schauplatz des göttlichen Reiches, als die heilige Stätte, auf der von Anfang die

Völker, ein jedes in seiner Art, versucht, sich das Gottesreich zu bauen in Familie und Geselligkeit, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche! ja möge er es den Schülern aufschließen, in welcher Art die verschiedenen Formen der Erde hinzielen auf die Cultur ihrer Bewohner, wie die Gebirge die Völker trennen, die Flüsse sie mit einander verbinden, wie in Gebirgsländern kleinere Völkerschaften sich von einander sondern, in weiten Ebenen große Reiche sich bilden, wie das unendliche Meer den Unternehmungsgeist lockt in die Ferne! ja mag er ihnen in der Gestalt der einzelnen Länder ein Vorbild zeigen von der weltgeschichtlichen Bedeutung ihrer Bewohner, wie jenes „auserwählte" Volk Israel, von dem die geistige Religion ausgehen sollte in alle Welt, das aber bis dahin abgeschieden sein sollte von aller Welt, nun auch wohnt am Zusammenstoß zweier Welttheile, zweier Meere, und doch wieder nach allen Seiten durch Gebirg und Wüsten abgeschnitten, wie jenes Rom, das mit eherner Schwertesgewalt alle Lande des Miitelmeers ringsum unterwarf, nun gerade auf der Halbinsel liegt, die dies Meer in zwei Hälften scheidet, wie jenes stolze Hispanien, dessen kühne Bewohner sich zuerst hingewagt auf den weiten grausen Ocean, nun auch wirklich den Grenzwall bildet zwischen dem weiten Ocean und dem engen eingeschlossenen Mittelmeer, auf das bisher des Seefahrers Muth sich beschränkt, wie unser deutsches Vaterland, das als Träger des heiligen Reiches, als Quellpunkt der Reformation und der geistigen Wissenschaft nach allen Landen ringum mächtig gewaltet, nun auch wirklich liegt im Herzen des Welttheiis, wahrlich, da wird der Jugend die Erde in höherem Licht erscheinen! Ja, wenn denn auch all die Erfindungen, die man mittelst der Naturwissenschaft in's Leben gerufen, wenn Dampfmaschinen und Eisenbahnen zunächst nur nützen sollen

zu größerem Geldverdienst: auch sie werden dem frommen Gemüth erscheinen als Vorboten einer Zeit, wo der Geist in der Art über die Materie triumphirt, daß keine Menschenhand mehr nöthig sein wird zu mechanischem Dienst, wo ferner das Eisen nicht mehr geschmiedet wird zur Mordwaffe, sondern zum Friedenswerkzeug, zur friedlichen Verbindung der Völker. Ja wenn in jetziger Zeit eben der Geist sich in solcher Art den Stoff dienstbar macht, wenn man deshalb gerade jetzt so sehr das Innere der Natur durchforscht, nun so deute sich der Lehrer dies zum Zeichen, daß jetzt die Zeit ist, wo der begeisterte Seher sagt, „das himmlische Jerusalem selber zur Erde herniedersteigt und Gottes Wohnung fürder ist unter den Menschen selbst". „Und einen Tempel sah ich nicht in der Stadt", fährt der Seher fort, „denn Gott selbst ist ihr Tempel", so wird man denn auch in der Schule nicht mehr haben einen aparten Religionsunterricht, nein, der ganze Unterricht selber wird gedeihen zur religiösen Erziehung der Jugend! Doch w a n n wird dieses D a n n ein Jetzt sein?

Außer den hier angeführten Stimmen über die Versuche, den Volksunterricht auf das kleinste Maaß des Bedürfnisses zu beschränken, haben fast alle Organe der Presse, sich gegen die Schulregulative ausgesprochen. Wir können hier nur Bruchstücke solcher Aeußerungen als ein Echo der öffentlichen Meinung über diese Materie anführen. Die „National-Zeitung" sagt hierüber: Suchen wir das Grundprinzip der Regulative mit einem Worte auszusprechen, um damit den Kern der Streitfrage kurz zu bezeichnen, so stoßen wir auf folgende Aeußerung in den oft genannten Erlassen des Unterrichts-Ministeriums, welche das Wesentliche folgendermaßen in eine Formel bringt: „Der Gedanke einer allgemein menschlichen Bildung", heißt es auf Seite 64, „durch formelle Entwickelung

der Geistesvermögen an abstraktem Inhalt hat sich durch die Erfahrung als wirkungslos oder schädlich erwiesen. Das Leben des Volkes erlangt seine Neugestaltung auf Grundlage des Christenthums, welches Familie, Berufskreis, Gemeinde und Staat in seiner kirchlich berechtigten Gestaltung durchdringen, ausbilden und stützen soll. Demgemäß hat die Elementarschule, in welcher der größte Theil des Volkes die Grundlage, wenn nicht den Abschluß seiner Bildung empfängt, nicht einem abstrakten System oder einem Gedanken der Wissenschaft, sondern dem praktischen Leben in Kirche, Familie, Beruf, Gemeinde und Staat zu dienen und für dieses Leben vorzubereiten, indem sie sich mit ihrem Streben auf dasselbe gründen und innerhalb seiner Kreise bewegt."

Anhänger der Regulative haben in den Schulzeitschriften den hier ausgesprochenen Grundsatz noch näher ausgeführt. Ihre Meinung ist, das das bisher anerkannte Ideal einer allgemein menschlichen Bildung ein Luftbild, ja ein Uebel sei, indem „der Mensch" eine in Wirklichkeit nirgends vorhandene Abstraktion sei, und es überall nur Menschen, die durch Volksthum und Kirche bestimmt und unterschieden sind, gebe. Demzufolge soll auch die Erziehung kein anderes Ziel anstreben, als das junge Geschlecht mit den Ueberlieferungen des Staates und dem Gedankengehalt des kirchlichen Bekenntnisses erfüllen, in welchen und für welche es geboren ist, und sich ganz und gar des Wahns entschlagen, über diese durch die Geburt angewiesenen Schranken hinausgreifen zu können. Es ist die starrste Absicht eines vollkommenen politischen und kirchlichen Conservatismus, welche dieser Meinung zu Grunde liegt und die nichts Anderes im Sinne hat, als daß das Volk, die Nation, in alle Ewigkeit auf derselben Stufe der Entwickelung festgehalten werden soll, auf welcher sie sich heute —

wohlverstanden nach der Auffassung, welche die Urheber dieser Meinung von dem wahren Stande des berechtigten öffentlichen Lebens haben — befindet. Um diesen Conservatismus voll zu machen, haben einzelne Anhänger sogar gefordert, die Schule müsse möglichst immer denselben Unterrichtsstoff und denselben Unterrichtsgangsgang beibehalten, mit anderen Worten, jede Vermehrung der Kenntnisse für die große Mehrheit des Volkes mit allen Mitteln verhindern.

Wir können hier getrost auf jede theoretische Erörterung der Frage, ob durch die Erziehung der Mensch oder der Staatsangehörige gebildet werden solle, verzichten, da der Philosoph, den man den ersten Pädagogen nennen kann, und von dessen Gedanken die späteren wahren Denker aller Zeiten durchdrungen sind — da Plato als A und O seiner Weisheit gelehrt hat, daß alles Menschenleben und alle Erziehung kein anderes Ziel hat, als Erweckung des persönlichen Menschengeistes. Wie hierbei das Nationale seine Rechnung findet und ferner, wie die Unterordnung des Einzelgeistes unter die allgemeine Sittlichkeit zu begreifen ist, dies beides ist von ausgezeichneten Denkern so scharf erkannt worden, daß die schwächlichen Sticheleien gegen die „eitle Subjektivität" und gegen „das Trugbild des Humanismus" dagegen nur das Gewicht von Schülerübungen haben. Jedenfalls würden Staats- und Erziehungskünstler nicht zu fürchten oder zu bekämpfen sein, denen keine stärkeren Stützen zur Seite ständen, als diese Versuche zu philosophiren. Sieht man das geschichtliche Leben der Völker an, so finden sich allerdings solche, die von der Erziehung keinen anderen Begriff haben, als daß sie Abrichtung der Jugend zu den Gewöhnungen der Väter sei. Dahin gehören zunächst alle diejenigen, welche nach unserer Redeweise keine Geschichte habend, außer den Thoren der

Kulturwelt stehen, Wilde, Barbaren. Den Grönländern ist der Mensch eine „Abstraktion;" diese patriotischen Männer denken nicht daran, daß ihre Nachkommen weiter kommen sollen, als mit dem Seehunde und dem Schlitten umzugehen. Auch gewisse erobernde Völker von übrigens entwickelterer Gesittung haben dem Gedanken des allgemein Menschlichen den Eintritt in den Bereich ihrer legitimen Vorstellungen versagt. Die Osmanen wußten nichts von Einheit des Menschengeschlechts, ihre Knaben wurden nur zu solchen Gesinnungen und Fertigkeiten erzogen, um die unterjochten Racen in Zinspflichtigkeit zu halten und neue zu unterjochen. Aber alle Völker, bei denen die Beschränktheit des natürlichen Volksthums gebrochen ist, alle, mit denen wir uns geistig verbunden fühlen, die antike und die christliche Welt, erkennen als höchste Ideen ihres Daseins die Menschlichkeit und den Fortschritt an.

Freilich hat es auch in dieser Welt nicht an mancherlei Formen des vorsätzlichen Stillstandes und der engherzigen Absperrung gegen das Ausländische gefehlt; es kann aber für die Pflege dieser Richtung aus vielen Gründen schwerlich ein ungeeigneterer Boden gewählt werden, als der des deutschen Protestantismus. Diese Einrichtung der evangelischen Volksschule, wie sie jetzt gefordert wird, gleicht von Seiten der Lehrmethode und des confessionellen Zwanges so vollkommen der alten Jesuitenschule, daß Alles, was von gläubigen Protestanten gegen die letztere vorgebracht worden, auch auf die erstere angewendet werden kann. Wir haben die allerneueste Volksschule früher mit derjenigen aus der Zeit der protestantischen Rechtgläubigkeit im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verglichen; man wird uns deshalb fragen können, warum wir sie jetzt der jesuitischen an die Seite setzen. Unsere Ant-

wort ist, daß wir damals nur überhaupt die Abhängigkeit der Schule von der Kirche im Sinne hatten, daß aber innerhalb dieses Abhängigkeits-Verhältnisses noch verschiedene Weisen und Formen möglich sind. Die ehemalige protestantische, höhere und niedere Schule machte je nach der Ausbildung, welche die Lehrer genossen hatten, die dogmatischen Kämpfe und Wandlungen mit, sie spiegelte die Bewegungen in der theologischen Wissenschaft ab und empfing von ihnen ein eigenes, wenn auch nicht ersprießliches Leben. Als volksthümlicher Rückhalt des confessionellen Eifers mußte sie dessen, damals eine große Rolle spielende Lebensäußerungen bis zu einem gewissen Grade theilen. Innerhalb der katholischen Kirche hingegen war es nicht auf Gewinnung eines neuen Glaubensinhalts, sondern auf Festhaltung des alten in möglichst unwandelbarer Form abgesehen, und eben dies ist es auch, was heute als höchste Norm für die Schule gefordert wird.

Was ist es denn, was der Jesuitismus in alle Wege als seine Hauptaufgabe betrachtete? Nichts anderes bekanntlich, als in alle Ewigkeit den status quo der römischen Kirchenherrschaft festzuhalten. Dieser einen Rücksicht mußten in seinen Augen alle besonderen Interessen der Völker sich als untergeordnete Momente beugen. War nur die Menschheit dazu erzogen, sich willig oder vielmehr willenlos die Zucht der Kirche gefallen zu lassen, so war das Geschäft der Erziehung überhaupt geschlossen. Es wurde nicht daran gedacht, daß der Fortgang der Zeit unabweislich Fortschritte der Bildung erheischt, weil ohne Entwickelung der Kenntnisse, Wissenschaften, Gewerbe weder die wachsende Bevölkerung physisch ernährt, noch die immer steigenden Ansprüche des Staats an die Leistungsfähigkeit seiner Bürger befriedigt werden können; den Jesuiten lag eben nicht das Staats- und

Menschenwohl, sondern die Kirche am Herzen. Deshalb bekümmerte es sie nicht, wenn weder ihre Lehrmethode denkende Menschen, die etwas zu leisten, zu erfinden, zu vervollkommnen wissen, erzog, noch ihr Lehrstoff den Schatz nützlicher Einsichten bereicherte und ausbreitete; ihre Erziehung galt dem status quo, nicht der Zukunft. Weltmännisch polirt, wie sie waren, machten sie sich oft durch Nachsicht und eine gewisse Eleganz bei ihren Zöglingen beliebt; ihr Unterricht war weniger trocken, weniger pedantischer Formalismus als bei den Protestanten, sie lehrten manches, was, namentlich in der vornehmen Welt, zu wissen angenehm war. Es lag aber dem ganzen Wesen weder der Ernst noch die Absicht der Wissenschaftlichkeit zu Grunde, die harmonische Bildung des denkenden Menschengeistes, des thatkräftigen Staatsbürgers war ganz außer dem Gesichtskreise, und es blieb, wenn für Einprägung der kirchlichen Lehre gesorgt war, die übrige Unterweisung planlos, eine zufällige Zugabe, unbedeutend, mochte sie nun viel oder wenig aufnehmen.

Alle diese Hauptzüge der jesuitischen Erziehung: sklavische Aneignung des Kirchenglaubens, mangelnde Erweckung der individuellen Denkkraft, dürftiger Lehrstoff, mit einem Worte die Abrichtung für den status quo finden sich in den Regulativen wieder. Dieses System ist aber so weit von wahrer Erziehung entfernt, wie die Erlernung eines niederen Handwerks von edler Wissenschaft verschieden ist; und es braucht nicht erst angegeben zu werden, warum dasselbe am wenigsten in Preußen Eingang finden darf, wenn unser Staat nicht seines geistigen Fundaments, welches der Fortschritt ist, verlustig gehen soll. Durch die Einwendungen der Gegner genöthigt, müssen wir freilich ausdrücklich anerkennen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß wir nicht für alle Klassen des Volks

eine gelehrte Erziehung mit der Fernsicht eines unbegrenzten wissenschaftlichen Fortschreitens beanspruchen; die Forderung aber stellen wir unumwunden diesem Zerrbild entgegen, daß allerdings jeder im Volke nicht zu seinem Nachbeter und Tropf, sondern zu einem zum Gebrauche seiner Vernunft befähigten Menschen erzogen werden soll. Mit Erstaunen haben wir behaupten hören, die allgemeine menschliche Fähigkeit zu lernen, sei nicht gewachsen und wachse überhaupt nicht, und da es nicht möglich sei, im Staate jeden auf diejenige Stufe der Bildung zu heben, wozu er vielleicht die natürliche Anlage besitzt, so sei es nur in der Ordnung und keine Vernachlässigung der Erziehung der unteren Klassen, wenn in der Volksschule nicht mehr als das Allernöthigste gelehrt werde. Wo liegt die Grenze des Unentbehrlichen? Verschiedene Zeiten und Menschen haben hierüber sehr verschieden gedacht, und es läßt sich über diese Grenze des Erreichbaren überhaupt kaum etwas Anderes sagen, als daß Niemand im Stande ist, sie zu bestimmen, es müßte sich denn Jemand vermessen, den Gang der Geschichte selber vorzeichnen zu wollen. Diejenigen, welche für das Volk ein Minimum von Unterricht für ausreichend, ja für nothwendig halten, möchten wir einmal zu prüfen bitten, ob nicht alle bestimmenden Gründe, welche sie vorbringen, auf die Erziehung ihrer eigenen Kinder ebenfalls anwendbar seien? Sie sagen: die Lernfähigkeit der Menschen verändere sich nicht, die „fortschreitende Zeit" sei in dieser Rücksicht eine leere Phrase: sollten sie nicht wissen, wie beträchtlich auf allen höheren Schulen im letzten halben Jahrhundert das Pensum erhöht worden ist, und daß der Staat selber an junge Leute, welche sich beispielsweise dem Baufache, dem Post- und Militairdienste widmen, von den eigentlichen gelehrten Berufsklassen gar nicht zu reden, seine Anforderungen vielfach ge-

steigert hat? Sie wenden ferner ein, daß zu einer solideren Ausbildung nicht bloß Anlagen, sondern auch glückliche Vermögensverhältnisse gehören: in der That ein trefflicher Deckmantel für gewissenlose Väter, die nicht geradezu zu den Reichen gehören, um die Verwahrlosung ihrer Kinder zu beschönigen. Die Vermehrung der Lehrgegenstände in den Volksschulen, setzen sie hinzu, befördert Oberflächlichkeit und eitle Vielwisserei: giebt es, entgegnen wir, mehr zerfahrene und blasirte Individuen unter den Vornehmen oder unter der arbeitenden Klasse? Endlich behaupten sie sogar, die egoistische und materielle Richtung der unteren Klassen dürfe nicht durch Realunterricht noch vermehrt werden. Zu dieser ingeniosen Ansicht von der Einwirkung der Naturwissenschaften auf die sittlichen Gesinnungen entgegnen wir nichts, weil die, welche sie hegen, uns überzeugen, daß man Egoist sein kann, auch ohne sich durch mathematische Schärfe der Argumentation auszuzeichnen.

Es ist nun abzuwarten, wie es sich mit den Bedürfnissen des bürgerlichen und staatlichen Lebens vereinigen mag, wenn die Lehrer des Volks nicht mehr nach wissenschaftlichen Grundsätzen gebildete Männer, sondern handwerksmäßige „Schulhalter" sein werden, wenn das Volk nichts mehr zulernen und nur das Allernothwendigste lernen wird. Die Probe ist im neueren Preußen und in einem protestantischen Lande noch nicht gemacht worden. Sollte sie fehlschlagen, so können wir dem Vaterlande zu dem Phänomen Glück wünschen, daß ja in unserer Zeit fünf Jahre zu dem großartigsten „Umschwunge" in der geistigen Welt vollkommen ausreichen.

Vom praktischen Standpunkte hat auch der Herausgeber der Encyclopädie versucht, die Regulative zu beleuchten:

Wenn die Umkehrmänner von heute Front machen

wollen gegen die Wissenschaft überhaupt, namentlich gegen die Kritik der sogenannten geheiligten Offenbarungen, der kirchlichen Satzungen und Bekenntnisse, wenn sie sich die größte Mühe geben, die Errungenschaften des unermüdlichen Forschungstriebes und des menschlichen Fleißes aus der Welt zu schaffen, indem sie die Erziehung der Volksjugend nach ihrer Weise in die Hand nehmen wollen, so ist das ein Versuch, über welchen man sich eben nicht viel Kummer zu machen braucht. Titanen, wie Stahl und Stiehl und Gerlach, und wie sie sonst heißen, sind wahrhaftig nicht dazu angethan, den Olymp zu stürmen, auf welchem der Geist der Neuzeit seinen Göttersitz aufgeschlagen hat, auch bedarf es keines blitzschleudernden Zeus, um sie abzuwehren. Dazu reicht der Ausdruck der öffentlichen Meinung, wie er sich in allen Organen der Presse kundgiebt, vollkommen aus, wenn auch Herr Stiehl mit einer gewissen Geringschätzung darüber zur Tagesordnung gehen will, indem er versucht, dieses legislatorische Experiment zu vertheidigen. Mit den Regulativen meint er, sei der archimedische Punkt gefunden, von dem aus die in Unglauben und Unkirchlichkeit verfallene Welt in ihre Angeln zu heben wäre, eine Welt, die sich nach Gesetzen bewegen will, von denen nichts in der Schöpfungsgeschichte des alten Testaments geschrieben steht. Wir fürchten, es wird Herrn Stiehl nicht viel anders damit ergehen, wie dem Hamlet, der da ausruft: weh mir! daß ich geboren, die aus den Fugen gekommene Welt wieder einzurichten.

Wir wollen einmal annehmen, die Regulative erhielten an dem und dem Datum anno 185... also dreihundert und .... Jahre nach der Reformation Luthers gesetzliche Kraft, sie würden im preußischen Staate eingeführt. Von diesem Datum an müßten also alle bei den Seminarien als Lehrer fungirenden

Männer, die zumeist noch aus der Schule eines Diesterweg und anderer Pädagogen, welche auf der Höhe ihrer Zeit standen, hervorgegangen sind, all ihr Wissen und Wollen, ihre tief innerste beste Ueberzeugung, ihre Studien, die sie mit allem Eifer gepflegt, daheim lassen und nichts mitbringen, als das ihnen vorgeschriebene Schema, nach welchem künftig ein Schulhalter zu bilden ist. Ihre neuen Zöglinge, welche theils auf Elementarschulen, theils auf Gymnasien und Realschulen den Vorunterricht genossen haben, bringen dann vielleicht schon mehr Kenntnisse mit als sie nöthig haben werden, um ihr Examen zu bestehen. Was sollen sie mit ihnen anfangen? Es wird nichts übrig bleiben, als täglich den Jünglingen zu rathen, allen Fleiß darauf zu verwenden, das zu vergessen, was sie draußen in den Schulen Ueberflüssiges schon gelernt hatten.

Angenommen aber: es gelänge wirklich, Schulamtskandidaten nach dem Bedürfniß der Regulative zu erzielen, so daß sie als befähigte Schulhalter entlassen und mit einem Posten bei der „Volksschule" betraut werden können; Schulhalter, die sich mit ihren Zweifeln in kluger Berücksichtigung einer gesicherten Stellung abgefunden haben. Die alten Lehrer sind längst nicht mehr, und dem neuen Geschlecht der Schulhalter ist die Erziehung und Seelenhütung anvertraut, wird dies Geschlecht eine weniger schwierige, wird es nicht eine unlösbare Aufgabe haben? Es existiren ja doch außer den Elementarschulen noch Gymnasien, Gewerbeschulen, Realschulen und Universitäten; die kleinen ABC-Schützen haben Brüder, Verwandte, Freunde, Eltern, Vettern, Vormünder, Gönner u. s. w., die alle noch von dem Gift der höheren Geisteskultur gekostet haben, von denen noch viele nach dem altensteinschen System erzogen worden sind. Die Kinder kommen aus der Normal-

schule zu Hause. Kinder sind neugierig; der alte Adam, der die Lüsternheit Eva's theilt, von dem Baume der Erkenntniß zu kosten, ist bei ihnen so leicht nicht auszutreiben, sie fragen: was ist das? — woher kommt das? — warum soll ich das nicht thun? — ist das auch wahr? — unser Herr Schulhalter sagt, es wäre so und so ... und so fort in's Unendliche.

Es ist in der That gar nicht abzusehen, was aus den Zöglingen der Elementarschulen in ein paar Jahren werden soll! Entweder müssen sie so einexercirt die Schule verlassen, daß sie die außer ihnen lebenden Menschen fliehen, weil sie ihr Seelenheil gefährden könnten, oder es gehen ihnen über die Art ihrer eigenen Erziehung viel zu früh die Augen auf.

Tief in der menschlichen Natur liegt, schon im frühen Kindesalter zur Erscheinung kommend, der Trieb, den Grund und die Ursache aller Dinge zu erfahren. Das Kind zerschlägt und zerreißt seine Spielsachen aus Neugier, wie sie inwendig aussehen, es sucht etwas, ohne das bestimmte Bewußtsein, was es eigentlich will, zu haben, und folgt damit einem natürlichen Instinkt des in ihm erwachenden Menschengeistes. Beobachten wir Kinder in ihrem Umgange mit einander, so werden wir oft die Aeußerung aus dem Munde eines Klügeren einem Beschränkteren gegenüber hören: ach, das weißt Du nicht einmal? Der Stolz, mehr zu wissen, spiegelt sich in seinem ganzen Wesen. Man sieht es ihm an, daß er eine Ehre darein setzt, den Anderen belehren zu können. Ein Kind lernt unwillkürlich von dem andern, und dieser wechselseitige Unterricht wird den Herren, die alles Wissen auf ein Minimum für die untern Volksklassen reduciren möchten ein unübersteigbares Hinderniß entgegensetzen. Sobald der Schüler fertig lesen kann, muß seine Emancipation von diesem System beginnen. Es giebt so viele belehrende Jugend-

schriften, die als Weihnachtsgeschenke in die Hände der Kleinen wandern: Naturgeschichte für die Kinder, Erzählungen, Gedichte, Mährchen, leicht faßliche historische und geographische Darstellungen, Reisebeschreibungen u. s. w. Da werden denn die Kinder auf ganz andere Dinge stoßen, als die sie in der Schule gehört haben; die Wißbegier wird sie antreiben, sich von ihren Eltern oder andern reiferen Personen das erklären zu lassen, was sie nicht verstehen, und der Bruch mit der Schulweisheit ist geschehen. Ich beneide die armen Menschen hinter ihrem Katheder wahrlich nicht um das Kreuzfeuer der Fragen, dem sie ausgesetzt werden müssen, und noch weniger um das niederdrückende Gefühl, wenn sie sich außer Stande fühlen, die Fragen abzuwehren.

Ein Vertilgungskrieg gegen alle belehrenden Jugendschriften wird doch schwerlich gepredigt werden können. Selbst die strengste Strenge in Ausübung ihrer Schulhalterpflichten würde eine nur um so ungehorsamere Generation erziehen.

Der Verfasser dieses Artikels hat oft aus dem Munde älterer Leute gehört, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele Hausväter namentlich auf dem Lande sehr weise zu sein wähnten, wenn sie sagten: „Ach, was braucht ein Frauenzimmer schreiben zu lernen? sie schreibt doch nachher bloß Liebesbriefe.“ Die Liebesbriefe sind doch geschrieben worden, wenn nicht mit Buchstaben, so doch mit den Augen, und gar manches Mädchen hat noch in späteren Jahren bedauert, daß es nicht anders als mit den Augen schreiben gelernt hatte. Den Eltern aber hat ihre Vorsicht nichts genutzt, sie sind mit der Zeit doch Großeltern geworden. Gerade so wird es denen ergehen, welche behaupten, daß der Gedanke einer allgemein menschlichen Bildung durch formelle Entwickelung des Geistesvermögens an abstractem Inhalt

sich durch die Erfahrung als wirkungslos und schädlich erwiesen hat, und daß die Neugestaltung des Volkslebens auf der Grundlage des Christenthums (das soll wohl richtiger heißen: „des strenggläubigen Kirchenthums?") vor sich gehen solle.

Das Christenthum zur Grundlage der Erziehung zu machen, das ist auch unsere Forderung, aber das reine lautere Christenthum, das sich im Leben bethätigt, nicht bloß im Glauben; das Christenthum, welches den Gottesgeist in der Menschenbrust zur Offenbarung und zur faktischen Erscheinung bringen will, das Christenthum, das sich mit dem Bekenntniß nicht begnügt, sondern die That verlangt.

Dies nebenbei; denn man kann es nicht oft genug wiederholen, daß Christenthum und Christenthum oft wie Nord- und Südpol auseinanderliegen, je nachdem man den Begriff desselben definirt.

Wir können diese Betrachtungen, welche so stoffreich sind, daß sie ganze Bibliotheken zu füllen im Stande sind, hier für diesmal abbrechen. Noch sind es nicht ganz zwölf Jahre, da sagte einer unserer bedeutendsten Universitätslehrer und Staatsbeamten: So gewiß die Macht der Staaten neben der unerläßlichen Ausstattung mit materiellen Gütern, auf der geistigen Kraft des Volkes, namentlich auf dem Verstande, womit es seine Stellung im Leben auffaßt und auf seiner sittlichen Zuverlässigkeit beruht, und so gewiß der Unterricht in den Elementarschulen, wenn auch nicht das einzige, doch eines der wesentlichsten Erfordernisse zur allgemeinen Verbreitung einer solchen echten Bildung ist, so gewiß gehören auch Seminarien zur Bildung der Lehrer für diese Schulen zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen und zu den einflußreichsten Anstalten einer wohlgeordneten Staatsverwaltung. Auch für den preußischen Staat sind die Zeiten endlich vorüber, worin Hand-

werksgesellen, besonders die Dorfschneider, den Elementarunterricht neben ihrem Gewerbe trieben, alternden Bedienten und Militair-Invaliden Elementarschulen als Versorgungsstellen übertragen wurden, auch wohl sittlich wenig zuverlässige Leute mit halber Bildung, in Ermangelung eines besseren Unterkommens, sich dem Volksunterrichte zuwandten. Erkannt wurde zwar seit mehr als einem halben Jahrhunderte das Unstatthafte eines solchen Zustandes. Noch vor funfzig Jahren war in ansehnlichen Provinzen der Schulmeister amtlich darauf angewiesen, der Unzulänglichkeit seines Diensteinkommens durch den Betrieb eines Handwerks und wohl gar durch Tagelöhnerarbeiten während der Erntezeit abzuhelfen. Das Zeitalter ist seitdem auch hierin mächtig fortgeschritten und die Spuren jenes schmachvollen Zustandes sind, wenn auch noch nicht ganz vertilgt, doch dem Verschwinden nahe.

Wir schließen mit einigen anderen Urtheilen über die Regulative, welche jedenfalls als historische Documente zu registriren sind; denn sie liefern den Beweis, daß die öffentliche Meinung sich diesen Versuchen einer Neugestaltung des preußischen Volksschulwesens gegenüber nicht gleichgültig verhalten hat.

Wenn wir zuletzt einen geschichtlichen Rückblick auf die Entwickelung des Volksschulwesens überhaupt versuchen, so wird sich daraus ergeben, daß gerade Preußen am naturgemäßesten dabei verfahren ist.

Es möchte schwer sein, sagt die „Volkszeitung," im Augenblick ein gedrucktes Exemplar der preußischen Verfassung aufzufinden, welches vollständig rechtsgültig ist. Die Verfassung vom 31. Januar 1850, wie sie in vielen Exemplaren existirt, ist nämlich schon so revidirt und abgeändert, daß man eigentlich bei keinem Artikel sicher ist, ob er nicht schon außer Kraft getreten sei.

Trotzdem sind in dieser Verfassung ein paar Artikel stehen geblieben, die das Volksschulwesen betreffen und die also lauten:

Art. 25. Der Staat gewährleistet den Volksschullehrern ein festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen.

Art. 26. Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen. —

Dies sind freilich nur Verheißungen über die künftige Gesetzgebung, und solche Verheißungen haben nach der Meinung mancher Staatsmänner keine weitere rechtliche Gültigkeit. Es liegt also in der Natur der Sache, daß es so lange beim Alten bleibt, bis es irgend in einer verfassungsmäßigen Weise anders wird. — Zum Ueberfluß hat aber die Verfassung selber festgestellt, daß es vorläufig beim Alten bleibe; denn ein Artikel 112 besagt Folgendes:

„Bis zum Erlaß des im Artikel 26 vorgeschriebenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen.“

Man sollte nun annehmen, daß es wirklich bis zur Zeit, wo ein neues Gesetz mit Zustimmung der Kammern erlassen wird, bei den alten gesetzlichen Bestimmungen verbleiben würde; und in der That hat der Minister im Jahre 1852 auf eine Anfrage in der Kammer die Erklärung gegeben, daß „das Gesetz, wenn es jetzt erlassen würde, nicht anders lauten könne, als: es bleibt im Wesentlichen beim Alten.“

Gleichwohl blieb es nicht beim Alten. — Es erschienen vielmehr drei Regulative, welche die Ausbildung der Lehrer und die Einrichtung der Volksschulen betreffen, die weit zurück in die Vergangenheit hineingreifen, und Lehrerbildung und Schulunterricht auf einen Standpunkt hinstellen, auf dem sie sich etwa

vor hundert Jahren in Preußen vielleicht wirklich befanden.

Aus den Regulativen ersehen wir, was die künftigen Lehrer wissen und nicht wissen sollen, und können daraus schließen, was die Volksschule wird leisten und nicht leisten können.

Sonst hat man viel darauf gegeben, daß der Lehrer die verschiedene Art und Weise wisse, wie man den Kindern etwas beibringen kann, daß sie den Unterschied wohl merken, ob ein Kind nur das ihm Vorgesagte nachplappere aus dem Gedächtniß, oder ob es das Gesagte in sich aufgenommen, verstanden, verarbeitet und sich vollkommen zu eigen gemacht hat. Um das, was man ein Kind lehren will, recht eindringlich zu machen, hat man vielen Werth darauf gelegt, daß der Lehrer es verstehe, den Geist der Kinder zur Selbstthätigkeit zu wecken. Es wurde deshalb darauf gesehen, daß Kinder nichts auswendig lernen, was sie nicht begriffen haben. Selbst das Einmaleins lernen jetzt die Kinder nicht mehr als leere Gedächtnißsache, sondern man sucht das Kind selber darauf zu bringen, wie viel sechsmal sechs ist, und wenn es erst dahinter gekommen ist, giebt man ihm die Aufgabe, das Erkannte sich zu merken und dem Gedächtniß einzuprägen. Bei dieser Art und Weise, die jetzt ganz allgemein und vom besten Erfolg ist, hat man es als Hauptaufgabe des Lehrers betrachtet, daß er sich mit den Schülern fortwährend unterhalte, daß er sie stets anrege und erwecke und ihre Fähigkeiten leite. Er darf nicht auf eingelernte Fragen eingelernte Antworten erwarten, sondern muß seine Fragen stets neu bilden, je nach der Fassungsgabe der Kinder, und ihre Antworten, selbst wenn sie irrig waren, hinnehmen, um eben durch neue Belehrungen den Kindern ihren Irrthum zu beweisen.

Diese Art und Weise des Unterrichts ist nicht leicht;

der Lehrer mußte hierzu herangebildet werden, und zwar durch ernstliche Fachstudien, die unter den Namen Pädagogik, Methodik und Katechetik bekannt sind.

Jetzt soll man abgehen von diesem die Einsicht der Kinder erweckenden System; man hält dies für verderblich, und der Lehrer soll herangebildet werden, ohne selber die Pädagogik, Methodik und Katechetik kennen zu lernen.

Indessen betrifft dies nur die Art und Weise, wie man unterrichten soll, und wir leugnen nicht, daß es möglich ist, eine ganz neue Form ausfindig zu machen, die möglicherweise besser ist als die bisher herrschende. Es kommt ja auch nicht darauf an, wie man lehrt, wenn der Erfolg nur gut ist; das heißt, es kommt hauptsächlich nur auf das an, was man den Kindern in der Volksschule mit Erfolg beibringt.

Leider aber ist gerade in dieser Beziehung dem, was jetzt geschaffen werden soll, am wenigsten Rühmliches nachzusagen. Wenn die Einrichtung getroffen wird, daß der Volkslehrer wenig wissen soll, so darf man von den Volksschulen keine Hoffnungen hegen.

Der junge Mensch, der sich zum Lehrer ausbilden will, soll Religionsunterricht erhalten; hiergegen wird gewiß kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben; aber Kirchengeschichte, die er bisher kennen lernen mußte, soll ihn nicht mehr gelehrt werden. Ein Lehrer soll jetzt nichts mehr wissen von der Läuterung der religiösen Bekenntnisse und Vorstellungen, wie sie in Wahrheit stattgefunden hat. Er soll nicht erfahren, daß es religiöse Irrthümer gab, religiöse Abirrungen, verschiedene hart mit einander kämpfende Bekenntnisse und Auffassungen, Verketzungen und Verfolgungen, die eine spätere Zeit als schwere Irrthümer erkannte. Er soll — so scheint es — gerade den

innersten Kern der deutschen Geschichte nur in einem äußerst beschränkten Umfang kennen lernen, vielleicht um nicht auf den Gedanken zu kommen, daß in Religionssachen Menschen schon geirrt haben und möglicherweise also auch jetzt noch Menschen irren können.

Vielleicht soll aber dieses beschränkten Wissen ersetzt werden durch Kenntnisse von Welt, Leben, sittlichen Eigenthümlichkeiten und der Natur des menschlichen Gemüthes?

Auch dies soll nicht sein. Wenn irgend etwas, so sollte, unseres Erachtens, ein Lehrer einen ersten Blick in die Seele seiner Schüler thun können; und wenn diese Gabe auch nicht angelernt werden kann, so weiß doch Jeder, daß man durch die Wissenschaft der Seelenkunde, die man „Psychologie" nennt, eine Anleitung und Anregung erhält, das, was in den unbefangenen Gemüthern der Kinder vorgeht, richtiger zu würdigen und dadurch auf dieselben versinnlichend einzuwirken. Es gehörte deshalb auch Psychologie zu den wesentlichsten Belehrungen, die dem sich ausbildenden Lehrer bisher beigebracht wurden. Aber auch diesen Gegenstand soll der Lehrer nicht in seiner Ausbildungsstätte kennen lernen.

Jung, unerfahren im Leben soll er seine Bildungsstätte verlassen, ganz und gar ohne Kenntniß der tief eingreifenden Geistesrichtungen, die Deutschland so eigenthümlich sind, daß sie den wesentlichsten Kern seiner ganzen geistigen Geschichte ausmachen.

Soll er dafür wenigstens das kennen lernen, was deutsche Dichter geleistet haben? Soll er seinen Geschmack, sein Gemüth bilden durch die bessere Kenntniß der Werke eines Herder, Schiller, Klopstock? Soll er nicht Göthe, Lessing, Jean Paul in ihren gewähltesten Produkten kennen lernen, die der Stolz und eigenstes Geisteseigenthum der deut-

schen Nation sind, wie sie keine zweite Nation aufzuweisen hat?

Nein! — Die sogenannte „Klassische Literatur" soll ihm fremd bleiben: selbst Literatur-Geschichte soll ihm nicht mehr gelehrt werden.

Soll er den Zweig des Wissens, der gegenwärtig zu einer weltbewegenden Macht geworden, soll er Naturwissenschaften verstehen?

Nein, auch dies nicht; wenigstens nicht in dem Maße, wie es den bisher sich ausbildenden Lehrern beigebracht worden ist.

Was wird die Folge sein?

Setzen wir den Fall, daß die Regulative, wie sie sind, zur Ausbildung kommen und nach einer Reihe von Jahren ein neues junges Lehrergeschlecht aus den jungen Instituten, wo sie ihre Bildung erhalten sollen, hervorgehen, um in's Leben einzutreten und in demselben als Lehrer der Volksschulen zu wirken.

Nehmen wir hierzu an, daß sie alle ganz streng im Sinne der Regulative ausgebildet sind, daß sie also, den Katechismus auf's Allerpünktlichste auswendig wissend, mit der innern Mission innig verbunden sind, daß sie eine Reihe von kirchlichen Gesangsstücken in Text und Melodie kennen, daß sie ferner deutsch in dem Lesebuch von Wackernagel lesen, eine gute Handschrift schreiben und die vier Species zn rechnen wissen. — Dabei aber bliebe ihnen unbekannt, daß die Welt, daß ihr deutsches Vaterland große Dichter und Denker besaß, daß das Vaterland sich in allen Theilen emporschwingt an der Hand der Künste, der Wissenschaft, der Industrie, des Maschinenwesens, der Telegraphie und in der Reihe der Nationen Europa's eine aufstrebende Kulturstellung einnimmt.

Mit welchem Blick würden solche junge Leute die Welt um sich her ansehen? Mit welchem Blick wür-

den sie von ihrer gebildeteren Umgebung angesehen werden? Mit welchem Blick würde ein junger Mensch dieser Art sich selber anschauen? Wie würde ihm sein bisheriges Ausbildungs-Institut erscheinen?

Könnte man die jungen Menschen nach ihrer enggehaltenen Ausbildung von der Welt und dem Leben absperren, oder wäre es möglich, die herangebildeten Lehrer bis in ihr vierzigstes Lebensjahr in einem Seminar zu halten und sie dann in ihrer vollsten Unschuld in's Leben treten zu lassen, wo ihr Leben abgeblüht ist und ihr Geist nicht mehr Gefahr läuft, von einer ihnen ganz fremden Welt und ihnen ganz neuen Anschauungen beirrt zu werden — wenn dies möglich wäre, so wäre es auch möglich, daß man im ganzen Staate Lehrer sähe, die streng das sind, was die Regulative von ihnen wünschen.

Das aber geht nicht, wie wohl Jedermann einsieht. Die jungen Menschen von so beschränktem Gesichtskreis müssen in das Leben eintreten, um mit ungeprüftem, frischem Gemüth in demselben Dinge zu sehen und zu hören, von denen ihnen bisher kaum die dunkelsten Vorstellungen vorgeschwebt haben.

Wie will man es verhüten, daß ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren doch einmal ein Buch in die Hand bekommt, in welchem er etwas liest, was alle Welt außer ihm schon weiß, und was man ihm bis jetzt verborgen hat? Wie es veranstalten, daß ihm nichts von den Büchern in die Hand komme, deren Existenz er gar nicht kennt, die aber, wenn er sie heimlich erlangen und lesen kann, auf ihn einen nie geahnten Zauber ausüben? Welch einen gewaltigen unbeschreiblich erschütternden Eindruck muß auf solch einen Menschen ein Werk wie Schiller's Don Carlos machen, das eine ihm ganz neue deutsche Sprache, eine ihm ganz neue Gedankenwelt, eine ganz neue

Anschauung zum ersten Male aufschließt? Welch ein Licht würde in seinem gedankendürstenden Hirn ein einziges Werk von dem edelsten deutschen Dichter und Denker, von Herder, aufgehen lassen? Welch einer inneren Erschütterung wird er preisgegeben, wenn er gar dem scharfen Geiste eines Lessing, dem naturfrommen Klopstock, dem herzbezwingenden Jean Paul begegnet?

Wer das Menschenherz, und namentlich das einer noch unverdorbenen Jugend kennt, das mit dem Hang zum Edlen, Erhabenen, Schönen und Menschlichen erfüllt und naturgemäß von Hoffnungen und Phantasien geschwellt ist, der wird eingestehen, daß, wenn man ein solches Lehrergeschlecht wirklich so simpel, so unerfahren herauslassen will aus den Bildungsinstituten, man sie den größten Gefahren preisgiebt, wenn man nicht dafür sorgt, daß ihnen im Leben auch Alles verschlossen bleibe, was ihnen bisher verschlossen war.

Wir wollen von solchen Lehrern, wenn sie in eine große Stadt versetzt werden, ganz und gar schweigen; wir wollen davon schweigen, welch ein Licht einem solchen Lehrer aufgeht, wenn auch nur ein Secundaner eines Gymnasiums oder einer höheren Realschule dem empfänglichen Gemüth eines solchen Lehrers eine diesem verschlossene Welt von Gedanken öffnet. Wir wollen nicht in Erwägung ziehen, daß dem Unerfahrenen die meisten Gefahren drohen im Umgang mit Gebildeten und Halbgebildeten, die gegen ihn in Kenntniß von Welt und Leben, geistigem Genuß und Erguß wahre Halbgötter sind. Wir wollen auch nicht einmal von der Stellung solcher Lehrer in einer kleinen Provinzialstadt sprechen, wo sie einen Arzt, einen Apotheker, einen Provisor, ja einen Bibliothekar finden, von denen sich der Geringste gegen sie ein Meister von Gelehrsamkeit dünkt, wenn er auch nur Schil-

ler's Glocke auswendig kennt. Wir wollen selbst hinabsteigen zu dem jungen Menschen, der auf ein Dorf versetzt und dort sogar auf Schritt und Tritt von dem Geistlichen überwacht wird.

Der Geistliche ist ein studirter Mann, er besitzt eine Bibliothek von sehr verschiedenen Schriften, er kennt die deutschen Klassiker, ist selber der erhebenden Genüsse seiner Jugend eingedenk — wird, kann er dem Lehrer all' das verschließen, was der ganzen deutschen Nation seelenvolles Eigenthum geworden ist?

Aber nehmen wir an, daß dies geschieht, nehmen wir an, daß die geistige Dürftigkeit eines jungen Menschen, der von der deutschen Literatur nicht viel mehr kennt, als Choräle und ein Lesebuch von Wackernagel, den Geistlichen nicht rühre; ja, gehen wir noch weiter und nehmen wir einmal an, daß der Lehrer geistig so weit herabgestimmt ist, daß man vor ihm eine Bibliothek deutscher Werke, deutscher Dichter, deutscher Denker gar nicht mehr zu verschließen braucht, weil er sie nicht verstände, wenn man sie ihn lesen ließe — würde solch ein Lehrer nicht schon von der Dampfmaschine in der Brennerei der Gutsherrschaft aus Rand und Band geworfen, die ihn lehrt, daß es Künste und Wissenschaften giebt, von denen er keine Ahnung hat? Wie erscheint er in dem einigermaßen gebildeten Hause des Amtmannes, wo die Kinder vielleicht mehr von Naturwissenschaft wissen, als er, der Lehrer? — Neben solchem Lehrer sind die Vermögenden des Dorfes, des Amtes, des herrschaftlichen Gutes genöthigt, für die Erziehung ihrer Kinder einen anderen, einen wirklich gebildeten Lehrer zu halten; wie steht der Lehrer der Volksschule neben dem, der ihn bemitleidet oder belächelt? Oder könnte es als Verbrechen angesehen werden, wenn der hochgelehrte Kollege dem ärmern jetzt noch Aufschluß giebt über

einen ihm fremden Schatz von deutschem Wissen, Denken und Dichten?

Doch genug dieser Fragen. Es bleibt uns nur der Eine Glaube, daß die Praxis die Welt ganz anders gestaltet, als Institute, und der Genius des deutschen Volkes zu mächtig ist, um in seinem naturgemäßen Fortschrittt behindert zu werden.

Die Zeitungen haben über diese Regulative das ausgesprochen, was in allen Klassen der Gesellschaft über dieselben empfunden wird. Von den Schriften, die darüber erschienen sind, heben wir zwei hervor, die ein gründliches Urtheil über dieselben aussprechen. Die eine Schrift ist von dem ehemaligen Seminar-Direktor Diesterweg, dessen frische rege Geistig-thätigkeit dem preußischen Lehrerstand jene Regsamkeit und Bildung verliehen hat, die erfrischend auf die Schule und auf die Jugend einwirkten. In dieser Schrift: „Beurtheilung der drei Regulative", zeigt Diesterweg in seiner ihm eigenen Lebendigkeit, was eigentlich die Gegenwart und Zukunft von einem Lehrer der Jugend verlangt, und was im Gegensatz hierzu die Regulative für Lehrer des Volkes heranbilden wollen. Diese Schrift läßt es recht lebendig fühlen, wie die Lehrer, welche nach den Regulativen gebildet werden sollen, einstmal neben den jetzt bereits herangebildeten Lehrern als sehr unwissende, höchst beschränkte Menschen dastehen werden, die in ihren Kenntnissen vor jedem Quartaner eines Gymnasiums beschämt zurücktreten werden müssen. Es läßt sich in der That voraussehen, daß wenn die Absicht der Regulalive verwirklicht werden sollte, Lehrer entstehen würden, die beim Anblick einer Elektrisirmaschine davonliefen, in der Ueberzeugung, daß dies ein Werk des Teufels sein müsse, daß es Lehrer geben wird, die man in Verlegenheit setzt, wenn man in ihrer Gegen-

wart von Jean Paul, Herder spricht, weil sie nicht wissen, ob das Griechen oder Römer waren, Lehrer, die man beschämt, wenn man sie fragt, was Ammoniak ist, oder was Psychologie bedeutet, wer Julius Cäsar war, wieso ein Streichhölzchen sich entzündet, wenn man es reibt? — Diesterweg's Schriftchen zeigt recht lebendig, wie wenig ein Lehrer nach den Regulativen ausgebildet in's Leben der Zeit hineinpassen wird.

Die zweite Schrift, gleichfalls eine Beurtheilung der Regulative von einem „älteren Pädagogen" enthaltend, ist bei Bädeker in Essen erschienen, geht mit großer Ruhe Schritt um Schritt den Regulativen nach und zeigt in sehr überzeugender Weise, welch eine gewaltige Umkehr der Welt nöthig wäre, wenn solche Lehrerbildung die Welt weiter bilden soll.

Was uns aber zu dieser Betrachtung führt, ist ein Antrag mehrerer Mitglieder der zweiten Kammer, der diesen Gegenstand betrifft und der uns mit seinen Motiven vorliegt. Die an die Abgeordneten amtlich vertheilten Motive sind in einem so oppositionellen Ton abgefaßt, wie wir ihn bisher in den Schriftstücken dieser Kammer noch nicht gefunden haben. Wir nehmen Anstand, viel hieraus mitzutheilen, und begnügen uns, nur eine Anlage hierher zu setzen, welche den Vergleich aufstellt zwischen dem, was jetzt eine Berliner Knabenschule zu leisten hat, dem, was eine westphälische Dorfschule leistet, und dem, was eine Schule der Regulative in Zukunft leisten soll. Die Vergleichung ergiebt Folgendes:

Berliner Knabenschule.	Westphälische Dorfschule.	Schule der Regulative	Stunden.
Religion und biblische Geschichte .	Religion und biblische Geschichte .	Religion .	6
Lautiren und Lesen . .	Lesen	Lesen . .	6
Deutsche Sprache, Orthographie.	Sprachlehre, Aufsätze.		
Rechnen	Rechnen. Decimalen . .	Rechnen .	5
Erdkunde.	Geographie.		
Vaterländische und Weltgeschichte.	Geschichte.		
Größenlehre.	Größenlehre.		
Naturgeschichte und Naturlehre.	Naturgeschichte und Naturlehre.		
Schreiben und Schreibenlesen	Schreiben	Schreiben	6
Zeichnen nach der Natur und perspektivisch.	Zeichnen nach Vorlegeblättern.		
Singen . . .	Singen nach Noten.	Singen .	3
Anschauungs- und Sprechübungen.	Sprechübungen.		
Gedächtnißübungen.	Kopfrechnen.		
Französisch, Latein.		Stunden	26

Mit Recht schließt dieser Bericht mit folgenden thatsächlichen Schlüssen:

„Der Lehrplan der Berliner Knabenschule steht demnach weit über dem des Seminars. Der Schulknabe überragt den im Seminar erzogenen Lehrer an Kenntniß der deutschen Grammatik, der Weltgeschichte, der Naturlehre, des freien Handzeichnens und der fremden Sprachen. Der Lehrer nach dem Zuschnitt des Regulativs wird also weder für eine Berliner Knabenschule, noch für eine gute zweiklassige Dorfschule geeignet oder brauchbar sein.

In Wahrheit, die Kinder der Gegenwart würden nach den Regulativen die Lehrer der Zukunft überragen.

Noch eine weitere Betrachtung hierüber bringt die Volkszeitung in ihrer No. 118 (1855):

In der Spenerschen Zeitung befindet sich ein Inserat, das folgendermaßen lautet:

„An die Akademie der Wissenschaften.

Können die Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854 und die sogenannte Christianisirung des Schulunterrichts die Ergebnisse der Wissenschaft ändern? — Da dies nicht der Fall ist, was kann ihr Zweck sein?"

Beträfe diese Anfrage nicht einen äußerst wichtigen Gegenstand, so würden wir dieselbe, weil sie verkehrt und nicht an die richtige Schmiede zur Beantwortung gestellt worden ist, ganz unberücksichtigt lassen. Der Gegenstand ist indessen in der That von solcher Wichtigkeit, daß die bloße öffentliche Mahnung hinreichen muß, ein Wort hierüber zu rechtfertigen.

Den Fragesteller, der sich an die Akademie der Wissenschaften gewendet hat, wird der Erfolg belehren, daß von dieser weder ihm, noch sonst irgend wem eine Antwort ertheilt werden wird. — Jene Zeit ist längst vorüber, wo sich einmal ein Einzelner, und selbst die

Repräsentation der ganzen Akademie gemüßigt fand, in einer Tagesfrage von Wichtigkeit eine Gesinnung zu äußern. Kaum kann man sagen, daß irgend ein anderes Lebenszeichen der Akademie noch an's Tageslicht tritt, als die äußerst unverständlichen Inhalts-Anzeigen ihrer Sitzungen in den Zeitungen, und die später gedruckten, aber von Niemand gelesenen Verhandlungen in denselben. Was hieraus lesenswerth und von Interesse für die Wissenschaft ist, wird, um es eben an das wissenschaftliche Publikum zu bringen, als „besonderer Abdruck" buchhändlerisch veröffentlicht, weil man weiß, wie Alles, was in die gedruckten Verhandlungen der Akademie geräth, so versteckt und verborgen ist, als ob es in den tiefsten Grund des Meeres versenkt wäre. Ein Institut wie unsere Akademie der Wissenschaften, das trotz der glänzenden Verdienste ihrer Mitglieder auf wissenschaftlichem Gebiet, trotz der Namen Alexander v. Humboldt, Böck, Dirichlet, Johannes Müller, Lichtenstein, Encke, Ehrenberg, Mitscherlich, Magnus, Dove, Rose, Du Bois-Reymond und Andere — ein Institut, sagen wir, das trotz solcher Mitglieder nichts, gar nichts als I n s t i t u t leistet, steht so schon außerhalb der Zeit, daß man Zeitfragen gar nicht an dasselbe richten darf. — Die Frage ist also wirklich an die falsche Schmiede gekommen.

Aber wäre dies auch nicht der Fall, so ist die Frage schon so gestellt, daß sie so gut wie gar keine treffende Antwort zuläßt.

Will der Fragesteller über den Werth der Regulative belehrt sein, so verweisen wir ihn auf die Auskunft, die ihm jeder gebildete Leser in vertrauter Stunde geben wird, und will er sich durch öffentliche und offene Antworten belehren lassen, so nehme er die zwei Brochüren zur Hand, die D i e s t e r w e g über die Regulative geschrieben, von denen die zweite mit ganz

besonderem Beifall aufgenommen wird, weil sie das Thema von einem praktischeren Gesichtspunkte aus behandelt.

Der Fragesteller scheint aber wissen zu wollen, was etwa die Wissenschaft zu diesen Regulativen sagt, und fragt, welchen Zweck wohl die Regulative erreichen können, wenn es ausgemacht ist, daß die Wissenschaft nicht umkehrt und die Ergebnisse der Wissenschaft sich wegen der Regulative nicht ändern werden.

In diesem Punkte wollen wir den Fragesteller auf zwei Dinge aufmerksam machen, die ihm vielleicht einigen Aufschluß zu geben vermögen.

Der Fragesteller ist im Irrthum, wenn er meint, die Regulative hätten die Absicht, die Ergebnisse der Wissenschaft zu ändern oder auch nur zu bestreiten. Die Regulative scheinen uns im Gegentheil alle Hoffnung, die Wissenschaft zur Umkehr zu bewegen, fahren zu lassen. Auch in dieser Beziehung hat sich die Welt geändert, vielleicht auch gebessert. Vor einem Jahrzehnt noch meinte man, durch Schellings Offenbarungs-Philosophie eine Glaubenswissenschaft aufbauen, die Schranken der Autorität bis in die freie Forschung hinein schieben zu können. Dieser Wahn ist hin. Stahl sagt zwar: die Wissenschaft muß umkehren, aber er weiß zu gut, daß sie nicht umkehren will und wird, und in seiner neuesten Brochüre über die evangelische Toleranz hat er dem Wissen der Welt vollkommen den Rücken gekehrt. Die Wissenschaft betrachtet er in der That schon als verloren. Wenn also die von ihm bearbeiteten Regulative einen Zweck in Bezug auf die Wissenschaft haben sollen, so dürfte es nur noch der sein, daß man dem Einfluß derselben auf das Leben des Volkes vorzubeugen habe.

Ob dies der wirkliche Zweck der Regulative ist, müssen wir dahingestellt sein lassen; daß aber die Folge derselben dahin führen könnte, das dürfen wir we-

nigstens behaupten. — Wenn die künftigen Lehrer der Jugend selber nichts mehr lernen und kennen sollen, als schreiben, die vier Species rechnen, Choräle singen und Wackernagels Lesebuch lesen, so wäre die natürliche Folge hiervon, daß die Wissenschaft der jetzigen Zeit gar keine Brücke mehr hätte, um bis in's Volk zu dringen. Die Wissenschaft könnte demnach, wenn sie wollte, die Umkehr unterlassen; wenn nur, wie Stahl in seiner neuesten Brochüre meint, der verderbliche Einfluß des menschlichen Wissens nicht bis in's Herz der Nationen dringt.

Diese Betrachtung wird den Fragesteller belehren, wie verkehrt seine Vorstellungen sind. Er meint, die Regulative bekämpfen die Ergebnisse der Wissenschaft und haben die Absicht, diese zu ändern. Dem ist nicht so. Diese Aenderung, dieses Ausflicken und Verbessern der freien Forschung ist längst aufgegeben. Schelling, der letzte philosophische Altflicker des Geistes, ist todt und war schon während der letzten Jahre seines Lebens in seinem Einfluß abgestorben. Den Kampf mit der Wissenschaft hat bis jetzt keiner weiter unternommen; wir glauben sogar, daß sie ziemlich ungehindert bleiben wird; — es ist genug, wenn nur ihr verderblicher Einfluß durch die Folge der Regulative und durch den Umstand behindert wird, daß selbst die Lehrer nichts von der Wissenschaft werden wissen können.

Dem Fragesteller wollen wir aber noch Eines zum weiteren Nachdenken hingeben. Dieser Tage, wo das Bestreben, die Regulative praktisch zu machen, sehr im Schwunge ist, hat es ein Elementarlehrer in der Provinz unternommen: „Luthers Katechismus für den Standpunkt der drei Regulative" zu bearbeiten.

Das klingt etwas unglaublich; aber es ist so. Der Bearbeiter von Luthers Katechismus besitzt nichts weiter von Beruf hierzu, als das große Verdienst der

Gläubigkeit und das größere der Unwissenheit. — Wir empfehlen dem Fragesteller das Studium dieser Luther-Verarbeitung nach dem Standpunkt der Regulative, und erachten diese Thatsache möglicherweise auch als eine Antwort auf seine Frage nach dem Zweck der Regulative.

Vielleicht beruhigt dies den Fragesteller besser, als alle Antworten, die ihm eine ganze Akademie der Wissenschaft geben könnte.

Wir wenden uns nun zur Geschichte des Volksschulwesens, und werden dabei nicht umhin können, einige Blicke auf die Pädagogik überhaupt zu werfen. Eine Geschichte der Erziehungslehre, sagt Raumer, muß einmal die Bildungsideale in's Auge fassen, durch welche ein Volk in der Folge seiner Entwickelungsepochen beherrscht wird, dann aber die Weise, wie die Pädagogik in jeder Epoche das aufwachsende Geschlecht dem Bildungsideale gemäß zu erziehen, dies Ideal in der jungen Generation zu verwirklichen strebt. In ausgezeichneten Männern tritt jenes Bildungsideal als personificirt auf, sie üben daher den größten Einfluß auf die Pädagogik. Doppelt wichtig wirken sie aber auf die Bildung ihres Volkes, wenn sie zugleich selbst pädagogisch eingreifen, wie einst Luther und Melanchthon, Johannes Sturm, Pestalozzi u. a.

Zunächst also halten wir uns an das deutsche Schulwesen. Wenn wir bis in's Mittelalter zurückgehen, so ist von einer Volksschule im engeren Sinne nicht die Rede. Mit dem 14ten Jahrhundert beginnt allerdings eine neue Zeit für die Bildung: die Auferstehungszeit der griechischen und römischen Klassiker; aber ihre Wirkung müssen wir mehr in dem Kreise der Gelehrtenbildung und nicht in dem der Volksbildung suchen. Die Muttersprache wurde fast gar nicht Gegenstand der Lehre, Alles concentrirte sich in dem Stu-

dium der lateinischen und griechischen Klassiker. Um Aristoteles als weltliche und Augustinus als geistliche Autorität drehte sich alles Lehren und Lernen. Mathematik studirte man bei den Arabern; die Naturkunde lag noch ganz im Argen. Das Unglaublichste wurde für wahr gehalten. Die germanischen und romanischen Völker hatten im Mittelalter ungeachtet ihrer Nationaleigenthümlichkeiten einen gemeinsamen europäischen Charakter, sie machten gleichsam einen einzigen weltlich geistlichen Staat aus. Es war besonders das Band der Kirche, welches alle umschlang. Papst und Kaiser und Könige hatten eine gemeinsame europäische Kirchen- und Staatssprache. Alle Geistlichen sprachen und schrieben lateinisch, aller Gottesdienst war lateinisch. In den späteren Jahrhunderten erst bildete sich das Volksthümliche der einzelnen Völker mehr und mehr heraus, nur die Poesie und Baukunst war in Deutschland der übrigen Bildung voraus und trug ihr eigenes nationales Gepräge.

Die Richtung, welche auch in Deutschland die herrschende wurde: das Streben nach klassischer Bildung, war von Italien ausgegangen. Vorkämpfer und Herolde derselben waren Dante, Boccaccio, Petrarca. Ihnen folgte Johannes von Ravenna, Emanuel Chrysoloras, Guarino und Vittorino von Feltre u. a., die aber immer nur für die Klassicität von Bedeutung sind. Raumer sagt von ihnen im Allgemeinen: Heidnische Gesinnung, heidnisches Leben, heidnische Schriften charakterisiren viele italienische Gelehrte, öfter seltsam mit kirchlichem Glauben und frommem Enthusiasmus verbunden, vielleicht ohne Arg verbunden. Die italienischen Philologen übten den größten Einfluß auf die Bildung der Deutschen; Rudolph Agricola, Reuchlin, Regiomontano, Erasmus und viele andere gingen nach Italien, um sich auszubilden; ihre Lehrer waren Italiener. Ein Mensch

kann auf einen andern Menschen, ein Volk auf ein anderes Volk wohl keinen größeren Einfluß üben, als wenn es diesem seine Ideale, insbesondere sein Bildungsideal einflößt; denn die Ideale bestimmen die Richtung nnd Arbeit der Einzelnen wie der Völker. Unterricht und Erziehung werden durch das Bildungsideal bestimmt, sie sind Wege und Beweger zum Bildungsziele. Aber die klassischen Studien erhielten in Deutschland einen andern, ernsteren, religiösen Charakter.

In den Niederlanden und in Deutschland hatte sich, fast noch früher, als Italien Einfluß auf die deutsche Wissenschaft übte, die Brüderschaft der Hieronymianer, fratres bonae voluntatis, unter Gerhardus Magnus (Geert Groote) 1384 gebildet. Ihre Brüderhäuser zogen sich am Ende des 15ten Jahrhunderts bereits von Cambray in den Niederlanden durch ganz Norddeutschland bis nach Culm in Westpreußen, von der Schelde bis zur Weichsel. Sie verbreiteten eifrig die Bibel in der Muttersprache unter das Volk, und diese wurde nun der Anfang und das Fundament des Volksunterrichts. Denn giebt man dem Volke die Bibel, so muß es lesen lernen, woran sich das schreiben lernen von selbst anschließt.

Von den späteren Männern, die auf den Volksunterricht, meist freilich nur unmittelbaren Einfluß übten, nennen wir zunächst den geistigen Zwillingsbruder und Vorläufer Luthers, Johann Wessel (geb. 1420). Rudolph Agricola, der zwar nicht selbst Lehrer war, dem aber das Gedeihen der Schulen sehr am Herzen lag. Er schreibt an Barberianus, er möge die Antwerpner zur gewissenhaften Prüfung des Mannes mahnen, dem sie die Schulstelle, die er selbst abgelehnt hatte, übertragen wollten. Sie sollten ja keinen Theologen oder sogenannten Artisten wählen,

der sich einbilde, über Alles und Jedes reden zu können. Solche Leute passen in die Schulen, wie nach dem griechischen Sprichwort „der Hund in's Bad". Es handle sich ja nicht um etwas Geringes, sondern um ihre Kinder, für deren Zukunft sie ja doch sonst mühsam arbeiteten. Vorzüglich sollten sie für die zarte Jugend sorgen, welche bei der besten Auffassungsgabe sich gleicherweise Gutes wie Böses, das ihr beigebracht würde, einprägte.

Als geistige Centralpunkte für pädagogisches Wirken galten damals Schlettstadt im Unter-Elsaß, wo um die Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Schule unter Ludwig Dringenberg, einem von der Brüderschaft der Hieronymianer erzogenen Manne; Heidelberg, wo dessen Schüler Jacob Wimpheling (geb. 1450, gest. 1528) wirkte, und Tübingen, wo Melanchthon's Lehrer Georg Simmler lebte.

Die Wirksamkeit Reuchlin's (1455) fällt außerhalb der Sphäre der Volksschule, doch hat er sich so große Verdienste um das Studium der klassischen Literatur, namentlich auch um die hebräische Sprache, und durch seinen Kampf gegen die Verfinsterer erworben, daß sein Name hier genannt werden muß. Seine Freunde bildeten den Bund der Reuchlinisten, und von ihnen gingen die berühmten „Epistolae obscurorum virorum" hervor, als deren Verfasser Herrmann Busch, Crotus Rubianus und Wolfgang Angst, später auch Hutten und Andere genannt werden. Alle diese Männer waren Vorläufer der Reformation, die in Luther den rechten Mann und Mittelpunkt fand. Er hat sich um die Volksschule die größesten Verdienste erworben. Schon in der Einleitung zu diesem Artikel theilten wir seine Ansprache an die Magistrāte deutscher Städte über Gründung von Schulen mit. Als Grundlage

aller Bildung empfahl er dringend eine gute Kinderzucht im elterlichen Hause. In seiner Auslegung von 2. Mos. 20, 21 sagt er: So haben wir nun genugsam im vierten Gebote gehöret, wie man Vater und Mutter ehren soll, und was dies Gebot in sich halte und lehre; also, daß man es wohl greifen kann, daß Gott viel daran gelegen ist, daß dieser Gehorsam gegen Vater und Mutter im Schwange gehe. Und wo solches nicht geschieht, da sind keine gute Sitten, noch kein gut Regiment. Denn, wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land, Fürstenthum oder Königreich wohl regieret werde. Denn da ist das erste Regiment, davon einen Ursprung alle anderen Regimente und Herrschaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen.

Denn was ist eine Stadt anders denn ein Haufen Häuser? Wie sollte denn eine ganze Stadt wohl regieret werden, wo in den Häusern kein Regiment ist; ja, da weder Kind, Knecht, noch Magd gehorsam ist? Item, ein ganz Land; was ist es anders, denn ein Haufen Städte, Märkte und Dörfer? Wo nun die Häuser übel regieret werden, wie kann ein ganzes Land wohl regieret werden? Ja, da muß nichts anders draus werden, denn eitel Tyrannei, Zauberei, Morden, Dieberei, Ungehorsam. Denn ein Fürstenthum ist ein Haufen Länder und Graffschaften, ein Königreich ein Haufen Fürstenthümer, ein Kaiserthum ein Haufen Königreiche. Diese alle spinnen sich aus einzlichen Häusern. Wo nun Vater und Mutter übel regieren, lassen den Kindern ihren Muthwillen, da kann weder Stadt, Markt, Dorf, Land, Fürstenthum, Königreich noch Kaiserthum wohl und friedlich regieret werden. Denn aus dem Sohne wird ein Hausvater, ein Richter, Bürgermeister, Fürst, König, Kai-

ser, Prediger, Schulmeister ꝛc., wo er nun übel erzogen ist, werden die Unterthanen wie der Herr, die Gliedmaßen wie das Haupt.

Darum hat Gott als am nöthigsten angefangen, daß man im Hause wohl regiere. Denn wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen gehet, ist dem andern allen wohl gerathen. Ursache, denn wir sehen, daß das ganze menschliche Geschlecht daher kömmt. Denn es hat Gott also gefallen, daß aus Vater und Mutter die ganze Welt herkomme.

Die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder predigt Luther besonders in der Auslegung des vierten Gebots. „Nun lasset uns sehen, was die Eltern den Kindern schuldig sind, wollen sie anders Eltern sein. St. Paulus Eph. 6, 1 als er den Kindern hatte geboten, daß sie ihre Eltern in Ehren halten sollten, und dies Gebot herausgestrichen und erkläret, sprach er: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. Da zeiget er an, daß sie nicht alleine Eltern sein sollen nach dem Fleisch, wie die Heiden, sondern in dem Herrn. Und wiederum, daß auch die Kinder den Eltern gehorsam seien in dem Herrn, und saget flugs darauf Vers 4: Ihr Väter, ihr sollet eure Kinder nicht zum Zorn reizen, daß sie nicht kleinmüthig werden; sondern ziehet sie auf in der Zucht und Strafe des Herrn. Das erste, das er den Kindern will gethan haben, so das Gemüth anlanget (denn von leiblicher Pflege sagt er hier nichts), ist, daß sie die Kinder nicht zu Zorn und Kleinmüthigkeit reizen. Das ist wider die, die ihre Kinder mit Ungestüm erziehen. Daraus kömmt, daß der Kinder Gemüth, weil es noch zart ist, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth, und erwächset in ihnen ein Haß gegen die Eltern, daß sie entlaufen, und thun, was sie sonst nimmer gethan hätten. Denn was vor Hoffnung mag sein an einem Menschen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu sei-

nen Eltern, und ganz an ihnen verzaget? Doch will St. Paulus damit nicht, daß man die Kinder nicht dürfe erzürnen oder schlagen, sondern daß man sie aus Liebe strafen soll, nicht daß man seinen bösen Muth kühle und nichts darnach frage, wie man der Kinder Untugend bessere.

Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt, und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und, das noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Lebenlang. Denn weil sie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Lebenlang vor einem rauschenden Blatte. Desgleichen soll man auch nicht gestatten den Weibern, die der Kinder warten, daß sie die Kinder zu fürchten machen mit Putzen, und anderen Gaukeleien, sonderlich des Nachts. Vielmehr soll man dazu thun, daß die Kinder also erzogen werden, daß sie eine gute Furcht haben mögen, daß sie die Dinge fürchten, die man fürchten soll, und nicht, daß man sie allein furchtsam mache, welches ihnen ihr Lebenlang schadet. Und also gehen die Eltern zu weit zur Linken. Nun wollen wir auch hören, wie sie zu weit zur Rechten ausschreiten.

Weiter lehret St. Paulus, daß man die Kinder soll auferziehen in der Zucht und Strafe des Herrn, das ist, man soll sie lehren, was zu lehren ist, und soll sie strafen, wenn sie der Lehre nicht nachkommen. Denn es ist ihnen beides noch, daß man sie lehre, was sie nicht wissen von Gott, und daß man sie strafe, wenn sie das nicht halten wollen. Darum siehe zu, daß du deine Kinder vor allen Dingen lässest unterrichten in geistlichen Dingen, daß du sie erst Gott ergebest, denn weltlichen Geschäften. Aber das ist jetzt, leider, Alles

umkehret. Und das ist kein Wunder; denn die Eltern haben selber nichts gelernet, und wissen nicht viel, was Strafe sei. Doch hätte man noch Hoffnung, daß die Schulmeister möchten darbei das beste thun, daß zum wenigsten in der Schule die Kinder etwas Gutes lerneten und zur Gottesfurcht angewiesen würden. Aber die Hoffnung ist auch aus. Alle Völker, sonderlich die Juden, halten ihre Kinder besser zur Schulen, als die Christen. Darum stehet es auch so übel mit der Christenheit. Denn alle ihre Kraft und Macht stehet in den Nachkommen, und so die in der Jugend versäumet werden, so gehet es christlichen Kirchen gleich als einem Garten, der versäumet wird im Frühling.

Darum soll man die Kinder unterweisen in der Lehre Gottes. Das ist aber die Lehre Gottes, so du die Kinder lehrest erkennen den Herrn Christum, daß du sie lehrest, stets in frischem Gedächtniß haben, wie er für uns gelitten hat, was er gethan und was er verheißen hat. Also war den Kindern Israel von Gott geboten, daß sie ihren Kindern und Nachkommen erzählen sollten die Wunder, die Gott ihren Vätern in Egypten gethan hatte. Ps. 78, 4. Und wenn sie nun solches wissen, und noch nicht lernen Gott lieben, ihm danken und beten, und Christo nachfolgen, soll man weiter vornehmen die Strafe des Herrn; das ist, halte ihnen vor das schreckliche Gericht Gottes und seinen Zorn über die Bösen. Wenn einer solches lernet von Jugend auf erkennen, nämlich Gottes Wohlthaten und Verheißungen, daraus sie Gott lernen fürchten, so weiß er es hernach, wenn er alt wird.

Denn Gott will in den zweien Dingen geehrt werden, daß man ihn liebe als einen Vater, der Gutthaten halber, die er uns erwiesen hat, erweiset und noch erweisen wird; und daß man ihn fürchte als einen

Richter, wegen der Strafe, die er erzeiget hat und noch erzeigen wird. Darum spricht er bei dem Propheten Mal. 1, 6: Bin ich euer Vater, wo ist meine Liebe? Bin ich euer Herr, wo ist meine Furcht? Also sollen nun die Kinder Gottes lernen singen von Gnade und Recht. Ps. 101, 1. Denn dieß beides will St. Paulus haben, wenn er spricht, man soll die Kinder auferziehen in Unterweisung und Strafe des Herrn. Zur Unterweisung gehöret, daß du ihnen sagest, wie Gott alle Dinge erschaffen hat, und daß ihnen Gott die Sinne, Leben und Seele gegeben hat, dazu noch täglich sie mit allen Gütern versorge, die er erschaffen hat. Item, daß er hat für uns Alle gelitten, Wunder gethan, geprediget, und noch viel größer Dinge verheißen. Mit diesen Dingen sollst du sie ermahnen, daß sie Gott dankbar seien, und ihn erkennen, und lieben als einen Vater. Zu der Strafe gehöret, daß du ihnen sagest, wie Gott vorzeiten mit großen Plagen geschlagen hat die Egypter, die Heiden, die Sodomiter, die Kinder Israel, ja, alle Menschen in Adam; item, wie er noch täglich viele schlägt mit Pestilenz, mit Galgen, Schwert, Wasser, Feuer, wilden Thieren und Krankheiten, und wie er dräuet künftig in der Hölle mit den Teufeln.

Dieses will Gott mit den Kindern vielmehr vorgehalten haben, als der Menschen, das ist, unsere eigene Strafe. Und das nicht ohne Ursache; denn daraus lernen sie allewege über sich zu Gott aufsehen und nicht Menschen, sondern Gott fürchten. Denn sollte man sie alleine gewöhnen zu der Eltern Furcht, so käme es dazu, daß sie endlich auch in den Dingen, die Gott angenehm, sich vor den Menschen fürchten, und würden also kleinmüthig werden. Darum soll man die Kinder also ziehen, nicht, daß sie ihre Eltern fürchten, sondern daß sie wissen, daß sie Gott erzürnen, wenn sie ihre Eltern nicht fürchten. Also wer-

den sie nicht kleinmüthig werden, sondern wenn sie schon ihrer Eltern beraubet werden, weichen sie doch nicht von Gott, weder im Glück noch Unglück: denn sie haben mit der Furcht Gottes ihre Eltern fürchten gelernet, und nicht Gott mit der Eltern Furcht.

Wie aber das Gott ein so angenehm Opfer ist, so man die Kinder unterweiset, wird uns angezeigt im 1. Buch Mosis 18, 19, da Gott Abraham nicht verbergen konnte, was er thun wollte, alleine um der Ursachen willen: Ich weiß wohl, sprach Gott, daß Abraham seine Kinder lehren wird, daß sie Gott fürchten. Siehest du, wie Gott da anzeiget, daß die Strafe, die er über Sodom verhängen wollte, dem frommen Abraham nütze sein würde, seine Kinder dadurch in der Furcht Gottes aufzuziehen. Also ward Jonadab, ein Vater der Rechabiten, herrlich gelobet und gebenedeiet in seinen Kindern; darum, daß er sie fromm und gottselig hatte auferzogen in der Furcht Gottes. So sind Tobias, Joachim und das Weib Susanna erzogen worden. Wiederum, was Eli verdienet hat, daß er seine Kinder übel zog, stehet geschrieben im 1. Buch Sam. 3, 13."

Wie Luther vom Amte eines Lehrers dachte, erhellt am besten aus einer seiner Tischreden. „Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor Schulmeister gewest. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen der Schulen Arbeit. Aber wenn einer eine Schulen gehalten, ungefährlich 10 Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß, und man hält sie geringe. Es ist aber in einer Stadt so viel an einem Schulmeister gelegen, als am Pfarrherrn." — Und weiter in einer Auslegung des Galaterbriefes heißt es: „Es ist nicht möglich, daß ein Jünger oder Schüler seinen Zuchtmeister lieben soll, der ihm strenge ist: denn wie kann

er den lieb haben, der ihn gleich als in einem Kerker hält? — — Doch gleichwohl kann ein Kind eines Zuchtmeisters nicht entrathen, sondern muß ihn haben, daß er ihn strafe, unterweise und zum Besten ziehe; sonst wo ein Kind ohne solche Zucht wäre, würde nichts Gutes aus ihm, sondern müßte verderben. Was wäre das aber für ein Zuchtmeister, der nicht mehr könnte noch thäte, denn immerdar seine Schüler plaget und stäupet, lehret sie aber nichts. Wie vor dieser Zeit die Schulmeister gewesen sind, da die Schulen rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister aber Tyrannen und Stockmeister waren; denn da wurden die armen Kinder ohne Maß und Aufhören gestäupet, lerneten mit großer Arbeit und unmäßigem Fleiß, doch mit wenigem Nutzen. Dagegen ein gelehrter, treuer Schulmeister die Kinder züchtiget, unterweiset und dazu hält, daß sie fleißig studieren und mit Schreiben sich üben; alles darum, daß sie dadurch erfahren und verständig werden in allerlei guten Künsten, Ehrbarkeiten und Tugenden und das hernach mit Lust und Liebe thun mögen, das sie zuvor unter des Schulmeisters Gezwang ungern und unwillig gethan haben."

Für die Volksschule empfahl Luther sehr dringend die Leibesübungen und die Musik, und war aller mönchischen Erziehung abhold. Fechten, Ringen, Ritterspiel vertreiben seiner Meinung melancholischr Gedanken und verhüten das Schwelgen, Unzucht und Saufen. Die Musik hielt er für eine der herrlichsten Gaben Gottes, der ist der Satan sehr feind. Die Noten machen den Text lebendig; sie verjagen den Geist der Traurigkeit. Musica ist die halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht. Musicam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt. Man muß Musicam von Noth wegen in Schulen behalten.

Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. —

Einen sehr wichtigen Einfluß auf die Reform des deutschen Schulwesens übte vor allen Andern Melanchthon aus. Er wurde in Schulangelegenheiten vielfach zu Rathe gezogen. Namentlich war dies der Fall, als er 1527 zu der von dem Kurfürsten Johann befohlenen Visitation der Kirchen und Schulen abgeordnet war. In Folge dessen gab er 1528 das „Visitationsbüchlein" heraus. Dieses enthält folgenden Schulplan:

Es sollen die Prediger die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu thun. Er räth ab, die Kinder mit vielen Sprachen zu beschweren, noch mit vielen Büchern. Die lateinische Sprache war auch ihm die Grundsprache, die er über die deutsche stellte. Er will, daß man die Kinder in Haufen zertheile.

Vom ersten Haufen. Der erste Haufen sind Kinder, die lesen lernen. Mit denselben soll diese Ordnung gehalten werden. Sie sollen erstlich lernen lesen der Kinder Handbüchlein, darinnen das Alphabet, Vater Unser, Glaube und andere Gebete stehen. So sie dies können, soll man ihnen den Donat und Cato geben, den Donat zu lesen, den Cato zu exponiren, also daß der Schulmeister einen Vers oder zween exponire, welche die Kinder darnach zu einer andern Stunde aufsagen, daß sie dadurch einen Haufen lateinischer Worte lernen und einen Vorrath schaffen zu reden. Darinnen sollen sie geübt werden so lange, bis sie wohl lesen können. Und halten es dafür, es soll nicht unfruchtbar sein, daß die schwachen Kinder, die nicht einen sonderlichen schnellen Verstand haben, den Cato und Donat nicht einmal allein, sondern das andremal auch lernten. Daneben soll man sie lehren schreiben und treiben, daß sie täglich ihre Schrift dem Schulmeister zeigen. Damit sie auch viel

lateinischer Worte lernen, soll man ihnen täglich am Abend etliche Wörter zu lernen fürgeben, wie vor Alters die Weise in den Schulen gewest ist. Diese Kinder sollen auch zu der Musica gehalten werden und mit den andern singen, wie wir drunten, will's Gott, anzeigen wollen.

Vom andern Haufen. Der andere Haufe sind die Kinder, so lesen können und sollen nun die Grammatica lernen. Mit denselben soll es also gehalten werden. Die erste Stunde nach Mittage täglich sollen die Kinder in der Musica geübt werden, alle, klein und groß. Darnach soll der Schulmeister dem andern Haufen auslegen die fabulas Aesopi erstlich. Nach der Vesper soll man ihnen exponieren Paedologiam Mosellani, und wenn diese Bücher gelernet, soll man aus den colloquiis Erasmi wählen, die den Kindern nützlich und züchtig sind. Dieses mag man auf den andren Abend repetieren. Abends, wenn die Kinder nach Hause gehen, soll man ihnen einen Sentenz aus einem Poeten, oder andrem fürschreiben, den sie Morgens wieder auffsagen, als: Amicus certus in re incerta cernitur: Ein gewisser Freund wird in Unglück erkannt. Oder: Fortuna, quem nimium fovet, stultum facit: Wen das Glück zu wohl hält, den macht es zu einem Narren. Item Ovidius: Vulgus amicitias utilitate probat: Der Pöbel lobt die Freundschaft nur nach dem Nutz.

Morgens sollen die Kinder den Aesopum wieder exponieren. Dabei soll der Praeceptor etliche Nomina und Verba declinieren, nach Gelegenheit der Kinder, viel oder wenig, leichte oder schwere, und fragen auch die Kinder Regel und Ursach solcher Declination. Wenn auch die Kinder haben regulas constructionum gelernet, soll man auf diese Stunde fordern, daß sie, wie mans nennt, construieren: welches sehr fruchtbar ist, und doch von wenigen geübt wird.

Wenn nun die Kinder den Aesopum auf diese Weise gelernet, soll man ihnen Terentium fürgeben, welchen sie auch auswendig lernen sollen; denn sie nun gewachsen, und mehr Arbeit zu tragen vermögen. Doch soll der Schulmeister Fleiß haben, daß die Kinder nicht überladen werden. Nach dem Terentio soll der Schulmeister den Kindern etliche fabulas Plauti, die rein sind, fürgeben, als nemlich, aulularium, trinummum, pseudolum u. dergl.

Die Stunde vor Mittage soll allewege für und für also angelegt werden, daß man daran nichts andres, denn grammaticam lehre. Erstlich Etymologiam; darnach Syntaxin, folgend Prosodiam. Und stetigs, wenn diß vollendet, soll mans wieder vorn anfahen, und die Grammatica den Kindern wohl einbilden. Denn wo solches nicht geschiehet, ist alles Lernen verloren und vergeblich. Es sollen auch die Kinder solche regulas grammaticae auswendig aufsagen, daß sie gedrungen und getrieben werden, die Grammatica wohl zu lernen.

Wo auch den Schulmeister solche Arbeit verdreußet, wie man viel findet, soll man denselbigen laßen laufen und den Kindern einen andern suchen, der sich dieser Arbeit annehme, die Kinder zu der Grammatica zu halten. Denn kein größrer Schaden allen Künsten mag zugefüget werden, denn wo die Jugend nicht wohl geübet wird in der Grammatica.

Dieß soll also die ganze Woche gehalten werden, und man soll den Kindern nicht jeden Tag ein neues Buch fürgeben. Einen Tag aber, als Sonnabend oder Mittwoch, soll man anlegen, daran die Kinder christliche Unterweisung lernen. Denn etliche lernen gar nichts aus der heiligen Schrift; etliche lehren die Kinder gar nichts, denn die heilige Schrift; welche beide nicht zu leiden sind. Denn es ist vonnöthen, die Kinder zu lehren den Anfang eines christlichen und

gottseligen Lebens. So sind doch viele Ursachen, darum daneben ihnen auch andere Bücher sollen vorgelegt werden, daraus sie reden lernen. Und soll in dem also gehalten werden: Es soll der Schulmeister den ganzen Haufen hören, also, daß einer nach dem andren aufsage das Vater Unser, den Glauben und die zehn Gebote. Und so der Haufe zu groß ist, mag man eine Woche einen Theil und die andre auch einen Theil hören.

Darnach soll der Schulmeister auf eine Zeit das Vater Unser einfältig und richtig auslegen. Auf eine andre Zeit den Glauben, auf eine andre Zeit die zehen Gebot. Und soll den Kindern die Stücke einbilden, die noth sind, recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke. Soll nicht von Hadersachen sagen. Soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen.

Daneben soll der Schulmeister den Knaben etliche leichte Psalmen fürgeben auswendig zu lernen, in welchen begriffen ist ein Summa eines christlichen Lebens, als, die von Gottesfurcht, vom Glauben und von guten Werken lehren. Als der 112. Psalm: Wohl dem, der Gott fürchtet. Der 34.: Ich will den Herrn loben allezeit. Der 128.: Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Der 125.: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewig bleiben, wie der Berg Zion. Der 127.: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Der 133.: Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Und etliche dergleichen leichte und klare Psalmen, welche auch sollen auf's kürzste und richtigste ausgelegt werden, damit die Kinder wißen, was sie daraus lernen und da suchen sollen.

Auf diesen Tag auch soll man Matthaeum grammatice exponieren, und wenn dieser vollendet, soll man ihn wieder anfahen. Doch mag man, wo die Knaben gewachsen, die zwo Episteln St. Pauli an Timotheum, oder die erste Epistel St. Johannis, oder die Sprüche Salomonis auslegen. Sonst sollen die Schulmeister kein Buch vornehmen zu lesen. Denn es ist nicht fruchtbar, die Jugend mit schweren und hohen Büchern zu beladen, als etliche Jesaiam, Paulus zu den Römern, St. Johannis Evangelium, und andere dergleichen, um ihres Ruhmes willen lesen.

Wo nun die Kinder in der Grammatica wohl geübet sind, mag man die Geschicktesten auswählen und den dritten Haufen machen. Die Stunde nach Mittage sollen sie mit den andern in der Musica geübet werden. Darnach soll man ihnen erponieren Virgilium. Wenn der Virgilius aus ist, mag man ihnen Ovidii Metamarphosin lesen. Abends officia Ciceronis oder epistolas Ciceronis familiares. Morgens soll Virgilius repetieret werden, und man soll, zu Uebung der Grammatica, constructiones fordern, declinieren, und anzeigen die sonderlichen figuras sermonis.

Die Stunde vor Mittage soll man bei der Grammatiea bleiben, damit sie darin sehr geübet werden. Und wenn sie Etymologiam und Syntaxin wohl können, soll man ihnen Metricam vorlegen, dadurch sie gewöhnet werden, Verse zu machen. Denn dieselbe Uebung ist sehr fruchtbar andrer Schrift zu verstehen, machet auch die Knaben reich an Worten, und zu vielen Sachen geschickt. Darnach, so sie in der Grammatica gnugsam geübet, soll man dieselbe Stunde zu der Dialectica und Rhetorica gebrauchen. Von dem andern und dritten Haufen sollen alle Wochen einmal Schrift, als Epistolas oder

Verse gefordert werden. Es sollen auch die Knaben dazu gehalten werden, daß sie Lateinisch reden, und die Schulmeister sollen selbst, so viel möglich, nichts denn Lateinisch mit den Knaben reden, dadurch sie auch zu solcher Uebung gewöhnet und gereizet werden."

So die Schulen. Es sind hier noch einfache Anfänge eines gelehrten Schulwesens, ohne künstliche Organisation und methodische Ausführung. Erst Trotzendorf und Sturm gaben diese.

Weit umfassend war Melanchthon's Einfluß auf die Schulen durch seine Lehrbücher, welche überall eingeführt wurden und viele Auflagen erlebten. Er schrieb nämlich eine griechische und eine lateinische Grammatik, zwei Lehrbücher der Dialektik, eins der Rhetorik, eins der Ethik und eins der Physik.

In diesen Lehrbüchern herrscht eine große Klarheit; es ist dem Melanchthon Ernst, sich möglichst verständlich zu machen, durch reinliches Definieren und Disponieren. Verwirrtes Lehren, dunkle Worte, nach deren Sinn man vergebens tantalisch hascht, sie sind ihm ein Geäuel.

Die griechische Grammatik. Eine Ausgabe vom Jahre 1542 liegt vor mir. In der Vorrede sagt Melanchthon: Er habe oft gewünscht, daß sein Büchelchen über die griechische Grammatik untergegangen wäre, da er dasselbe fast im Knabenalter für Knaben geschrieben, welche er unterrichtete. Es würde auch untergegangen sein, wenn ihn nicht der Buchdrucker genöthigt, den dummen Streich zu wiederholen (denuo ineptire) und die alte Ruine auszubessern. So habe er denn Alles kritisch durchgenommen, geändert und vermehrt. — Die Grammatik ist einfach und klar, Syntax fehlt, sie schließt mit den Paradigmen der Verba in μι.

Die lateinische Grammatik. Melanchthon schrieb diese zuerst für seinen Schüler Erasmus Eb-

ner aus Nürnberg; Goldstein, später Stadtsyndikus zu Halle, gab sie, wie er selbst in der Vorrede sagt, gegen Melanchthon's Willen im Jahre 1525 heraus. In der Auflage vom Jahre 1542 steht ein Brief Melanchthon's an den Frankfurter Buchhändler Egenolph. „In meiner ersten Ausgabe," schreibt er, „vermißte man dieß und jenes. Man mag es hinzufügen, doch dürfen nicht zu viel Regeln gegeben werden, um die Knaben nicht durch Weitläuftigkeit zurückzuschrecken." Er vertraue, daß Micyllus, den er um Verbesserung der Grammatik gebeten, bei seiner Gelehrsamkeit und Urtheilsfähigkeit, den rechten Weg nicht verfehlen werde. Dann bricht er in ein Lob der Grammatik, besonders in Bezug auf Theologen aus. „Wie viel liegt der Kirche daran, sagt er, daß man die Knaben gut in den Sprachen unterrichte! Da die Reinheit der göttlichen Lehre nicht ohne Gelehrsamkeit erhalten werden kann, da viele wichtige Streitpunkte nach dem Wortsinn entschieden werden müssen, und zur Auslegung eine Fülle treffender Ausdrücke zu Gebote stehen muß; was wird hiernach ein Kirchenlehrer, der von Grammatik nichts versteht, kann es auch nicht lieben. Ignoti nulla cupido, heißt es sehr wahr. Was wird aber der für ein Kirchenlehrer sein, welcher die himmlische Lehre nicht liebt, nicht versteht, nicht darlegen kann? — Die Verachtung der Grammatik hat sich damals schwer gerächt, als die Mönche in Kirchen und Schulen unächtes für ächtes feil hatten. — Darum sollten die Fürsten für Erhaltung der Gelehrsamkeit sorgen; wie wenige das thun, liegt am Tage. Es mögen deshalb die Städte streben, die Studien, diese Zierden der Kirche und des ganzen Lebens zu schützen und zu erhalten." Am Schlusse ermahnt er die Jugend zum fleißigen Studiren der Grammatik.

Dieser Brief Melanchthon's ist vom Jahre 1540.

Er ist auch der, von Camerarius besorgten Ausgabe der Grammatik vom Jahre 1550 vorgedruckt. Dem zweiten Theile dieser Grammatik, der Syntax, geht eine an den Sohn des Justus Jonas gerichtete Vorrede Melanchthon's voraus. Sie ist gegen die, welche vermeinen, ohne grammatische Studien, durch bloßes Lesen der Autoren, Philologen zu werden. Solche würden nie sicher und gründlich. Ihre falsche Ansicht rühre vom Widerwillen gegen die Zucht der Regeln her, was später in Widerwillen gegen alle gesetzliche Ordnung gefährlich ausarte.

Mit dieser Ausgabe von Melanchthon's Grammatik hatte es folgende Bewandtniß. Camerarius verwandte sich bei Melanchthon für den Buchhändler Papst in Leipzig, daß er diesem gestatten möge, eine neue Auflage der Grammatik herauszugeben. Melanchthon gestattete es auf's Freundlichste, und billigte zum Voraus alle Veränderungen und Zusätze, welche Camerarius machen würde. In der Vorrede sagt Camerarius von den Zusätzen: sie dürften nicht bloß den Schülern, sondern auch den Meistern nützlich sein. Was der Magister Schenk dazu gegeben, der in Leipzig über lateinische Grammatik gelesen, das könnte freilich Manchem zu subtil erscheinen. „Dies Büchlein,“ fährt er fort, „ist nun zu einer Vollkommenheit gedeihen, daß ihm, so scheint es, nichts Bemerkenswerthes fehlt, noch hinfort hinzugethan werden kann, so daß es jetzt bei diesem Ziele der Vollendung stehen bleiben sollte, um nicht immer verändert und erneut zu werden.“

Dieser Ansicht pflichtete der treffliche Ilefelder Rector Michael Neander in so weit nicht bei, als Camerarius' Buch für eine Schulgrammatik gelten sollte. Er gab heraus: „Die lateinische Grammatik Ph. Melanchthon's in Kürze, Verständlichkeit und Klarheit auf wenigen Seiten dargelegt, doch so,

daß sowohl Melanchthon's Worte überall sorgfältig beibehalten, als auch die Methode der kleinen Grammatik und kleinen Syntax, als der ersten, ältesten, den Lernenden angemessensten und in allen deutschen Schulen gangbarsten Grammatik." Weiter heißt es auf dem Titel, daß die Knaben binnen wenigen Monaten aus dieser Grammatik Alles, was zum Verstehen des Latein nöthig sei, erlernen könnten. In der Vorrede erklärt sich Neander näher, wie er bemerkt, daß die Knaben durch die Masse von Regeln und Beispielen erdrückt worden, und den Lehrern selbst diese Weitläuftigkeit unbequem gewesen sei, da habe er aus Melanchthon's Grammatik einen Auszug gemacht. Diesen müßten die Schüler, bei seiner Kürze, genau inne haben, dann könnten sie die ausgezeichneten Grammatiken Melanchthon's, die kleine und die große, lesen, vergleichen, exercieren, ja auch die Erläuterungen, welche zur großen Grammatik Melanchthon's von einem sehr gelehrten Manne geschrieben worden, und die doppelt, ja dreimal so stark als die Grammatik selbst ausgefallen, auch diese könnten sie dann lesen und vergleichen. — Die Ausgabe des Camerarius von Melanchthon's Grammatik ist 507 Seiten stark, Neander's nur 130. Offenbar hatten Camerarius und vor ihm Mycyllus die Warnung Melanchthon's: nicht durch Weitläuftigkeit die Knaben zurückzuschrecken, bei ihrer Arbeit nicht gehörig beachtet. Indem sie die Grammatik nicht bloß für Schüler, sondern auch, wie schon der Titel von Camerar's Buch bezeugt, für Meister berechneten, dieselbe ganz vollständig sehen wollten, geschah es, daß dieselbe für den Schulunterricht unangemessen wurde. Neander's Simplification wird von Schulmännern gewiß gebilligt werden, wie man denn überhaupt immer mehr zu der Ueberzeugung kommen muß, daß ein himmelweiter

Unterschied zwischen einer Grammatik für Anfänger und einer für gelehrte Philologen stattfinde; ein so großer Unterschied, wie zwischen dem Katechismus und einer gelehrten, abstrusen Dogmatik. Jede Vermengung jener beiden scharf getrennten Begriffe bringt Bastardgrammatiken hervor, welche dem Schüler zu gelehrt, dem Meister zu trivial sind. — Daß Melanchthon's Grammatik in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts auf deutschen Gymnasien herrschte, ließe sich schon aus dem Titel der Neander'schen Ausgabe ersehen. Zählt doch der genaue Strobel vom Jahre 1525 bis 1737 nicht weniger als 51 zum Theil mehr oder minder veränderte Editionen derselben. Ihr Einfluß ist aber bis auf unsere Zeit nachzuweisen. So trifft z. B. die so tüchtige größere Grammatica marchica in der Totalanlage wie in der Ausführung auffallend mit der Melanchthon's zusammen, sie stimmt oft wörtlich in Definitionen, syntaktischen Regeln u. s. w. Und Otto Schulz sagt wiederum in der Vorrede zu seiner ausführlichen lateinischen Grammatik, welche im Jahre 1825 erschien: „In Rücksicht der Methode wollte ich mich so nahe als möglich an die größere Märkische Grammatik halten, über deren Vorzüge unter allen Schulmännern wohl nur eine Stimme ist." — Eine Geschichte der Grammatiken von Donat bis auf Zumpt und Schulz wäre vom größten Interesse. Wie bezeichnend sind nicht schon die Definitionen, welche zu verschiedenen Zeiten vom Worte „Geammatik" gegeben wurden! Melanchthon definirt: Grammatica est certa loquendi et scribendi ratio. Die Grammatica marchica von 1728 sagt hiermit übereinstimmend: die Grammatica ist eine Kunst, recht zu reden und recht zu schreiben; Otto Schulz dagegen: die lateinische Grammatik ist eine Anweisung zur Kenntniß der

lateinischen Sprache sie zeigt, wie die allgemeinen Sprachgesetze in der lateinischen angewendet werden. Endlich definirt Kühner: Grammatik heißt die Anweisung zum richtigen Verständniß einer Sprache in Rücksicht auf Worte und Redeformen. Diese Definitionen zeigen schon, wie man seit 1728 vom praktischen Treiben der alten Sprache als Kunst des Sprechens und Schreibens, zu einem theoretischen zunächst Kenntniß, weiter selbst Verständniß bezweckenden fortgeschritten ist.

Doch kehren wir zu Melanchthon und seinen Lehrbüchern zurück.

Die Lehrbücher der Dialektik. Das erste Lehrbuch erschien 1520, eine vermehrte und verbesserte Auflage 1527, eine dritte 1529; diese letztere ist Wilhelm Reiffenstein zugeeignet. Das Buch, sagt Melanchthon, sei für die Jugend bestimmt, und solle zum Verstehen des Aristoteles den Weg bahnen. Das zweite Lehrbuch, der Erotemata Dialectices, arbeitete er vorzüglich in dem unglücklichen Jahre 1547 aus. Die Dedication, an Johann Camerarius, Sohn des Joachim Camerarius, gerichtet, ist vom 1. September 1547; am 18. Oktober waren schon 3000 Exemplare abgesetzt.

Diese Dedicaation selbst erinnert an die schon erwähnte, welche er der Syntax vorangeschickt hat. Er behandelt nämlich die Frage: ob die Dialektik etwa entbehrlich sei, weil sie bei Manchem durch angeborenen, ausgezeichneten Mutterwitz ersetzt werde? Die Antwort ist: sie sei eine nothwendige Kunst, da sie mittelmäßige Köpfe belehre und ihnen eine Hülfe sei, vorzüglichere Köpfe aber regiere, in Schranken halte und gewöhne, die gewisse Wahrheit zu suchen und zu lieben. Dann richtet er sich gegen die Widersacher der Dialektik: So wie viele Zügellose die Bande sittlicher Gesetze haßten, so flöhen sie auch die Kunst-

regeln. Die frühere (scholastische) Dialektik sei freilich in Verachtung gerathen, weil sie keine Kunst, sondern nur der Schatten einer Kunst gewesen, in endlose Labyrinthe geführt. „Ich aber," fährt Melanchthon fort, „trage die wahre unverfälschte Dialektik vor, wie wir sie vom Aristoteles und einigen seiner gescheidten Ausleger überkommen haben." Er zeigt dann die Nothwendigkeit der Dialektik bei Feststellung der kirchlichen Lehre; Mißbrauch der Dialektik von Seiten der Irrlehrer dürfe nicht vom rechten Gebrauch abschrecken. — Begabte ermahnt er, den Aristoteles selbst zu lesen und zwar griechisch; es sei aber nützlich, Elementarkenntnisse zum Lesen mitzubringen, um ihn leichter zu verstehen.

Lehrbuch der Rhetorik. Die erste Ausgabe erschien 1519, unter dem Titel: De rhetorica libri tres. Wittenb. Jo. Grunenberg. Die Dedication an Bernardus Maurus ist im Januar 1519 geschrieben, sie handelt unter Anderem vom Verhältniß der Rhetorik zur Dialektik. Die spätere Ausgabe ist im September 1531 den Gebrüdern Reiffenstein gewidmet. Wenn er, sagt Melanchthon in dieser Zueignung, gegen die schlechten Dialektiker habe sprechen müssen, so sei es hier anders. Ueber Rhetorik hätten nur ausgezeichnete Männer geschrieben, nämlich Cicero und Quintilian. Seine Rhetorik sollte eine elementare Anleitung zum Verstehen der Schriften jener beiden sein. Aus ihnen möchten sie die Größe der Redekunst erkennen lernen, um nicht, wie manche naseweise Flachköpfe, zu wähnen, man stehe auf der Höhe der Beredtsamkeit, wenn man gelernt, ein Briefchen zu schreiben. Vielmehr gehöre die Beredtsamkeit zu den schwierigsten Aufgaben und verlange tiefe Gelehrsamkeit, großes Talent, lange Uebung, scharfes Urtheil. Mit der Dialektik sei die

Rhetorik eng verbunden, eine könne ohne die andere nicht begriffen werden.

Lehrbuch der Physik. Ueber dieses Lehrbuch werde ich weiterhin, wenn vom vor-baconischen Realismus die Rede sein wird, mehr sagen. Die fromme und verständige Weise Melanchthons, die Natur zu betrachten, wird aus Stellen jenes Lehrbuchs, wie aus seiner Vorrede zu des Sacrobosco Werk von der Sphäre, klar hervorgehn.

Lehrbuch der Ethik. Schon im Jahre 1529 gab er einen Commentar über die Ethik des Aristoteles heraus, im Jahre 1538 seine Philosophiae moralis epitome.

An diese Lehrbücher schließt sich noch ein historisches, das Chronikon seines Schülers Cario, an, welches Melanchthon verbessert und vermehrt im Jahre 1532 deutsch, im Jahre 1558 aber, ganz umgearbeitet, lateinisch herausgab.

Bei der universellen Bildung Melanchthon's, bei seiner Lehrgabe und der Uebung im Lehren, während seines fast 50jährigen Lehramts, ließ sich zum Voraus in seinen Lehrbüchern eine große Ausbeute für den Pädagogen hoffen. Diese Hoffnung wird nicht getäuscht. Wir finden in jenen Lehrbüchern eine pädagogische Weisheit von bleibendem Werthe für alle Zeiten. Vieles charakterisirt das 16te Jahrhundert. In Melanchthon, dem Lehrer Deutschlands, tritt uns das Bildungsideal und der Bildungsweg seiner Zeitgenossen wie persönlich vor Augen. Aber nicht bloß in den Lehrbüchern, auch in anderen Werken, besonders in seinen Declamationen, ist ein Schatz pädagogischer Weisheit enthalten. Unter dem Namen Declamationes besitzen wir nämlich eine Sammlung akademischer Reden Melanchthon's, welche theils von ihm selbst, theils von Anderen gehalten wurden.

Aus diesen Reden lernen wir seine wissenschaftliche Gesinnung, seine Ansichten, so über Bildung und Studien im Allgemeinen, wie über einzelne Fächer kennen. Wiederholt äußert er sich über das Verhältniß der Wissenschaften zur Kirche.

Von weit größerer Bedeutung für das deutsche Schulwesen, als Melanchthon's Freunde Camerarius und Eobanus Hessus, waren Valentin Trotzendorf und Michael Neander. Ersterer war 1490 als Sohn eines Bauers in Trotzendorf bei Görlitz geboren. 1516 wurde er Lehrer an der Görlitzer Schule, nach einem fünfjährigen Aufenthalt bei Luther und Melanchthon in Wittenberg erhielt er 1524 die Rektorstelle in Goldberg, verließ jedoch diese Stadt wieder, um in Liegnitz und Wittenberg auf's Neue thätig zu sein, und kehrte erst 1531 in sein Amt zurück. Bald erwarb er sich hier einen außerordentlichen Ruf, der ihm Schüler aus allen Ländern zuführte. Seine Schuleinrichtungen faßt Raumer in folgender Schilderung zusammen:

Die Schule ward von ihm in 6 Klassen, jede Klasse in Tribus getheilt. Die Schüler selbst zog er in's Regiment, indem er die Einen zu Oekonomen, andere zu Ephoren, noch andere zu Quästoren ernannte. Die Oekonomen mußten für die Ordnung im Hause sorgen, z. B. daß alle zu rechter Zeit aufstanden und zu Bett gingen, daß Stuben, Kleider rc. in reinlicher Ordnung waren u. s. w. Den Ephoren lag ob, für gute Ordnung beim Tische einzustehen. Endlich hatte jede Tribus ihren Quästor, über alle Quästoren war ein Oberquästor gesetzt; jene wurden wöchentlich, dieser monatlich gewählt; sie hielten lateinische Reden beim Abtreten vom Amte. Die Quästoren hatten über den fleißigen Besuch der Lectionen zu wachen, die Faulen anzuzeigen, Themata zu geben,

welche während der halben Stunde nach dem Essen lateinisch besprochen wurden u. s. w.

Außerdem setzte Trotzendorf einen Schülermagistrat ein. Dieser bestand aus einem, monatlich von ihm gewählten Consul, 12 Senatoren und 2 Censoren. Hatte ein Schüler etwas begangen, so mußte er sich vor diesem Senate vertheidigen, wozu er sich acht Tage lang vorbereiten konnte. Bei der Verhandlung war Trotzendorf als Dictator perpetuus zugegen. Reinigte sich der Angeklagte, so wurde er freigesprochen, besonders wenn er eine wohlgesetzte Vertheidigungsrede hielt; taugte die Rede nichts, so ward er, auch bei leichtem Vergehen, verurtheilt. Mit großem Ernste wiederholte Trotzendorf den Ausspruch des Senats und hielt streng auf dessen Vollziehung.

Diese seltsamen Einrichtungen sollten die Knaben früh zur Achtung des obrigkeitlichen Regiments gewöhnen. Dies geht auch aus den Gesetzen hervor, welche Trotzendorf für die Schule schrieb. „Diejenigen werden," sagt er in der Einleitung zu denselben, (als Männer) „den Gesetzen gemäß regieren, welche als Knaben gelernt, den Gesetzen zu gehorchen."

Jene Schulgesetze charakterisiren den Mann. Fünf Grundsätze schickt er voran.

1) Tros Tyriusque mihi nullo discrimine agetur. Hier, wo Schüler aus allen Ländern zusammenkommen, müssen alle gleichmäßig regiert werden.

2) Factus tribulus serva legem war ein lacedämonisches Sprüchwort. Und auch hier müssen Vornehme wie Geringe, so wie sie Schüler geworden, sich den Gesetzen fügen. Wer Schüler wird, spielt nicht mehr den Adligen.

3) Nach Maßgabe der Vergehen sollen die Schüler mit Ruthe, Leier oder Carcer bestraft werden. Die, welche sich solcher Strafen schämen, sei es we-

gen ihrer adeligen Herkunft, oder weil sie schon älter, sie mögen entweder darauf bedacht sein, recht zu thun, um nicht in Strafe zu verfallen, oder unsere Schule verlassen und eine solche Freiheit anderwärts suchen. Geldstrafe soll aber ganz abgeschafft sein, da sie vielmehr die Eltern als die Kinder trifft.

4) Jeder Ankommende wird erst unter die Schüler aufgenommen, nachdem er versprochen, die Schulgesetze zu halten.

5) Die Glieder unserer Schule sollen auch Glieder unseres Glaubens und unserer Kirche sein.

Das erste Kapitel der Schulgesetze handelt von der Frömmigkeit. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, beginnt es. Genaue Kenntniß der christlichen Lehre wird verlangt, Gebet, Kirchenbesuch, Beichten, Genuß des Abendmahls, Fleiß, Gehorsam, Vermeiden des Schwörens, Fluchens, unfläthiger Reden, auch magischer Künste und jedes Aberglaubens.

Hinsichtlich des Unterrichts stimmte Trotzendorf's Schule in der Hauptsache mit andern Schulen jener Zeit ganz überein. Das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik lag zum Grunde.

In der deutschen Schulordnung Trotzendorf's von 1548 wird als Ziel seiner Schule aufgestellt: „daß die Knaben gerüstet werden darnach in hohen Facultäten zu studiren, als in Theologia, Medicina, Philosophia und Jurisprudentia." Zu diesem Ziele zu gelangen, muß „erstlich die Grammatica als die Mutter und Ernährerin der andern Künste mit fürnehmlichen Fleiß getrieben werden. Daneben nützliche Lectiones aus guten Autoribus, als ex Terentio, Plauto, Cicerone, fürnehmlich epistolae Ciceronis et officia, auf daß die Knaben beiderlei, durch Regel und Exempel zur lateinischen Sprache angeleitet, schicklich reden und schreiben lernen. Beineben auch lectiones aus den Poeten,

als Virgilio, etliche Bücher Ovidii, daß die Knaben auch die metrica begreifen, Verse machen lernen" ... „Alle Wochen soll ein gemeines Exercitium gehalten werden, Episteln lateinisch zu schreiben, desgleichen soll auch alle Wochen ein Exercitium in Versen gemacht werden." Die lateinischen Schulgesetze befehlen: es sollen die Schüler in diesen Exercitien „keine Phrase gebrauchen, ehe sie nicht genau erforscht, bei welchem Autor jene Phrase vorkomme und ob sie hinlänglich elegant und passend sei; sie sollen nie ihre Muttersprache gebrauchen, sondern mit den Lehrern, Mitschülern oder andern Gelehrten latein reden." In dem Lobgedicht auf die Goldberger Schule heißt es: „Damals verstummte die Muttersprache unter den Knaben, keinem war gestattet, deutsch zu sprechen." Noch stärker drückt sich ein Lobgedicht auf Trotzendorf aus: „So hat er die römische Sprache Allen eingegossen, daß es für Schande galt, in deutscher Zunge zu reden. Knechte und Mägde konnte man latein sprechen hören, man hätte glauben sollen, Goldberg liege in Latium." —

Latein sprechen und schreiben zu können war ja das gemeinsame Ideal jener Zeit, darum standen auch unter den zu lesenden Autoren die Dramatiker Terenz und Plautus oben an.

Außer dem Latein wird „griechische Grammatik und eine lectio aus griechischen Autoribus" vorgeschrieben.

Dialektik und Rhetorik führt der deutsche Schulplan als Lehrgegenstände auf. „Trotzendorf übte die Schüler in der Kunst der Rede und des Denkens. Dialektik lehrte er unausgesetzt, durch Cicero's und Livius Reden bereitete er die Schüler auf rhetorische Arbeiten vor."

Musik und Arithmetik werden als Lehrgegenstände genannt, doch ohne nähere Charakteristik; außerdem

las ein „Sphaerista“ über die Sphaera des Sacro Bosco, ein Magister philosophiae trug principia philosophiae naturalis et moralis vor. Den Religionsunterricht gab Trotzendorf selbst mit heiligem Ernst, auch las er die paulinischen Briefe und Alttestamentlichen mit den Schülern im Grundtexte.

In den oberen Klassen gab er Anfangs allein den Unterricht, erst später bekam er Mitlehrer; in den unteren Klassen ließ er den Unterricht von ältern Schülern ertheilen.

Hier tritt uns noch einmal der ganz eigenthümliche Charakter von Trotzendorf's pädagogischer Wirksamkeit vor Augen. Gewöhnlich besteht jede Schule aus zwei scharf geschiedenen Personenmassen, aus Lehrern und Schülern, aus Erziehern und Zöglingen. Die erziehenden wissenden Lehrer geben, die zu erziehenden unwissenden Schüler empfangen, jene herrschen, diese gehorchen.

Diese scharfe Scheidung hob Trotzendorf in Zucht wie im Lehren auf. Im Lehren, da er ältere Schüler in einer höheren Klasse unterrichtete, in einer niederen Klasse dagegen zu Lehrern bestellte, damit sie so durch Lehren lernen sollten. Es erinnert dies an die Monitoren unserer Zeit, auch möchte Trotzendorf, wie Lancaster, durch die Unmöglichkeit, eine übergroße Menge selbst zu lehren, zuerst auf diese Einrichtung verfallen sein. Er bedurfte Schüler zu Mitaufsehern und Miterziehern, weil er, bei den geringen Mitteln der Schule, nicht eine hinreichende Anzahl Lehrer und Aufseher zur Seite hatte.

Näher betrachtet scheinen jedoch jene Schuleinrichtungen nicht bloß aus Noth, sondern zugleich aus Grundsatz hervorgegangen zu sein. Trotzendorf's Schule sollte eine Republik sein, alle Schüler, vornehme und geringe, gleich gestellt, den Gesetzen unbedingt unterworfen: er selbst Dictator perpetuus

mit unbeschränkter Herrschaft über diese Republik. Seine Herrschaft war eben dadurch gesichert und überall gegenwärtig wirksam, daß er die regierten Schüler, unter seiner obersten Leitung, am Regiment Theil nehmen ließ und sie zugleich für gesetzliche Ordnung mit verantwortlich machte. Auf diese Weise vernichtete er die absolute Opposition, welche so gewöhnlich von Seiten der fest zusammenhaltenden Schülerphalanx gegen das, oft nicht zusammenhaltende Lehrerpersonal statt hat. So viele Schüler, welche als Lehrer, Ephoren, Oekonomen, Quästoren, Senatoren, Censoren und Consuln regieren halfen, mußten eben dadurch vermittelnd zwischen Lehrern und Schülern stehen, so ward die bedenkliche Phalanx aufgelöst und ihre Macht paralysirt.

Wie man über Trotzendorf's Einrichtungen urtheile, so ergiebt sich doch aus den Nachrichten, daß er selbst der Mann war, um jene Einrichtungen nicht zu einem Affenspiel herabsinken zu lassen. Er war ein wirklicher Dictator, er war, wie Melanchthon von ihm sagte, zum Regieren einer Schule geschaffen, wie der ältere Scipio Africanus zum General eines Heeres. Ja, er war mehr als Dictator, da er durch christlichen Glauben und herzliche, thätige Liebe die Herzen seiner Schüler gewann.

Ueber seine Ansicht von den Studien dürfen wir nicht mit ihm rechten, nicht darüber, daß man sich in Goldberg nach Latium versetzt glaubte; seine Ansicht war die zu seiner Zeit allgemein herrschende. Auch rechten wir nicht, wenn wir ihm hinsichtlich der leiblichen Erziehung nicht ganz beipflichten können. Er drang nicht, wird erzählt, auf Leibesübungen, sondern gestattete sie nur. Doch sahe er dem Ringen und Laufen der Knaben zu, lobte die munteren, fertigen und tadelte faulen und ungeschickte. Aber ein Schulgesetz verbot den Schülern, sich zur Sommerzeit in

kaltem Wasser zu baden, im Winter auf's Eis zu gehen oder sich mit Schneeballen zu werfen; dies Schulgesetz wäre im alten Rom — wie im alten Deutschland — verworfen worden.

Michael Neander, der Sohn eines Krämers Hans Neumann zu Sorau, ist 1525 geboren. 1550 erhielt er nach ernsten Studien den Ruf eines Rectors an die Klosterschule zu Ilefeld. Er fand dort 12 Knaben vor, 9 Jahre später waren es bereits 40. Melanchthon hielt sie wegen der treuen Arbeit Neander's für das beste Seminar im Lande, da er in 4 Jahren Schüler in Sprachen und Künsten, auch in den Fundamenten der katechetischen Lehre, so weit brachte, daß sie, von ihm entlassen, sogleich in Schul- und Kirchenämter hätten übertreten können. In seinen Grammatiken hielt er besonders streng auf die Scheidung des Elementarischen von dem Gelehrten, des unumgänglich Nothwendigen, allgemein Gesetzlichen von dem minder Nothwendigen, Anomalischen. Das Compendium Chronicorum giebt auf 40 Seiten einen Ueberblick der Weltgeschichte bis zum Jahre 1575. Für die Geographie schrieb er ein weitläuftiges Lehrbuch, die Orbis terrae partium succincta explicatio, und ein kurzes, die Orbis terrae divisio. Er starb am 26. April 1595.

Jacob Sturm in Straßburg, wurde 1538 zuerst zum Scholarchen bei Errichtung mehreren Elementarschulen ernannt.

Johannes Sturm, 1507 in Schleiden geboren, ward in der Schule der Hieronymianer zu Lüttich gebildet, ging 1524 nach Löwen, besuchte dann Paris und kam 1537 nach Straßburg. Seine pädagogische Wirksamkeit schildert Raumer in folgender Weise:

Wer mit hellem Blick ein Ziel in's Auge faßt und dasselbe mit Beharrlichkeit und verständiger Fertigkeit

verfolgt, der wird etwas Tüchtiges leisten, besonders wenn er dem Sinn und der Richtung seiner Zeitgenossen gemäß handelt. Dies gilt vorzüglich von Schulmännern. Wissen diese nicht, was sie wollen, haben sie kein festes Ziel im Auge, so kann von einem richtigen Wege zum Ziele nicht die Rede sein. Ihr Gang wird schwankend und ungewiß, und Niemand vertraut ihnen. Zu solchen schwankenden, charakterlosen Menschen gehörte Sturm nicht. Mit festem Schritt ging er auf Verwirklichung eines bestimmten Ideals aus, eines Ideals, welches überdies den meisten seiner Zeitgenossen mehr oder minder klar, als Bildungsideal vorschwebte: daher genoß er in weiten Kreisen ein unbegrenztes Vertrauen. Sturm charakterisirt und wiederholt dies sein Ideal, wir müssen es vor Allem kennen, wenn wir seine Methode beurtheilen wollen.

Man müsse, sagt er, als Aufgabe der Schulbildung dreierlei im Auge haben: Frömmigkeit, Kenntnisse und Kunst der Rede. Eine weise und beredte Frömmigkeit sei Ziel der Studien, sagt er an einer andern Stelle. Komme es allen Menschen zu, fromm zu sein, so unterscheide sich der Studirte vom Unstudirten durch wissenschaftliche Bildung und Redekunst (ratione et oratione): Kenntnisse, Reinheit und Schmuck der Rede sei daher Ziel der gelehrten Bildung, nach diesem Ziele müßten Lehrer wie Lernende mit aller Anstrengung streben. Welche Kenntnisse Sturm meine und welcher Art Redekunst werden wir sehen.

Im 6ten oder 7ten Jahre soll nach ihm der Knabe in die Schule gebracht werden. 9 Jahre daure die eigentliche schulmäßige Erziehung, also bis zum 16ten Jahre; dann sollte eine freiere Bildungsweise eintreten, statt des Unterrichts, das Hören von Vorlesun-

gen, und zwar 5 Jahre lang, also bis zum 21sten Jahre.

Das Gymnasium werde in 9 Klassen (ordines, curiae, tribus) getheilt, nach den 9 Jahren, welche die Schüler dort zubringen sollen. Sieben dieser Jahre bestimmt Sturm zur Ausbildung klarer, ächt lateinischer Rede, die zwei übrigen zum Erwerben von Zierlichkeit; mit größerer Fertigkeit und sachgemäß (apte) sprechen zu lernen, ist Aufgabe der 5 akademischen Jahre. Während der ersten 7 Lebensjahre möge die Mutter das Kind erziehen. Alljährlich müsse ein Vorrücken der Schüler in höhere Klassen stattfinden, die zwei vorzüglichsten Schüler jeder Klasse sollten Prämien erhalten.

So äußert sich Sturm 1537 in seinem erwähnten Schulplane, in welchem er weiterhin die Aufgabe jeder Klasse charakterisirt. Im Wesentlichen war die in diesem Plane vorgeschlagene Einrichtung nach 27 Jahren noch dieselbe, nur hatte das Gymnasium 10 Ordines erhalten, statt 9. Dies ergiebt sich aus den Epistolis classicis, welche Sturm im Jahre 1565 an die Lehrer seiner Klassen schrieb. Vierzig Jahre nach Stiftung des Gymnasii, im Jahre 1578, war ein Schulexamen, welches uns mit protocollarischer Genauigkeit aufbehalten ist. Dieses stimmt wiederum wesentlich mit Sturm's ursprünglichem Lehrplan, wie mit seinen klassischen Briefen überein. Wir ersehen hieraus, daß er, so wie er schon beim Antritt seines Lehramts ein bestimmtes Ziel im Auge hatte, dieses Ziel auch, so viele Jahre lang, mit eiserner Ausdauer und Consequenz verfolgte.

Betrachten wir dagegen prüfend Sturm's pädagogische Methode und seine Wirksamkeit auf dem Straßburger Gymnasiium.

Sein Ideal der Bildung lernten wir schon kennen: Frömmigkeit, Kenntnisse, Redekunst. So klar er

wußte, was er wollte, so klar erkannte er die Mittel, welche zur Erreichung dessen, was er wollte, dienten, und eben so entschlossen, umsichtig und bewunderungswürdig ausdauernd arbeitete er auf seinen Zweck hin, das leuchtet aus dem hervor, was wir über ihn und von ihm bisher mitgetheilt. Der Mann war aus Einem Guß, ein ganzer Mann, ein Mann von Charakter, in welchem Wollen mit Kraft und Geschick zum Vollbringen im besten Gleichgewicht standen. Daher darf es nicht wundern, wenn Sturm, wie ich erwähnte, bei seinen Zeitgenossen Anerkennung fand und das größte Vertrauen genoß. Zählte die Straßburger Schule doch im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler, worunter gegen 200 Adlige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürsten waren. Nicht bloß aus Deutschland, sondern aus den verschiedensten Ländern, aus Portugal und Polen, Dänemark, Frankreich und England schickte man Jünglinge zu Sturm. Aber seine pädagogische Wirksamkeit beschränkte sich nicht auf das Straßburger Gymnasium; in weiten Kreisen übte er durch Rath, Beispiel und durch seine Schüler den größten Einfluß als ein zweiter **Praeceptor Germaniae.** Er selbst organisirte die Schulanstalten zu Lauingen an der Donau, Trarbach an der Mosel, Hornbach im Zweibrückischen; sein Schüler Schenk ordnete das Augsburger, ein zweiter Schüler, Crusius, das Memminger Gymnasium.

Auf die Schulordnung des Herzogs Christoph von Würtemberg vom Jahre 1559, so wie auf die des Kurfürsten August I. von Sachsen vom Jahre 1580, hat die Sturm'sche wohl gewiß Einfluß gehabt. Grammatik der untern Klassen, Dialektik und Rhetorik der obern, Cicero vorherrschend, Terenz und Plautus von den Schülern aufgeführt, in der obersten Klasse Rudimente der Astronomie, Arithmetik sehr hintangesetzt, in unteren Klassen ganz wegfallend,

Musik, Decurionen als Monitoren, alle diese Einrichtungen dürften um so mehr als von Sturm entlehnt erscheinen, als sie sich in der sächsischen Schulordnung von 1538 noch nicht finden. Ja, die Schuleinrichtungen der Jesuiten sind, wie wir sehen werden, in vieler Hinsicht denen Sturm's so ähnlich, daß es diesem selbst auffiel. Hand in Hand mit Sturm's Methode verbreiteten sich seine Schulbücher über Deutschland.

In den Briefen an die Lehrer des Straßburger Gymnasii zeigt sich Sturm als der geübteste Schulmann und tüchtigste Rector, welcher mit großer Einsicht jedem der ihm untergebenen Lehrer seine Aufgaben in wenigen Worten klar charakterisirt und als ein alter eingeübter Praktikus ihm Rath ertheilt, wie er es anzugreifen und auszuführen habe. Dann stärkt und ermuntert er sie höchst liebevoll zur getreuen Pflichterfüllung, und macht sie wiederholt aufmerksam darauf, daß sie ja Alle Eine gemeinsame Aufgabe hätten, daß die Lehrer der obersten Klassen nichts leisten könnten, wofern die in den untern nicht sorgfältig das Fundament gelegt, und daß hinwiederum diese vergeblich gewissenhaft arbeiteten, wenn jene nicht eben so gewissenhaft auf die gelegten Fundamente fortbauten. Er wiederholt eindringlichst: alle müßten nach Ein und derselben Methode lehren und dasselbe Ziel im Auge haben, wofern das Werk ihrer Hände gefördert werden solle. So zeigt er sich als Muster eines Rectors, als Centralpunkt, als Herz der Schule. Dennoch tritt bei ihm nirgends Anmaßung hervor, er ist ein Dictator, der kaum zu befehlen und zu strafen scheint, nur bittet, ermuntert. Zudem stellt er sich durch stetes Fortleben Allen gleich, fängt er doch erst im 59sten Lebensjahre das Hebräische an.

Nachdem wir so mit voller Anerkennung Sturm's preiswürdiges Wesen und Thun geschildert, müssen

wir nun auch, der Wahrheit getreu, seine Kehr- und Schattenseite seiner periodischen Wirksamkeit beleuchten. Wir lobten es, daß er wußte, was er wollte, daß er mit scharfem Auge sein Ziel fixirte und rüstig und geschickt auf dasselbe losging.

Sollen wir aber Sturm's Ziel selbst unbedingt loben? Unmöglich können wir das bei näherer Betrachtung. Nur das christliche Element seiner Pädagogik verdient unbedingte Anerkennung. Die beiden anderen Elemente derselben: Kenntnisse der Redekunst, oder vielmehr Sturm's Begriff der auf Schulen zu erzielenden Kenntnisse und Redekunst; dieser Begriff ist nicht nur mit dem Maße unserer gegenwärtigen Pädagogik gemessen, sondern an sich und für alle Zeiten, in vieler Hinsicht zu tadeln. — Wie so? wird man fragen. Den Schülern einen inneren Reichthum an wissenschaftlichen Kenntnissen beizubringen und zugleich sprachliche Fertigkeit, um das Innerliche verständlich und schön, mündlich und schriftlich zu äußern, ist dies beides nicht bis auf den heutigen Tag höchstes Ziel der Pädagogen? Ja wohl. Betrachten wir aber genauer, welche Kenntnisse und was für eine Redekunst Sturm meint, und sehen wir, ob wir dann noch mit ihm überall einverstanden bleiben. — Zuerst die Kenntnisse. Die Gründlichkeit, mit welcher die Sturm'sche Schule griechische und lateinische Grammatik treibt, werden unsere Schulmänner anerkennen, sollten sie auch hin und wieder nicht denselben Maßstab der Gründlichkeit anlegen, wie der alte Rector, z. B. den zweiten Aorist nicht vom Imperfectum ableiten oder nicht ein Futurum φεύξω bilden u. dergl. Ob sie aber mit der Art und Folge, wie die Klassiker auf dem Straßburger Gymnasium gelesen wurden, einverstanden sein möchten? — Schwerlich, sonst würden nicht auf unsern Gymnasien zum Theil ganz andere Klassiker gelesen, zum Theil zwar dieselben, aber

in anderer Folge und auf andere Weise. Wir könnten es ignoriren, daß der gegenwärtig in den meisten Schulen gelesene Cornelius Nepos fehlte; aber auch Livius fehlte, auch Tacitus. Und von den wichtigsten Klassikern ward nur ein kleiner Theil gelesen, wir nennen vor Allem Homer; solch Bruchstückeln kann nie zum geistigen Auffassen von Wesen und Charakter der Autoren führen. Wie hat sich das im Laufe der Zeit geändert? Wir werden es erfahren.

Auf den ersten Blick könnte man glauben, es sei Sturm nicht bloß an Sprach-, sondern auch an Realkenntnissen gelegen gewesen; sieht man aber näher hin, so kommt man von der Meinung zurück. Freilich sollen die Schüler der unteren Klassen lateinische Wörter für alle mögliche Dinge erhalten, welche im Leben vorkommen, sei es in der Küche oder im Keller, im Garten oder im Stall, in der Schulstube oder in der Kirche. Fast nach der Art des Comenius im Orbis pictus sollte ihnen dies beigebracht werden, nur daß sie die Welt im Originale, nicht in Abbildern kennen lernten. Was war aber die Absicht, warum man den Knaben diese lateinischen Namen beibrachte, war es, um ihnen die Dinge selbst kennen zu lehren? Gewiß nicht, man wollte sie vielmehr in den Stand setzen, sich über das Alltäglichste latein ausdrücken zu können, ganz so, wie sich etwa ein Deutscher, der nach Italien reisen will, vorher mit dergleichen alltäglichen Worten und Phrasen bekannt macht.

Aber, wird man sagen, Sturm verlangt doch auch, daß die Knaben eine Art Realwörterbücher anlegen sollen, in welche sie die Worte nach bestimmten Rubriken eintragen, z. E. unter der Rubrik Aves den Struthiocamelus und Jynx; unter die Rubrik Mammalia: Leo, Elephas. Hier ist es doch auf eine Realkenntniß abgesehen? Ich meine: zunächst meist nur auf eine Nominalkenntniß, die den Schatten zu-

künftiger Realien hat; die Knaben, welche Struthiocamelus und Jynx unter die Rubrik Aves setzten, hatten schwerlich je einen Strauß und Wendehals gesehen. Comenius tritt hier durch seine Bilderwelt dem ächten Realismus schon näher.

Vergleichen wir den Lectionskatalog eines Gymnasiums unserer Zeit mit dem Sturm'schen, so fällt es überhaupt auf: wie viele Lehrgegenstände im letzteren fehlen. Nicht Wenige dürften sagen: daß ist eben der Vorzug der Sturm'schen Methode, daß sie nur einen kleinen Kreis von Lehrobjecten begreift, wogegen wir ein unseliges Vielerlei lehren. Je größer der Umfang, um so kleiner sei der Inhalt ꝛc.

Wir bitten die, welche so sprechen, doch erst mit uns näher Sturm's Lehrplan zu untersuchen. — Im sechsten Jahre wurden die Knaben auf's Gymnasium gebracht, und ich finde einen besonderen Unterricht im deutsch Lesen und deutscher Rechtschreibung mit keinem Worte erwähnt. Ich verlange gar nicht das jetzt so beliebte Lehren der deutschen Grammatik, sondern eben nur den allernothwendigsten Elementarunterricht im Deutschen. Wann und wo sie diesen erhalten, wird nirgends gesagt; eben so wenig, daß ältere Knaben deutsche Aufsätze gemacht, mit Ausnahme deutscher Uebersetzungen aus lateinischen Klassikern.

So wie nun auf Sturm's Schule vom Elementarunterricht im Deutschen nicht die Rede war, so erwähnt er auch im ersten Lehrplane mit keiner Sylbe eines Unterrichts im Rechnen für die ersten 8 Klassen. Erst in der Charakteristik der obersten Klasse heißt es: Tradenda etiam Arithmetica sunt, et excutiendus Mela, et proponendus Proclus et cognoscenda sunt Astrologiae elementa. In den Briefen an die Lehrer der zehn Klassen finden wir jedoch der Arithmetik mit keinem Worte gedacht; aus zwei Briefen an Conrad Dasypodius ist hinsicht-

lich derselben auch nichts mit Gewißheit zu ersehen. Der zweite Brief, welcher im Jahre 1569, 31 Jahre nach Errichtung des Gymnasiums geschrieben ward, erwähnt des mathematischen Unterrichts, jedoch so, als sollte er erst eingeführt werden. — Später, im Lehrplan von 1578, wie beim Examen desselben Jahres, finden wir, daß Arithmetik in Secunda, einige Sätze aus dem ersten Buche Euclids und Elemente der Astronomie in Prima gelehrt worden sind. Auch in dem Schulplan, welchen Sturm für das Gymnasium in Lauingen entwarf, ist die Mathematik nicht unter den Lehrgegenständen der Schulklassen aufgeführt, vielmehr zu den Dingen gerechnet, welche durch späteres Hören öffentlicher akademischer Vorlesungen erlernt würden.

Alles zusammengenommen, so ergiebt sich mindestens ein große Hintansetzung des mathematischen Unterrichts. Wer in Secunda etwa die Anfänge der Arithmetik, in Prima nur einige Sätze des Euclid erlernt hat, wie kann der auch nur die ersten Elementa der Astronomie in derselben Prima begreifen? Dem mitgetheilten astronomischen Examen nach zu urtheilen, scheint sich auch dies Astronomische fast nur auf Vorzeigen und Erklären einer Armillarsphäre beschränkt zu haben, wobei der Lehrer im Jahre 1578 noch keine Notiz von dem im Jahre 1543 erschienenen System des Copernicus nahm, sondern die Jahresbewegung der Sonne lehrte. Dagegen führt Sturm, wie wir sahen, die Astrologie noch unter den Lehrgegenständen auf.

Nimmermehr werden gegenwärtig Lehrer an Elementarschulen, geschweige die an Gymnasien, seien sie auch für die größte Vereinfachung des Unterrichts eingenommen, einer solchen Hintansetzung der Mathematik Beifall geben. Um so weniger, als anzunehmen ist, daß sehr viele, nicht studirende Schüler nur die

untersten Klassen des Straßburger Gymnasiums besuchten, mithin gar keinen Unterricht im Rechnen erhielten, da dieser, wie gesagt, in den ersten Jahren nach Errichtung des Gymnasiums vermuthlich gar nicht, späterhin aber nur in Secunda und Prima ertheilt wurde.

Von Unterricht in der Geographie war auf Sturm's Gymnasium ebenfalls nicht die Rede. Denn seine oben citirte Aeußerung: Excutiendus Mela wäre kaum zu beachten, hätte man auch den Mela wirklich gelesen. Aber selbst der dürftige Mela ward, dem Lectionsverzeichnisse und dem Examen von 1578 nach zu urtheilen, nicht gelesen. Auch unter den akademischen Vorlesungen sind keine über Geographie aufgeführt.

Geschichte ward eben so wenig auf dem Gymnasium gelehrt; und auf der Akademie beschränkt sich der als Historicus im Lektionscatalog aufgeführte Beuter auf Interpretation des Tacitus.

Von einem Lehren der Naturgeschichte und Physik war auf dem Gymnasium nicht die Rede.

Wenn nun Unterricht in der deutschen Sprache, Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Physik wegfiel, wozu wir noch den Unterricht im Hebräischen, in neueren Sprachen, besonders im Französischen, auch wohl den im Zeichnen dürfen, so ergiebt sich hieraus: daß fast alle Zeit und alle Kraft sich auf's Erlernen des Latein und Griechischen concentriren mußte.

Der Gerechtigkeit wegen müssen wir aber auch eine andere Aeußerung Sturms anführen, welche zeigt, daß er auch die deutsche Sprache zu würdigen wußte. Die Beredtsamkeit, sagt er, sei keinesweges an die lateinische Sprache gebunden, als könnten nicht Italiener, Spanier, Franzosen, Deutsche (in ihrer Sprache) beredt sein! Ob die Prosa des Boccaccio nicht den

Italienern als Muster der Reinheit und Anmuth gelte, eben so die wohlklingende Poesie Petrarca's. Den Franzosen gefalle Comines so sehr, als den Griechen Thucidides. Und Luther, ist er nicht als ein Meister unserer Sprache aufgestanden, mag man auf Reinheit oder auf Reichthum sehen? Räthe der Fürsten, Magistrate, Gesandten und deutsche Rechtsgelehrte geben ihm, dem Theologen, dieses Lob.

Trotzendorfs, Neanders und Sturms Schulen waren Normalschulen geworden, sie galten anderen als Muster, wie dies die verschiedenen Schulordnungen in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts beweisen. Solche Schulordnung wurde erlassen in Würtemberg vom Herzog Christoph 1559, die 1565 die Genehmigung der Stände erhielt.

Im Eingange der Schulordnung heißt es, die Jugend solle von den Elementis per gradus zu der Bildung aufsteigen, welche im geistlichen und weltlichen Regiment erforderlich.

Die Teutschen Schulen sind der unterste gradus, wo Knaben und Mädchen, gesondert von einander, unterrichtet wurden. Der Unterricht begriff Lesen, Schreiben, Religion und Kirchengesang. Das Rechnen wird hier nicht erwähnt; im Verfolg aber vom Schulmeister gefordert, daß er „guten Verstand habe Lesen und Rechnen zu lehren". Hinsichtlich der Zucht wird den Schulmeistern empfohlen: „die Ruthen gebührlicher gebrauchen, die Kinder nicht bei dem Haar ziehen" ꝛc. Damit sie sich dem Schuldienste ganz widmen können, „sollen die Büttel und Schützendienst an denen Orten, da sie der Mesnerei bißher angehangen, fürohin davon abgesundert sein."

Solche teutsche Schulen sollten auch „in den kleinen Dörffern und Flecken sein", wo sich keine höhere Unterrichtsanstalten befanden, dagegen sollten neben ihnen „in allen und jeden Städten, die seien groß oder

klein, desgleichen etlichen den fürnemsten Dörffern oder Flecken Lateinische Schulen gehalten werden." Diese heißen auch Particular-Schulen.

Die vollständige Lateinische Schule soll, nach Herzog Christophs Schulordnung, fünf Klassen haben, eine sechste fügte Herzog Ludwig hinzu. „Nach Gelegenheit der Flecken und Knaben" hatte sie aber auch weniger, ja nur eine Klasse.

Waren die Klassen stark besetzt, so sollten sie in Decurien eingetheilt werden; jeder Decurie (nach Sturms Weise) ein Knabe als Decurio vorstehen, der, wöchentlich gewählt, „auf seine Rottgesellen" acht haben sollte.

Die unterste Klasse hieß Prima. Die Knaben lernten latein lesen. Empfohlen wird aufzumerken „damit die Knaben nicht ihrer Mutter-Sprach, sondern der lateinischen Sprach-Art nach, die Vocales und Consonantes unterschiedlich und deutlich aussprechen." Die „welche von Natur nicht alle Literas pronuncieren könnten, sind, so viel müglich mit sänfften, glimpffigen Worten zu unterweisen." Die Paradigmata der Formenlehre wurden gelernt, Cato gelesen, täglich zwei lateinische Wörter ex Nomenclatura rerum vorgeschrieben, die nachzuschreiben und auswendig zu lernen waren.

Secunda Classis.

Cato und die Mimi publiani wurden wörtlich exponiert, mit Declinationen und Conjugationen fuhr man fort, „mit den andern partibus orationis sollte man die Knaben in der untern Decurie unbeschwert laßen", in der folgenden Decurie diese vornehmen, auch die Syntax beginnen und den lateinischen Katechismus übersetzen. Der Präceptor soll auch „die Knaben in den Phrasibus fragen und üben, wie sie das oder jenes wöllen latine reden, dann hie soll das

Latein reden anfahen." Außerdem exercitium Musicae.

Tertia Classis.

Gelesen werden: Fabulae Camararii und Dialogi Castalionis, aus denen man „schöne Phrases dictiert" damit die Knaben „dieselbigen in loquendo et scribendo könnten nutz machen." Ferner treten Selectiores epistolae Ciceronis und Terentius ein. Letztern sollen sie „auswendig lernen". „Und weil der Terentius gar proprie und pure geschrieben, sollen dieselbigen Phrases mit den Knaben viel und fleißig geübt, auch in gut Teutsch gebracht, darmit das latein reden und schreiben dadurch gefürdert werde. Es sollen auch die Praeceptores in enarratione Terentii dise prudentiam haben, daß sie consilium authoris wohl anzeigen, wie er nicht alle Dinge ex sua persona rede, sondern diversa vitia et ingenia in diversis personis abmahle .... Item da Mitio sagt: Non est flagitium (crede mihi) adolescentem scortari, neque potare, neque fores effringere etc. Ist der Jugend anzuzeigen, daß Mitio dise Worte nicht aus Ernst rede .... Item es sollen auch an disen und dergleichen locis die Praeceptores anzeigen, wie die blinden Ethnici von Gott und seinem Wort nichts gewußt .... und sich in alle Weg befleißen, daß die zarte Jugend nicht geärgert werde."

Dazu kommt Syntaxis und Exercitium styli, mit Hinweisung „die Phrases authorum aus gehörten lectionibus zu imitieren." Der Lehrern wird Geduld und Ausdauer beim Corrigieren der schriftlichen Arbeiten sehr empfohlen.

Quarta Classis.

Ciceros Briefe ad Familiares, die Bücher de Amicitia und de Senectute und Terentius werden gelesen. Nach absolvierter Syntax sollen Principia

Prosodiae vorgenommen werden. Dazu Rudimenta Graecae Grammaticae, und Uebersetzen des kleinen griechischen Katechismus von Brentius.

Quinta Classis.

Die Knaben, welche in den vier ersten Klassen „in der Grammatik ziemlich geübt und abgericht worden, daß sie leidenlich lateinisch reden und schreiben auch Graeca principia gefaßt" sollen „in allem dem, das sie bisher studiert, confirmiert werden".

Gelesen werden von Cicero die epistolae familiares und Officia, dazu „Ovidius de Tristibus", die Evangelien griechisch und lateinisch, ferner Prosodie und Stylübungen vorgenommen.

Sexta Classis.

„Nachdem die Knaben in der Grammatik wohl geübt, sollen sie in dieser Klasse auch in der Dialectica und Rhetorica angeführt werden." Gelesen werden Ciceros Reden, Sallust, die Aeneis so „daß hiebei die Elegantia latinae linguae und das Artificium poeticum den Knaben gezeigt werde."

Bei den Stylübungen soll man nicht darauf sehen „wie lang sondern wie gut die Scripta seien, und daß sie principaliter auf die phrases und imitationem Ciceronis gerichtet werden."

Im Griechischen: Grammatik und „Cyri paedia". Der große Katechismus des Brentius.

Musik, besonders Kirchengesang, deutscher und lateinischer, wurde alle Klassen hindurch geübt, auch vor Anfang der Lectionen: Veni saucte Spiritus und Veni Creator Spiritus gesungen.

Die Knaben sollten „in und außerhalb der Schulen nicht teutsch sondern lateinisch mit einander reden", auch „alle Wochen epistolas schreiben".

Eine Vergleichung des würtembergschen Schulplans mit dem Sturmschen zeigt die auffallendste Uebereinstimmung beider in Ziel und Weg. Auch hinsichtlich

der Zucht herrscht diese Uebereinstimmung. Die würtembergschen Knaben sollen „gottesfürchtig, fromm, züchtig, gehorsam sein, fleißig in die Schul gehn und lernen." Wiederholt werden die Lehrer gegen zu große Strenge, besonders in Leibesstrafen, gewarnt.

Die Klosterschulen.

Dem Herzog Christoph lag vorzüglich daran, seinem Lande gute Geistliche zu verschaffen. Zur Bildung derselben stiftete er im Jahre 1556 die Klosterschulen aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster, so daß diese, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, wieder für den Dienst der Kirche verwendet wurden. — Durch ein alljährliches Landexamen zu Stuttgart sollten die tüchtigsten 12 bis 14jährigen Knaben der lateinischen Schulen herausgefunden, in die Klosterschulen gethan und dort frei erzogen werden, bis sie auf die Universität Tübingen abgehen könnten. Beim Eintritt in die Klosterschule mußten sie versprechen, dem Studium der Theologie treu zu bleiben und ohne herzogliche Erlaubnis in keine fremden Dienste zu treten. — Damals unterschied die Kirchenordnung niedere und höhere Klosterschulen, jene nennt sie auch Grammatistenklöster. Die Knaben traten, wie erwähnt, im 12ten bis 14ten Jahre aus der lateinischen Schule in das Grammatistenkloster. Man verlangte, daß sie die dritte Klasse absolviert hätten; im Kloster empfiengen sie ungefähr denselben Unterricht, welcher in Quinta und Sexta der lateinischen Schule ertheilt wurde. Doch gesellte sich schon manches Theologische, in Bezug auf die künftige Bestimmung der Knaben, hinzu.

Aus dem Grammatistenkloster traten sie in die höhern Klöster. Cicero, Virgil und Demosthenes wurden hier interpretiert, griechische Syntax vorgenommen; Dialektik und Rhetorik fortgesetzt, Gesang geübt, auch ein Compendium Musicae gelesen. So weit

bleibt man im Ganzen auf demselben Felde. Neu hinzu kommt Arithmetik und Lectio sphaerica, höchst wahrscheinlich Unterricht über das Sacro Bosco Sphaera.

Besonders wird auf Exercitium styli gedrungen „ad comparandam Linguae Latinae puritatem et elegantiam.“ Ein dictiertes Phrasenbüchlein soll auswendig gelernt, und „Phrases ex Cicerone et Terentio von etlichen Gelehrten colligiert, welche im Truck vorhanden" benutzt werden. Der Präceptor soll „aus solchen Phrasibus, die er durch die gantz Wochen colligiert, selbs ein scriptum Latinum componieren, und eine solche Materiam fingieren, zu welcher gedachte Phrases commode appliciert mögen werden, doch hierinnen cavieren, daß nichts affectatum sein, sonder die Elegantiae an ihren gebührenden Ort eingebracht. Solch scriptum soll er in gut Teutsch vertieren, und dasselbig den Knaben dictieren und befehlen, daß sie es in Linguam Latinam pure et eleganter transferieren, mit Vermeldung, daß sie schon allbereit in ihren Collectaneis die Wort und Phrases ex Cicerone, Terentio, Virgilio und andern bonis Authoribus haben." Der Präceptor soll „kein Phrasin die nicht ex probate Authore herkommen, passieren laßen" . . . . „letstlich sein eigen Lateinisch scriptum, welches er Anfangs aus diesen Phrasibus concipiert, ihnen fürlesen, und die Knaben solchs excipieren, damit sie hieraus sehen können, wie artlich der Praeceptor solche Phrases aneinander gehenckt, und zu seinem Instituto accomodiere und sie solches imitieren lernen."

Ueberall dasselbe Ziel: Imitatio der Klassiker, indem man die aus ihnen entlehnten Phrasen kümmerlich zusammenflickt und sich dann einbildet klassisch zu schreiben. Daß man aus den Alten nicht — nach

Wielands Weise — gut deutsch schreiben lernte, beweist der Styl der eben angeführten Stelle. —

Disputationen über „Theses ex Grammatica, Dialectica, Rhetorica oder Sphaerica lectione“ sollen alle 14 Tage gehalten werden.

Die Disciplin der Klosterschulen war um so strenger, als man von Knaben, welche für das geistliche Amt bestimmt waren, mehr verlangte. —

Im sechzehnten oder siebzehnten Jahre gingen nun die Klosterschüler auf die Universität. Man examinierte sie; nach bestandenem Examen wurden die vorzüglichsten in das

Tübinger Stift aufgenommen, und während der ganzen Universitätszeit wiederum völlig frei gehalten. Auch hier lebten sie unter strenger Disciplin. Außer ihrem Fachstudium, der Theologie, wurden sie zuerst im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, in Dialektik, Rhetorik und Mathematik weiter gebildet, und mußten sich im Styl und im Disputieren üben. Hundert und Funfzig in Würtemberg geborene, erzogene, zu würtembergschen Predigerstellen bestimmte Studiosi sollten im Stift sein.

So ward das würtemberger Schulwesen, von den „deutschen“ (Elementar-) Schulen aufsteigend bis zur Universität, eingerichtet. Allein schon Herzog Christoph fand, daß die Ausführung dem Plane nicht ganz entsprach. Besonders hinsichtlich der Particularschulen, welche „aus Mangel der Pädagogen auch Auditorum“ an vielen Orten nicht vollständig waren, sondern nur die untern Klassen hatten. Darum stiftete der Herzog in 8 Städten Particularschulen mit mehr Klassen, vorzüglich aber ein Pädagogium in Stuttgart mit 5 Klassen, denen Herzog Ludwig eine sechste hinzufügte. Dies Pädagogium war demnach eine vollständige, dem Lehrplane Ludwigs entsprechende Particularschule, welche ihre Schüler völlig

für die Universität vorbereitete. Die Lectionen, welche in demselben zu Ende des 16ten Jahrhunderts wirklich gegeben wurden, theilt das schwäbische Magazin mit.

Man las Cicero's Reden, Virgil, Frischlini Comoediae, hatte Exercitia styli latini, graeci, soluti, ligati. Außerdem: Musik, Astronomie, Dialektik, Rhetorik; auch Physik und Ethik ist genannt. Da 1599 über Versäumniß des Griechischen geklagt worden, so ist Crusii Grammatik und die Cyropädie in den Gang gekommen. Im Jahre 1686 ward dies „Pädagogium in Form und Gestalt eines wohlbestellten Gymnasii eingerichtet, die Studia und Classes erhöht."

Im Allgemeinen ist die äußere Schuleinrichtung gegenwärtig in Würtemberg noch mit der des 16ten Jahrhunderts übereinstimmend. Außer den deutschen Elementarschulen besitzt das Land jetzt 83 lateinische Schulen. Aus diesen treten die, auf dem Landexamen sich auszeichnenden, zur Theologie bestimmten Schüler in die vier Klosterschulen zu Maulbronn, Urach, Blaubeuren und Schönthal, unter welchen nicht mehr der frühere Unterschied von niederen und höheren Klosterschulen stattfindet. Dreißig Schüler traten z. B. im Jahre 1828 in das Seminar von Schönthal, von welchem sämmtliche Schüler nach Tübingen 2c. abgegangen waren. Jene dreißig neu eingetretenen bildeten eine sogenannte Promotion, und blieben vier Jahre in Schönthal, indem sie 1832 am Schluß des Sommersemesters sämmtlich zur Universität 2c. abgingen. In jedem Jahre nimmt eines der vier Klöster auf diese Weise eine neue Promotion auf, indem sie die frühere entläßt, so daß in jedem Jahre aus einem der vier Klöster das Tübinger Stift ungefähr dreißig Studirende aufnimmt.

Wenn so, äußerlich betrachtet, die jetzigen Schul-

einrichtungen Würtembergs mit denen des 16ten Jahrhunderts noch sehr übereinstimmen, so tritt uns, bei Vergleichung der inneren Organisation der Anstalten, ein desto größerer Unterschied entgegen. Ein neues pädagogisches Ideal, welches vornehmlich in den letzten siebenzig Jahren sich geltend machte, verlangte neue Lehrobjekte, neue Lehrweisen. Nur Einiges zu berühren, so wurden, nach der alten Schulordnung, von lateinischen Klassikern nur Cicero, Terenz und Virgil gelesen, dazu kommen jetzt sieben andere; zur Cyropädie und zum Demosthenes der alten Ordnung treten acht griechische Klassiker hinzu.

Zum Unterricht im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, gesellt sich der im Französischen und Deutschen. Ferner erscheinen als neue Lehrobjekte: Geographie, Geschichte, Physik; zur Logik kommt Anthropologie.

Im Jahre 1580 erschienen im Kurfürstenthum Sachsen:

„Ordnungen Churfürstens Augusti zu Sachsen, wie es in dero Landen bei denen Kirchen .... Universitäten .... Fürsten- und Particular-Schulen .... gehalten werden solle.“

Bei näherer Vergleichung jener Ordnungen mit der Würtemberger Schulordnung Herzog Christoph's, findet sich die auffallendste Aehnlichkeit beider, ja ein großer Theil des sächsischen Edicts, ist wörtlich von dem Würtemberger entlehnt.

Die „deutschen Schulen in Dörffern und offenen Flecken“ waren in Sachsen wie in Würtemberg für den Elementarunterricht im Lesen, Schreiben und der Religion bestimmt. Rechnen ist auch hier nicht unter den Unterrichtsgegenständen erwähnt; wie in der würtembergischen Kirchenordnung wird aber vom Schulmeister verlangt, daß er es verstehe.

Particularschulen bilden die zweite Bildungs-

stufe in Sachsen wie in Würtemberg, sie sind dort wie hier in fünf Klassen abgetheilt. Geringe Modificationen abgerechnet, ist die sächsische Verfügung meist wörtlich aus der würtembergischen entnommen. Nur darin unterscheidet sie sich, daß in der Sächsischen Quarta „die species," in Quinta „die ganze Arithmetica" gelehrt wurde, in Würtemberg nicht. Hinsichtlich des Gesanges (mithin auch mittelbar des Gesangunterrichts) verordnet der Codex Augusteus ernst und weislich: „die Pfarrer sollten mit Fleiß darauf Achtung geben, daß in der Kirche nicht ihre (der Cantoren), da sie Componisten sein, oder anderer neuen angehenden, sondern derer alten und dieser Kunst wohl erfahrenen und fürtreffentlichen Componisten, als Josquini, Clementis (non Papae), Orlandi und dergleichen Gesänge gesungen werden, fürnemlich aber sich derer Gesänge enthalten, so auf Tanzmäß- oder Schandlieder Weise nach componieret, sondern es also anstellen, daß er grave, herrlich, tapfer sei, und zur christlichen Andacht die Leute reitzen mag."

An die Particularschulen schlossen sich in Sachsen keine besondere Lehranstalten für Theologen an, wie in Würtemberg, sondern die drei Fürstenschulen in Meissen, Grimma und Schulpforte, welche für alle und jede künftig Studirende gestiftet waren. Jede dieser Schulen war in drei Klassen getheilt, die Klassen wiederum in Decurien, an deren Spitze Decurionen. Sechs Jahre sollten die Knaben in der Fürstenschule bleiben. Bei der Aufnahme mußten sie Tertia einer Particularschule absolvirt haben, doch wurde in Prima, der untersten Klasse der Fürstenschule, das Pensum jener Tertia wiederholt vorgenommen: Formenlehre, Mimi publiani, Cato, epistolae familiares. Ebenso stimmte die Aufgabe in Secunda der Fürstenschule zum Theil mit der,

der Quarta auf der Particularschule; lateinische Syntax, epistolae familiares, Bucolica Virgils, Ovid de ponto, Tibull, Sammeln lateinischer Phrasen, dazu Rudimenta graecae linguae und Aesop's Fabeln (griechisch) endlich Arithmetik und Musik. — In Tertia, der obersten Klasse der Fürstenschule, sollte die ganze lateinische Grammatik Melanchthon's mit den Zusätzen Camerarii durchgenommen, von Cicero die Officia, de Senectute, de Amicitia nebst den Tusculanen, die Georgica und Aeneis und Oden des Horaz gelesen werden, im Griechischen Isokrates, Theognis, die aurea carmina des Pythagoras, das erste Buch der Ilias und Plutarch de liberorum educatione. Auch lehrte man Anfangsgründe des Hebräischen, ferner Dialektik, Rhetorik, die quaestiones de Sphaera und die Rudimenta Astronomiae M. Blebelii. Besonders sollten die Knaben „gut Latein zierlich und verständlich lernen reden und schreiben;“ dazu Phrasen sammeln, besonders den Cicero studiren, viel Argumenta schreiben 2c. „Terentii und Plauti Comoedias sollen sie (die Lehrer) die Knaben jährlich spielen lassen, und solchergestalt sie auf das zierliche Lateinreden gewöhnen.“ Doch haben die Lehrer das Gift von dem Honig zu scheiden und die Knaben zu lehren, daß sie sich „vor den Lastern, welche die Poeten an jungen und alten Leuten beschrieben, fleißig hüten und verwahren sollen.“

Ueber Amt und Eigenschaften der Lehrer, insbesondere des Rectors, über Lehre und Zucht enthält die sächsische Schulordnung viel Treffliches; in schlichten Worten werden Regeln gegeben, welche eben so sehr von frommer Gesinnung, als gesundem Mutterwitz zeugen. Im Jahre 1773 erschien die ausgezeichnete „Erneuerte Schulordnung für die Chursächsischen drei Fürsten- und Landschulen“. Ihr Verfasser hatte

die fast 200 Jahre alte Schulordnung Augusts I. vor Augen, und übersetzte sie möglichst treu in den Charakter und die Sprachweise seiner Zeit. So stimmen beide Schulordnungen noch immer überein, doch schließt sich die neue eben an die Forderungen der neuen Zeit an, und hat eine schwache Färbung vom Rationalismus dieser Zeit. Der Unterrichtsgegenstände hat sie mehr, noch herrscht aber das Studium der klassischen Sprachen, besonders die Dressur zum Lateinschreiben und sprechen, weit vor. Hebräisch wird wie früher gelehrt. Dazu Französisch, Italienisch und Englisch. Geographie, Geschichte, Chronologie sind als Lehrgegenstände aufgeführt. Außer der Logik und Rhetorik ward auch die natürliche Theologie und Sittenlehre, nach Anleitung der bekannten Initia Ernesti's behandelt. Seitdem die Schulordnung von 1773 erschien, ist eine neue pädagogische Epoche eingebrochen, und der gegenwärtige Charakter von Schulpforta dürfte weit mehr dem Charakter, welchen diese Schule im Jahre 1773 hatte, abweichen, als ihr Charakter im Jahre 1773 von dem des Jahres 1580 verschieden war.

Die Jesuiten haben natürlich nicht verfehlt, die Jugenderziehung, als das geeignetste Mittel, ihre Herrschaft über die Gemüther zu befestigen, in die Hand zu nehmen. Raumer liefert von ihrem Systeme und ihren Anstalten folgende Schilderung:

„Baco sagt: Was die Pädagogik anbelangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht.

Der Verfasser des „Erziehungsplans" hat diese Worte Baco's zum Motto jenes Buches genommen, und theilt außerdem folgende zweite Stelle jenes Philosophen mit: „Wenn ich den Fleiß und die Betriebsamkeit der Jesuiten betrachte, sowohl für Förderung

der Wissenschaft, als für Bildung der Sitten, so fällt mir des Agesilaus Wort über Pharnabazus ein: da du so trefflich bist, möchtest du doch zu den Unsern gehören! Der Verfasser des „Erziehungsplan“ beruft sich auf diese Stelle als auf „ein glänzendes Zeugniß, das sogar ein auswärtiger (!) ein Akatholik und Häretiker, ablegt.“

Wir wollen ein zweites Zeugniß, auch eines Häretikers, das von Johannes Sturm, hinzufügen. „Der Name der Jesuiten, sagt dieser, ist neu und eben aufgekommen. Vor den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre — würden sie Lob verdienen. Denn was weder der gute und fromme Reuchlin, noch der beredte und gelehrte Erasmus, noch vor ihnen Alexander Hegius und Rudolph Agricola von den Theologen und Mönchen erlangen konnten, daß diese, wenn sie auch die Wissenschaft nicht selbst cultiviren wollten, doch Anderen gestatteten, dieselbe zu lehren; das haben die Jesuiten freiwillig übernommen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, sie tragen ihren Schülern, so gut sie es vermögen, auch Rethorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen: erstlich, weil sie unsere Sache fördern, indem sie die Wissenschaft cultiviren. Denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären, und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unseren Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerem Eifer und Wachsamkeit an, sie könnten sonst sich fleißiger erweisen und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schüler bilden als wir.“

Vergleicht man nun die Lehrmethode der Jesuiten mit der Sturm'schen, so haben beide, auf den ersten Blick, wirklich die größte Aehnlichkeit. Die Organisation ihrer Anstalten, Lehrbücher, Lehrgang, Ideal

der Gelehrsamkeit stimmt sehr überein, und dennoch ist ein Jesuiten-Collegium von Sturm's Gymnasium und Akademie bei näherer Betrachtung, hinsichtlich der innersten Tendenz, so weit verschieden, als ein Jesuit von einem Protestanten.

Die Ratio et institutio studiorum societatis Jesu ist der älteste Lehrplan der Jesuiten. Er ward zuerst 1588 von 6 Patres entworfen, und später, nachdem er vielfach geprüft worden, im Jahre 1599 publicirt. Der damalige Jesuitengeneral, von welchem er ausging, war der bekannte Claudius von Aquaviva. Dieser Plan blieb bis auf den heutigen Tag Grundlage, auf welcher fortgebaut wurde, wie dies in einem späteren Lehrplan geschah, welcher in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien. Letzterem folgt wiederum der Verfasser des „Lehr- und Erziehungsplans" vom Jahee 1833, indem er dessen Hauptstücke übersetzt. Auch im neuesten officiellen Lehrplan der Jesuiten, vom Jahre 1832, erklärt der Jesuitengeneral Roothaan: es handle sich nicht um eine neue Gestattung, sondern um jenen nämlichen alten Plan, der unserer Zeit nur angepaßt werden solle. An diesem Plane „dürfe nicht leichtfertig etwas geändert werden", da er „von einer glücklichen Erfahrung von beinahe zwei Jahrhunderten bewährt gefunden." Einiges änderte man, wie wir sehen werden, den Anforderungen der Zeit weichend; diese geschickte Verbindung von Festhalten und Anpassen charakterisirt den Orden.

Wir wollen nun die Organisation einer umfassenden jesuitischen Anstalt näher betrachten. Eine solche Anstalt zerfiel in zwei Abtheilungen, in eine höhere: Studia superiora, und in eine niedere: Studia inferiora. Ein Rector war über beide gesetzt; unter ihm standen zwei Präfecten, über jede der beiden Abtheilungen einer.

Studia inferiora,

einem Gymnasium entsprechend, mit folgenden fünf Klassen, deren jede einen besondern Namen führte:

1) Infima classis Grammaticae, auch Rudiment.
2) Media classis Grammaticae, auch Grammatik schlechtweg.
3) Suprema classis Grammaticae, oder Syntax.
4) Humanitas.
5) Rhetorica.

Aus diesen Namen könnte man schon auf eine Uebereinstimmung mit der Studienfolge der Sturm'schen Schule schließen. Grammatik bildet den Anfang; Rhetorik: Ende und Ziel der Gymnasialbildung. Kunst lateinischer Rede ist höchstes Ideal. „Nicht die Kenntniß der Syntax, sondern vorzüglich die Uebung der Syntax und die Geschicklichkeit zu reden und zu schreiben, ist Ziel der Grammatik", heißt es im Erziehungsplan. Die Schüler sollten das Latein „als einer lebendigen Sprache habhaft werden, daher man sie nach dem Prinzipe lehrte: lege, scribe, loquere."

„Vollkommene Erkenntniß der Sprache", sagt der Verfasser des Erziehungsplans an einer andern Stelle, „besitzt nur derjenige, welcher sie lesen, welcher sie auch schreiben und welcher sie zugleich sprechen kann. Und solches bezweckt denn der Studienplan der Societät Jesu. Die Schüler der Jesuiten vermögen die lateinische Sprache nicht nur zu lesen und zu schreiben, sondern auch wirklich zu sprechen."

Bei gleichem Ziel der Jesuiten und Sturm's läßt sich's schon voraussetzen, daß beide Theile im Dressiren zur Latinität gleich oder ähnliche Wege eingeschlagen haben. Des grammatischen Studiums

nicht zu erwähnen, so hat man, hier wie dort, Alles aufgeboten, um die Schüler mit einer Menge von lateinischen Worten und Phrasen auszustatten. Der Schulplan empfiehlt „Bücher, in welchen lateinische Phrasen häufig gesammelt und in passender Ordnung gereihet sich finden"; ein solches Buch sei „das deutsch-lateinische Promptuarium des P. Wolfgang Schönsleder." Ein zweites, in den drei unteren Klassen eingeführtes Buch hieß Amalthea, und enthielt in 6 Theilen lateinische Redensarten über das Verschiedenste. Der 6te Theil z. B. handelt von den Künsten, Kap. 1. die Arzneikunst; 2. die Chirurgie; 3. die Arithmetik; 6. die Buchdruckerkunst; 7. „da Dinge zu Grunde gehen" u. s. w. Durch „Menge und Verschiedenheit der Phrasen soll die Scription bunt colorirt, schöner und würdiger werden", sagt der Erziehungsplan.

Zur Förderung der Latinität unterdrückten die Jesuiten (eben so wie Trotzendorf und Sturm) die Muttersprachen. „Die Uebung, lateinisch zu sprechen, heißt es, muß vor Allem streng in Acht genommen werden, so daß in keinem Stücke, das zur Schule gehört, erlaubt ist, die Muttersprache zu brauchen." Das Gesetz gelte selbst für die unteren Grammaticalklassen, „vielleicht bisweilen die einzige unterste ausgenommen". Um zum Lateinsprechen anzutreiben, heißt es, preise man häufig die Zierde der lateinischen Sprache — stelle wiederholt vor, wie schmählich es für die Zöglinge der Latinität sei, nicht lateinisch zu verstehen. Die Fahrlässigen sollen getadelt werden, und zwar sollen diejenigen, welche etwas in der Muttersprache geredet haben, genöthigt werden, ein Zeichen einiger Schmach zu tragen und überdies eine geringere Strafe, welche mit dem Zeichen verbunden ist, zu leiden, wenn sie nicht diese zweifache Last, an dem nämlichen Tage, auf irgend einen andern aus den

Condiscipeln schieben, den sie entweder in der Schule oder auf der Gasse ebenfalls die gemeine Sprache haben reden gehört, und den sie wenigstens durch einen tauglichen Zeugen überführen. Diese schöne Aemulation, heißt es weiter, soll sowohl unter den Mitschülern, als auch unter den Schulen selbst geweckt werden. Doch von der schönen Aemulation will ich im Verfolg sprechen.

Ueber das Studium der Klassiker sagt der „Erziehungsplan": „Für uns können die heidnischen Schriftsteller des klassischen Alterthums nur einen untergeordneten Zweck haben, den Zweck nämlich, den Styl zu bilden .... durch die Klassiker soll die Sprache der Hellenen, besonders aber der Römer gewonnen, der Styl gebildet werden, nichts weiter, nichts Anderes. Da die Jesuiten durch das Lesen der Klassiker „nichts weiter, nichts Anderes" als Stylbildung bezweckten, so verehrten sie, wie Sturm den Cicero über Alles. Im „Erziehungsplan" wird gelehrt: — „Der Styl (wenn schon auch die erprobtesten Historiker verkostet werden können) soll doch nur beinahe einzig aus Cicero genommen werden." Ferner: Welche Norm man befolgen, und nach welchem Muster man den Styl bilden soll, wird aus den Worten der Regel hinlänglich erkannt: Ahme Cicero nach. Nämlich wie in den Studien der Theologie der göttliche Theogie der göttliche Thomas und in der Philosophie Aristoteles, so wird in den Humanioren Cicero als eigentlicher und vornehmster Doctor zu verehren vorgestellt. Dann diesem reichen gern alle die Palme. Daher befolgen diejenigen, welche von einem Privatgeschmacke verleitet, einen gewissen, von Cicero allzusehr verschiedenen Styl als schöner vorziehen, eine Weise, welche unserm Institute und dem Eifer für Obedienz ganz fremd ist ..... Abgebrochener und allzugekürzter Styl ist durch alte Verordnungen un-

serer Vorfahren verworfen, in welchen speciell über den Styl einige Vorschriften gegeben werden. Weil Cicero höchstes Muster der Imitation, so wird er auch alle Klassen hindurch gelesen, in den drei untersten Klassen besonders die „familiären Briefe", wie der Erziehungsplan einmal nennt.

Im Reden und Schreiben sollen die Schüler nichts vorbringen, was sie nicht durch die Autorität oder das Beispiel eines probaten Schriftstellers beweisen können. Diese Vorschrift, mit dem eben Gesagten verbunden, beweist, daß die Schüler fast nur zusammengestoppelte und auswendig gelernte Phrasen Cicero's beim Sprechen und Schreiben wiederkäuen durften. Eben so wurden lateinische Gedichte von den Schülern aus Phrasen Virgirls ꝛc. ꝛc. zusammengeleimt. — Auch lateinische Dramen ließen die Jesuiten aufführen, jedoch keine alten des Terenz und Plautus, sondern eigens verfertigte. „Dämonen, leichtfertige Buben, Säufer und Spieler oder welche lose Reden führen sollen nicht beinahe in einem jeden Acte erscheinen, noch Tänze und Spektakel hin- und herlaufender Schatten und Geister allenthalben vorgestellt werden." „Man muß diese Spiele, heißt es, wenn sie auch noch so erudit sind, und zur Verherrlichung der Wißenschaft noch so viel beitragen, nicht so geschehen laßen, daß wir, während wir der Volksgunst huldigen, unterdessen die Schule zn nachläßig treiben."

In einer Hinsicht ward es aber den Jesuiten leichter, Rechenschaft zu geben, als dem Joh. Sturm und den ihm gleichgesinnten protestantischen Lehrern; sie wußten nämlich sehr wohl, warum sie das Latein auf Unkosten der Muttersprache heben wollten. Der Herausgeber des jesuitischen Erziehungsplans sagt: „Das ganze Streben ihrer Schulen ging dahin, die Jünglinge der einen wahren Kirche treu anhänglich zu machen. Solches tendirten sie im Größten wie

im Kleinsten." Im Dienste der römischen Hierarchie, welche ihre Herrschaft, und mit dieser die Herrschaft einer, alle Völker umfassenden Sprache, der lateinischen, über die ganze Erde ausbreiten will, im Dienste dieser Hierarchie mußten die Jesuiten die Muttersprachen zurück-, das Latein in ihren Schulen vordrängen, um das geistige Universalreich begründen und die widerstrebenden Eigenthümlichkeiten der Völker überwinden zu helfen. War doch auch die kirchlich autorisirte Vulgata latein, alles Liturgische latein, so daß in allen katholischen Kirchen der Erde das lateinische Breviarum romanum gebraucht wurde und von demselben in keinem Worte abgewichen werden durfte.

Außer den Sprachen findet man unter den Gegenständen des Unterrichts nur noch etwas angegeben, was man Erudition nannte. Den Begriff derselben muß man aus verschiedenen Stellen des Erziehungsplans entnehmen. So heißt es einmal: durch fleißige Scription sollten Schüler zu Ehrenstufen gelangen, „deren Namen, damit die Sache mehr Erudition habe, aus der griechischen und römischen Republik oder Miliz genommen werden." An einer andern Stelle wird befohlen: in der Zeit zwischen dem Examen und der Preisvertheilung die Schüler mit angenehmen Uebungen zu beschäftigen, „dergleichen die sie, welche zur Polymathie oder Philologie, zur Arithmetik, zur Orthographie und zu jeder Gattung von Erudition gehören." In derselben Zeit, heißt es, „wird etwas aus der Polymathie oder aus einer vorzüglichen Erudition explicirt, oder wiederum theils eine Explication, theils eine Uebung in der Rechenkunst vorgenommen." Weiterhin sagt der Erziehungsplan: „die Erudition muß in den Schulen aus der Geschichte und den Sitten der Völker, aus der Auctorität der Schriftsteller und aus der gesammten Doctrin erholt werden .... Was von Erudition aber vorgetragen worden ist, das

muß hernach im Examen wieder gefordert werden, als nämlich Fabeln, Geschichten, Alterthümer, Orakel, Sprüche von Weisen, Beispiele von Kriegslist, berühmte Thaten, Erfindungen, wie irgend etwas entstanden, Sitten und Einrichtungen der Völker, Tugendbeispiele" ꝛc. ꝛc.

Die bunteste Aufzählung auch wohl zur Erudition gehöriger Dinge ist folgende: Am Vacanztage kann man einige minder bekannte Sachen vorbringen, als da sind „die Hieroglyphika, Emblemata, Fragen, die die poetische Wißenschaft betreffen (aus des Aristoteles oder P. Jayi's Poetik), von dem Epigramm, Epitaph, von der Ode, Elegie, Epopöie, Tragödie, von dem römischen und atheniſchen Senate; von der Kriegskunst der beiden Völker; von dem Gartenwesen, von den Sachen der Kleidung, von dem Speisesaale, dem Triumphe, von den Sybillen (sic) und andern Gegenständen dieser Art. Hierher gehören auch die Pythagoreischen Symbole, Apophthegmaten, Sprüchwörter und Gleichnisse u. s. f.; ferner die Inschriften an den Schilden, Tempeln, Gräbern, Gärten, Statuen u. dgl.; wie auch die Fabeln, römische Antiquitäten, merkwürdigere Geschichten, Orakel, militärische Kriegslist, berühmte Facte, Beschreibungen u. s. w."

Der Leser versuche es nun selbst, aus dem Mitgetheilten den Begriff der „Erudition" zu entwickeln. Wie vieles nun in den jesuitischen Schulen nicht gelehrt wurde, ist kaum zu erwähnen nöthig. Außer dem Latein, welches bei weitem die meiste Zeit in Anspruch nahm, ward griechisch und sogenannte Erudition beigebracht; dazu kam der Religionsunterricht. Unterricht in der Muttersprache, Geographie, Mathematik, Musik ꝛc. ꝛc. wird nicht erwähnt; die Einseitigkeit übertraf die Sturmsche. Aber der neueste Studienplan von 1832 ist hierin geändert. „Der

Drang der Zeiten — heißt es in demselben — zwingt uns in einigen Stücken, die aber nicht das Wesen des wahren Unterrichts berühren, von dem Gebrauche unserer Väter abzuweichen; und diesem Zeitbedürfnisse nachzugeben, ist nicht nur nicht unerlaubt, sondern dem Zwecke unseres Institutes zur größeren Ehre Gottes sogar gemäß" . . . Physische und mathematische Studien und Muttersprache müßten daher berücksichtigt werden.

Nachdem wir den Ueberblick des ganzen jesuitischen Studienganges gegeben haben, kommen wir nun auf den ethisch religiösen Charakter ihrer Lehrinstitute, auf die Zucht.

„Religion, sagt der Verfasser des Erziehungsplans, sei der Grund und die Höhe aller Schule und Erziehung, ihre Basis und ihr Gipfel, ja ihre Mitte und ihre Seele, daher müßten Religiosen erziehen, und zwar der Orden, der sich in der großen Sache der Schule und Erziehung ganz besonders auszeichnete, die Societät Jesu. Ihr war „das religiöse Prinzip nicht etwa nur ein Wort, das zur bloßen Firma dient, ein Aushängeschild, das da lügt" — von ihr ward die „Jugend vor den Lastern bewahrt und gegen alle Verderbniß recht eigentlich einbalsamirt". Nur Religiose, heißt es, retten uns in Sachen der Schule, nur ein Verein von Religiosen, ein Orden, der Weihe und Heiligung von der Kirche Jesu Christi hat, steuert dem ungeheuern Verderben, welchem Schule und Erziehung wirklich schon unterliegen und in das beide mit jedem Tage mehr hinabsinken, und welchem immer mehr verfallend, sie dem Throne und Vaterlande den gewissen Untergang bereiten.

Die Erziehungsweise der Häretiker wird als das Gegentheil der jesuitischen, als oberflächlich, durchaus irreligiös, sittenverderblich und Quelle aller Revolutionen geschildert.

Betrachten wir nun näher den religiös-sittlichen Charakter der jesuitischen Institute. — Die Jugend zur Erkenntniß des Schöpfers und Erlösers zu erwecken, wird im jesuitischen Erziehungsplan wiederholt als Aufgabe gestellt; ebenso daß die Jünglinge mit den Wissenschaften zugleich auch an Sitten gewinnen, welche der Christen würdig sind. Zum Gehorsam und zur Liebe Gottes und der Tugend sind die Jünglinge vorzubereiten. Mit dem Beispiele des religiösen Lebens soll der Lehrmeister vorangehen, ja kein Aergerniß geben, für die Schüler beten. Er soll sie „mit großem Vertrauen der seligsten Jungfrau und den Heiligen Gottes empfehlen, vorzüglich denjenigen, welche für eigene und besondere Patronen der studirenden Jugend gehalten werden, als da sind die heiligen Schutzengel der Jugend, der heilige Joseph, die heilige Catharina, der heilige Cassian, der heilige Nicolaus, unser heiliger Vater Ignatius, der heilige Aloysius, der heilige Stanislaus u. s. f." Wiederholt wird Demuth empfohlen, die nicht vergängliche Ehre, sondern Gottes Ehre sucht. „Man halte, heißt es, für unedel, für schlecht, was an das Laster grenzt und den Gesetzen der christlichen Tugend zuwider ist. Stolz sich erheben, sich prahlen 2c. 2c." Gehorsam ward freilich nicht nur den Schülern, sondern auch den Lehrern eingeprägt. Aller Willen, bemerkt der Verfasser des Erziehungsplans, einigt sich in dem Willen des E i n e n O b e r n, welcher Art Gehorsam gefordert wurde, sahen wir beiläufig daran, daß ein inciceronianischer Styl der Schüler als ihrem Eifer für Obedienz ganz fremd bezeichnet wurde. Durch das Ganze fühlt man durch, wie überall ein blinder, knechtischer Gehorsam gefordert wurde, wie alle und jede, Lehrer wie Schüler, zu Rädern d e r großen Maschinerie geformt wurden, deren primum movens der General in Rom war.

Welcher Art das Beten der Schüler sein müßte, ergiebt sich schon aus dem Mitgetheilten, klarer noch aus Folgendem. Den Lehrern wird befohlen, die Schüler fleißig anzuhalten, daß sie gewisse und bestimmte Gebote zu Gott und den Heiligen auszugießen sich gewöhnen, und dieselben, zur Vermeidung des Ekels, bald aus einem Buche, bald aus dem Gedächtnisse citiren, wohl auch sogar im Geiste — denkend — vollbringen, vorzüglich aber die Krone, das Officium und die Litanei der seligsten Jungfrau beten. — Der, welcher sich in der Andacht verfehlt hat, soll ich Bethause (zur Strafe) einige Zeit dem Gebet obliegen, oder, wenn ein Festtag einfällt, noch einer zweiten Messe beiwohnen, oder er soll zur ersten Messe oder zu einer der ersten am frühesten Morgen in die Kirche kommen. — Erscheinen diese Strafen etwa hart, so ist dagegen auch gesagt: die durch besondere Andacht leuchten, sollen belobt und öffentlich ausgezeichnet werden. — Es konnte freilich nicht fehlen, daß so durch Strafen und Belohnen die Andacht erhöht und gesteigert wurde!

Wenn schon die Andacht Auszeichnung, öffentliche Auszeichnung erhielt, wie vielmehr der Fleiß und andere meßbare Tugenden.

„Wahrhaftig," heißt es, „wer die Aemulation geschickt zu reizen weiß, der hat durch sie das bewährteste Hülfsmittel im Lehramte, und welches beinahe einzig hinreichend ist, die Jugend auf's Beste zu unterrichten. Der Präceptor schätze daher diese Waffe hoch, und erforsche fleißig die Wege, auf welchen er sie erlangen und wie er dieselbe am meisten und angemessensten gebrauchen könne. — Es weckt diese Aemulation wunderbar die Wettkämpfe." Diese Wettkämpfe werden im Lehrplan sehr oft erwähnt. Behufs der Kämpfe hielt man es für „zuträglich, jedem der Schüler seinen Nebenbuhler namentlich bei-

zugeben.“ Das anmuthige Wechselverhältniß solcher Nebenbuhler wird öfters berührt, beide überbieten und denunciren einander bei jeder Gelegenheit. Es sollen z. B. „die einander als Nebenbuhler gegenüber stehen, es notiren, wann (gegen die Urbanität) gefehlt wird, und es gehe nicht ungestraft hin ꝛc. ꝛc.“ Aber nicht bloß Nebenbuhler, sondern alle und jede Schüler sind angewiesen, zu ihrem eigenen Vortheil einander anzugeben. Ein Beispiel der Art theilte ich schon mit; wenn nämlich dem, welcher statt latein einmal deutsch sprach, „ein Zeichen einiger Schmach, überdies eine Strafe“ auferlegt ward, so konnte er Schmach und Strafe los werden, indem er beides einem Condiscipel zuwendete „den er in der Schule oder auf der Gasse ebenfalls die gemeine Sprache reden gehört, oder den er wenigstens durch Einen tauglichen Zeugen überführen konnte.“ Daß bei einer solchen heillosen Aemulation alle gegenseitige Liebe unter den Schülern ausgerottet wurde, ist natürlich. Sie sollten sich auch nicht lieben, sich vielmehr nur als subordinirt fühlen, die ihnen coordinirten Mitschüler dagegen als natürliche Feinde ansehen und auf alle Weise sie zu übertrumpfen suchen. Auf alle Weise, auch durch eine Angeberei, gegen welche jedes redliche Gemüth sich empört, die aber als die trefflichste Vorschule für das höchst ausgebildete Delationssystem des Ordens diente. Sagt doch der Jesuit Mariana selbst: „die ganze Regierung der Societät (Jesu) beruht auf Delationen, die sich wie ein Gift durch das Ganze verbreiten, daß kein Bruder dem Bruder trauen kann. Aus grenzenloser Liebe zur unumschränkten Herrschaft nimmt unser Ordensgeneral Delationen in sein Archiv auf und stellt ihnen Glauben zu, ohne daß er erst den angehört, gegen den sie gerichtet sind.“ — Bei einer Aemulation der Schüler nun, welche das Niedrigste nicht verschmähte,

wenn es nur zum Ziele, zur Erhebung über die Genossen führte, bei einer solchen methodischen Anleitung zum Hochmuth — mit welcher die Forderung eines knechtischen Gehorsams gegen die Vorgesetzten Hand in Hand in Hand ging — rühmt der Erziehungsplan wiederholt, wie hoch er die Demuth des Geistes halte. Demuth? — den knechtischen Gehorsam meint er.

Der Schulplan giebt noch andere Mittel an, um, wie er sagt, „die Aemulation geschickt zu reizen." Es heißt: „von großem Gewichte (zur Erweckung der Aemulation), ist die Erwählung der Magistrate, Prätoren, Censoren, Decurionen in der Schule." Solche Würden creirten auch Trotzendorf und Sturm, wie wir sahen. Trotzendorf sagt: er thue es, damit sich die Schüler von früh auf an eine feste bürgerliche Ordnung gewöhnten; Sturm's Decurionen waren, nach Art der Lancaster'schen Monitoren, wahre Schulgehülfen. Die Magistrate der jesuitischen Schulen scheinen aber mehr zum Anspornen des Ehrgeizes erfunden; nur die Decurionen dürften den Sturm'schen ähnlich gewesen sein, die Censoren aber waren förmlich zum Aufpassen auf ihre Mitschüler angestellt.

Weiter wird gelehrt: zur Anreizung des Wetteifers sage man den Schülern: „Nichts werde für ehrenhafter gehalten, als von Jahr zu Jahr seines Gleichen übergangen zu werden." Besonders sollten die Preisvertheilungen den Ehrgeiz aufeuern. „Die öffentliche Preisvertheilung, heißt es, wird mit aller möglichen Zurüstung und bei volkreicher Versammlung gefeiert. Ihr geht auch eine komische Handlung vorher. — Die Namen der Sieger werden nun öffentlich verkündigt, sie treten in die Mitte hervor, und darnach werden einem jeden seine Prämien ehrenvoll vertheilt, nicht ohne ein sehr kurzes, der Sache sehr angemessenes Carmen, welches von dem Präfec-

ten zuvor gesehen und approbirt sein muß. Nach jedem Sieger aber, nachdem er von den Herolden ausgerufen und mit dem Preise gekrönt ist, werden auch die Namen derjenigen, welche zunächst folgen, gelesen"

Ein anderes Mittel, den Ehrgeiz zu spornen, ist: „daß die Uebrigen geheißen werden, denjenigen, die in der Schule an den vordern Plätzen sitzen, auch außer der Schule die vornehmere Seite zu überlassen, und überall ihnen den ansehnlicheren Platz abzutreten." Einige giebt es, heißt es im Erziehungsplan, „welche an gewissen öffentlichen Tafeln schriftlich aufzeichnen lassen, was von irgend einem talentvoll ausgearbeitet, zierlich gesagt, geschickt explicirt, fein erfunden worden ist, damit das Andenken einer gelungenen Sache zum ewigen Ruhme des Namens im Reiche der Wissenschaft erhalten werde. — Einige stellen in Mitte der Schule oder in irgend einen Winkel eine Unglücksbank und benennen sie mit einem Schmachnamen, z. B. die Höllenleiter ꝛc. ꝛc. Wer an diesem Platze sitzt, dem sei die Note der Schmach eingebrannt und eine literarische Strafe auferlegt, doch nichts destoweniger ihm Gelegenheit sie zu tilgen gegeben, wenn er entweder durch Hersagung der Prälection oder durch eine bessere Ausarbeitung der Scription einen andern besiegt hat." Das sind die Lehren von Ehre, mit denen sich diese jesuitischen Pädagogen selbst an den Pranger stellen.

Körperliche Strafen sollten möglichst wenig angewendet werden. „Der Magister," heißt es, „schlage keinen mit seinen eigenen Händen, außer in wie weit die Weise unserer Studien es zuläßt, wo es Gesetz ist, daß der Corrector, welcher von der Societät nicht ist, genommen werde, so oft es zu jenem Extrem kommt, daß einer mit Ruthen gezüchtigt werden solle." Als die Inquisition durch Caraffa's und Toledo's Eifer gestiftet wurde, da unterstützte Loyola den

Plan beim Pabste, aber weder er noch sein Orden befaßten sich mit dem Bestrafen der Ketzer, sie zogen es auch vor, daß die Correctoren nicht aus ihrer Societät genommen wurden. Zuletzt wird den Lehrern eine sehr charakteristische Warnung gegeben: „damit der Magister, heißt es, diese Weise zu tadeln und zu züchtigen um so genauer beobachte, so erwäge er beständig bei sich dieses: diejenigen, deren Alter und Zustand er jetzt schwach und unbedeutend und vielleicht verächtlich sieht, werden in Kurzem Jünglinge und Männer, und werden (wie es das Schicksal menschlicher Dinge ist) vielleicht zu Würden, Gütern und Macht gelangen, so daß man ihre Gunst werde suchen und von ihrem Winke und Willen abhängen müssen, daher also ermesse man auch, welche Weise in Wort und That anzuwenden sich schicke.“

Um die Schüler recht genau kennen und eben dadurch gehörig behandeln und beherrschen zu lernen, bediente man sich der Beichte. Alle Briefe, welche sie ihren Aeltern und Angehörigen schrieben, so wie die Briefe, welche sie erhielten, wurden von den Vorstehern gelesen. So löste man allmälig die natürlichen Bande. Dem jungen Jesuiten lehrte man später: er müsse die ungehörige Liebe zu seinen Verwandten ablegen; sein Vermögen trat er gewöhnlich dem Orden ab. Da blieb ihm dann in der weiten Welt kein anderes Verhältniß und, wenn man das Wort mißbrauchen will, keine andere Liebe, als zum Orden.

Gegen die Ketzer ward dem Jesuitenschüler auf alle Weise Haß eingeflößt, unter Anderem durch den allgemein verbreiteten Katechismus von Canisius. War es ihnen verboten, Hinrichtungen beizuwohnen, so wurden Hinrichtungen der Ketzer ausdrücklich ausgenommen; sie sollten früh den blutigen Ernst sehen und schmecken.

Wir brechen hier ab, und würden nicht so viel über Jesuitenschulen gesagt haben, wofern sie eine nur früheren Jahrhunderten angehörige, vom Schauplatze ganz abgetretene Erscheinung wären. Das sind sie aber nicht. Vom Pabste Pius VII. wieder hergestellt, in mehreren Ländern von Neuem eingebürgert, lauern sie nur auf glückliche Momente, um überall wieder zur früheren Herrschaft zu gelangen. Im Wesen die alten, sind sie nur feiner geworden, der Zeit sich so lange accommodirend, bis eben ihre Zeit kommt. Es ist den Protestanten höchst nöthig, zu wachen, sich auch nicht durch das betrügerische Aushängeschild ihrer Erziehungshäuser täuschen zu lassen. Liest man Reineke Fuchs, so erscheint es unbegreiflich, wie sich alle Thiere vom schlauen Herrn von Malepartus wieder und immer wieder durch listige, süße Reden beschwatzen lassen, während sie doch seine unzähligen Ränke, boshafte Thaten und den inhärirenden Tück seines Herzens genau kennen. Machen wir es denn besser in Bezug auf die Jesuiten? Sind wir noch nicht gewitzigt, trotz dem, daß sie selbst ihre gottlosen Prinzipien, censirt und approbirt vom Ordensgeneral, wiederholt in den Druck gegeben haben?

Wachen wir sorgfältig. Ihre Motive und ihr Ziel, welches sie, wenn auch noch so sehr lavirend, fest im Auge behalten, das müssen auch wir bei Beurtheilung ihrer Erziehungsanstalten in's Auge fassen. Obgleich der Metzger seine Lämmer auf die schönste grüne Weide triebe, sollen wir drum seine Hirtenliebe loben? Aber wahrlich die Weide der Jugend in den Jesuiten-Collegien war nichts weniger als schön und grün. —

Wenn man diese unheimlichen, treulosen Erziehungsanstalten der Jesuiten, welche an Bosheit Männer waren, mit ihren finstern, lieblosen, seelenverkäuferischen Zwecken im rechten Lichte sehen will, so ver-

gleiche man damit Luther's herzliche, offene Ermahnungen an „seine lieben Deutschen," welche aus der treuen Liebe eines Seelsorgers fließen. „Ich bitte euch, meine lieben Herren," sagt er, „wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Rathes sollten leben, die wollten das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern des ganzen Deutschlands Glück und Heil suche."

Von den Universitäten, die im strengen Sinne nicht unter den Begriff „Volksschule" gehören, haben wir schon in einem besondern Artikel dieser Encyklopädie gehandelt, wir können sie daher hier übergehen. Auf die Entwickelung der Pädagogik übte aber ein Engländer, Franz Baco (geb. 1561, gest. 1625 bei London), einen mächtigen Einfluß. Er ist der Stammvater der Realisten, der die Gelehrten aufforderte, sich „in's freie Leben und in die Welt zurückzubegeben". Er versprach eine Ehe zwischen dem menschlichen Geiste und der Natur zu stiften; dieses Versprechen wußte er jedoch nicht zu erfüllen. Die Methode, sagt er, mache uns vom Zufall abhängig; sie berücksichtige Alles und Jedes, es könne ihr nicht fehlen, gerade wie Pestalozzi. Seine pädagogischen Ansichten hat er an mehreren Stellen seines Werkes: „de augmentis scientiarum" ausgesprochen. Z. B. im 2ten Kapitel des 6ten Buches von der Prudentia traditiva, der Lehrweisheit. Er empfiehlt vorzüglich die genetische Methode, da der Lehrer seine Schüler auf dem Wege in die Wissenschaft einführt, auf dem er selbst zu ihr gelangt ist. Auf solche Weise verpflanze man die Lehren in die Seele der Schüler, so daß sie in diesen an- und fortwachsen. Er empfiehlt Aphorismen, sie repräsentiren das Stückwerk unseres Wissens; dagegen die Traditio methodica, da man ein in allen Theilen vollendetes System gebe, nur auf den Schein

arbeite, wenn sie auch den Schüler befriedigt. — Die Methode müsse dem Lehrobject gemäß sein, es lasse sich nicht Alles über denselben Leisten schlagen.

An einer andern Stelle handelt er ernst von der Wichtigkeit der Erziehung. Ein Gärtner, sagt er, sorge vorsichtiger für eine junge, als für eine herangewachsene Pflanze, wie man überhaupt für die Anfänge der Dinge mehr Sorge tragen müsse. Man spotte der Erzieher, sei nachlässig in der Wahl derselben, und dennoch klage man von jeher, daß die Staaten sich zwar genug um Gesetze bekümmerten, hinsichtlich der Erziehung aber fahrlässig seien.

Hieran schließt Baco ein Lob auf die Jesuitenschulen, und mit eben solchem Lobe beginnt eine andere Stelle über Pädagogik. Diese lautet so:

„In Bezug auf Pädagogik wäre es am kürzesten zu sagen: lerne von den Schulen der Jesuiten, bessere giebt es wenigstens nicht. Doch möchte ich nach meiner Weise einige wenige vereinzelne Bemerkungen machen. Vor Allem billige ich die collegialische Erziehung der Knaben und Jünglinge, nicht die in Privathäusern oder Schulen. In den Collegien erzeugt sich unter den jungen Leuten ein größerer Wetteifer, da haben sie würdige Männer vor Augen, was Ehrfurcht erregt und die zarten Gemüther schon nach einem Muster bildet. Kurz, die collegialische Erziehung gewährt viele Vortheile. — In Hinsicht auf Ordnung und Gang des Unterrichts möchte ich vornehmlich den Rath geben, daß man sich vor Abkürzungen und Uebereilung hüte, was die Geister dummdreist macht, und mehr den Schein großer Fortschritte zur Schau trägt, ohne daß man wirklich Fortschritte macht. Auch muß man die Freiheit der Geistesentwickelung etwas begünstigen, so daß Einer, wenn er das, was der Unterricht verlangt, leistet, nicht abgehalten werde, sich noch für seine Lieblingsgegenstände Zeit abzustehlen. Fer-

ner möchte es der Mühe werth sein, genau zu beachten — was vielleicht bisher noch nicht bemerkt sein dürfte — daß es zwei einander entgegengesetzte Arten giebt, den Geist einzugewöhnen, zu üben und vorzubereiten. Die eine fängt mit dem Leichtern an und führt allmälig zu Schwierigerem; die andere setzt im Anfang dem Lehrling mit schwereren Aufgaben zu, um ihm, wenn er diese gewältigt hat, auf angenehme Weise Leichteres zufließen zu lassen. Jener Methode entspricht es, wenn man zu Anfang mit Schläuchen schwimmt, die uns emporheben, die andern, wenn man anfangs mit schweren Schuhen tanzt, welche niederziehen. Es ist nicht zu sagen, wie viel eine kluge Verschmelzung dieser Methoden zur Förderung der geistigen wie der leiblichen Kräfte beiträgt. Die Unterrichtsgegenstände so auszuwählen und mitzutheilen, wie es der Lehrlinge Individualität verlangt, das erfordert auch besondere Erfahrung und Urtheil. Eine genaue und richtige Beobachtung und Erforschung der individuellen Anlagen sind die Lehrer den Eltern der jungen Leute schuldig, damit diese sich hinsichtlich des Lebensberufes entscheiden können, dem sie ihre Söhne zu widmen haben. Auch das verdient eine wirksamere Beachtung, nicht nur, daß Jeder in dem, wozu ihn seine Natur treibt, die allergrößten Fortschritte mache, sondern daß man auch gegen natürliche Unanstelligkeit zu diesem und jenem, durch eine angemessene Auswahl von Lehrgegenständen Abhülfe finde. Hat zum Beispiel Jemand einen vogelartigen, flatterhaften Sinn, daß er leicht zu zerstreuen ist, und nicht ausdauernd die Aufmerksamkeit gehörig beisammen halten kann, so wird dagegen die Mathematik helfen, in der man eine Beweisführung immer wieder von vorn anfangen muß, wenn die Gedanken nur einen Augenblick nicht bei der Sache waren. — Es scheint wohl dies Pädagogische auf den ersten Blick nicht gar be-

deutend und geistreich; aber es ist fruchtbar und wirksam. Wie bei den Pflanzen Verletzen oder Pflege in zarter Jugend zu ihrem Gedeihen oder Verkümmern am allermeisten beiträgt, oder wie jener unermeßliche Zuwachs des römischen Reiches mit Recht der Tapferkeit und Klugheit jener sechs Könige zugeschrieben wird, die es in seiner Kindheit bevormundet und gepflegt haben, so hat ohne Zweifel die Bildung und Erziehung in den Knabenjahren oder auch in noch zarterem Alter einen solchen Einfluß, mag er auch verborgen sein und nicht Jedem in die Augen fallen, daß kein ausdauernder angestrengter Fleiß im reiferen Alter von gleichem Erfolg ist. — Auch die Bemerkung möchte nicht überflüssig sein, daß selbst eine Fertigkeit geringerer Art, wenn ein großer Mann sie besitzt, oder wenn sie unter wichtigen Umständen zur Ausübung kommt, zuweilen große und auffallende Wirkungen hervorbringen kann. Von einer solchen Fertigkeit will ich ein merkwürdiges Beispiel geben, was ich um so lieber anführe, weil auch die Jesuiten die Ausbildung dieser Fertigkeit nicht mißbilligen, worin sie, wie mich dünkt, ein ganz gesundes Urtheil zeigen. Es ist von etwas die Rede, das, als Profession getrieben, Schande bringt; zur Erziehung aber verwendet, die besten Dienste thut. Ich meine das Aufführen von Schauspielen. Dies stärkt das Gedächtniß, bildet den Klang und die Wirksamkeit der Stimme und Aussprache, gewöhnt Mienen und Gebärden an Anstand, verschafft ungemeine Zuversicht und macht die jungen Leute mit dem öffentlichen Auftreten vertraut. Ich entnehme dem Tacitus das Beispiel eines gewissen Vibulenus, der früher Schauspieler, später in den pannonischen Legionen diente. Dieser hatte bald nach dem Tode des Augustus einen Aufruhr erregt, so daß der Präfekt Bläsus einige der Unruhstifter in's Gefängniß werfen ließ. Die Soldaten aber

machten einen Angriff, erbrachen die Gefängnisse und setzten jene in Freiheit. Da hielt Vibulenus folgende Anrede an die Soldaten: Ihr habt diesen unschuldigen Unglücklichen Freiheit und Leben wiedergegeben, aber wer kann meinem Bruder das Leben, wer mir meinen Bruder zurückgeben? In der vorigen Nacht hat er ihn, der vom germanischen Heer an euch gemeinsamer Angelegenheiten halber geschickt war, durch seine Fechterbande, die er zum Verderben der Soldaten hält und bewaffnet, niederstoßen lassen. Sag an, Bläsus, wo hast du den Leichnam hinwerfen lassen? Auch der Feind mißgönnt die Bestattung nicht. Habe ich in Küssen und Thränen meinen Schmerz ausgeschüttet, dann laß auch mich niedermachen; nur sollen diese uns begraben, die wir um keines Verbrechen willen ermordet wurden, sondern weil wir das Wohl der Legionen wollten. Mit diesen Worten erflammt er Haß und Entsetzen dermaßen, daß es zu Thätlichkeiten gegen den Präfekten gekommen wäre, wofern nicht gleich darauf bekannt geworden, daß Alles nicht wahr sei, ja daß Vibulenus nie einen Bruder gehabt habe. Das Ganze war von ihm wie die Scene eines Schauspiels aufgeführt worden.

Wenn diese Lehren auch Anerkennung verdienen, so dürfte dennoch nicht solch Gewicht auf sie gelegt werden, daß man ihretwegen dem Baco die größte Bedeutung für die Pädagogik zuschriebe. Diese Bedeutung erhält er aber dadurch, daß er, ich wiederhole es, der Erste war, welcher den Gelehrten, die einzig in Sprachen und Schriften der Vergangenheit lebten und webten, meist nur Echos der alten Griechen und Römer waren, ja nichts Höheres kannten, als dies zu sein, daß er diesen sagte: es giebt auch eine Gegenwart, thut nur die Augen auf, um sie in ihrer Herrlichkeit zu erkennen. Wendet euch weg von den löcherichten Brunnen traditioneller Naturwissenschaft,

schöpft aus dem unergründlichen, ewig frisch sprudelnden Quell der Schöpfung. Lebt in der Natur mit offenen Sinnen, vertieft euch in sie mit euren Gedanken, und lernt sie begreifen, so werdet ihr sie auch beherrschen lernen. Mit der Einsicht steigt die Macht.

Diese Lehren haben unberechenbaren Einfluß ausgeübt, besonders auf England, wo theoretische und praktische Naturphilosophie im Sinne Baco's Hand in Hand gehen und Wunder wirken. — Jener Einfluß ward auch sehr bald in der Erziehungswelt verspürt. Der erste Pädagog, welcher von Baco gelernt, dürfte Ratichius gewesen sein. Bestimmt aber läßt sich sein Einfluß auf den bedeutendsten Pädagogen des 17ten Jahrhunderts, auf Comenius, nachweisen. Im Jahre 1633 gab dieser eine Physik heraus. In dieser sagt er selbst, wie sehr Baco auf ihn gewirkt. Er nennt die Instauratio magna „ein bewunderungswürdiges Werk." „Ich betrachte es, fährt er fort, als das leuchtendste des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie. Doch ängstete es mich wiederum, daß der erleuchtete Verulam zwar den wahren Schlüssel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimnisse nicht aufschließt, nur an wenigen Beispielen zeigt, wie sie aufzuschließen seien, das Uebrige den künftigen Jahrhunderten überläßt." — „Wohnen wir, sagt Comenius an einer anderen Stelle, nicht eben so gut als die Früheren im Garten der Natur? Warum sollen wir nun nicht eben so wohl wie sie Augen, Ohren, Nasen brauchen, warum durch andere Lehrer, als diese unsere Sinne, die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufschlagen, in welchem viel mehr enthalten ist, als uns je Einer erzählen könnte, und dies Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht? — Ueberdies sind wir durch eine

Erfahrung so vieler Jahrhunderte dem Aristoteles weit voraus."

Neben Baco nennen wir zunächst Montaigne (geb. 1533, gest. 1592). Folgendes entnimmt Raumer aus dem 25. Capitel seiner Schrift von der Kinderzucht:

„Die Anzeichen der menschlichen Neigungen sind im Kindesalter so schwach und undeutlich, was der Mensch als Kind verspricht, ist so ungewiß und unzuverlässig, daß es fast unmöglich, mit einigem Grunde darauf zu bauen. Man betrachte nur den Cimon, den Themistokles und tausend Andere, wie ungleich ihre Kindheit ihren männlichen Jahren war. Die Jungen der Bären und der Hunde zeigen ihren natürlichen Hang; die Menschen aber, welche sehr früh in Angewohnheiten, Meinungen und Gesetze hineingeworfen werden, ändern oder verstellen sich sehr leicht. Aber eben so schwer ist es, den Hang der Natur zu zwingen; daher es denn kommt, daß, hat man einmal einen falschen Weg eingeschlagen, man sich vergebens zermartert und viele Zeit darauf verwendet Kinder zu Dingen abzurichten, zu denen sie von der Natur nicht bestimmt sind. Indessen ist bei dieser Schwierigkeit meine Meinung, daß man sie immer zu den besten und nützlichsten Sachen anleite, und nicht zu viel auf diese unbedeutenden Zeichen und Vorbedeutungen gebe, die wir in den ersten Regungen der Kindheit zu erkennen meinen.

Ich wollte, daß man mit Sorgfalt dem Kinde einen Hofmeister wählte, dessen Kopf vielmehr hell und klar, als voller Gelehrsamkeit wäre; daß man bei ihm zwar beides, aber mehr auf Sitten und Verstand, als auf Wissen achtete, und daß er sich in seinem Amte nicht nach der alten Weise benähme. Man schreit beim Lehren unaufhörlich in die Ohren der Schüler, als ob man's in einen Trichter schüttete, und diesen

bleibt nichts zu thun, als wieder zu sagen, was man ihnen so vorgesagt hat. Nun wünschte ich aber, daß der Hofmeister hierin eine Verbesserung machte, und gleich Anfangs, nach dem Maße der Fähigkeiten der Seele, die er zu bearbeiten hat, damit beginne, die Dinge von ihr selbst kosten, wählen und verständig unterscheiden zu lassen. Zuweilen müßte er dem Zögling auf den Weg helfen und zuweilen ihn allein den Weg suchen lassen. Er muß nicht immer den Ton geben und allein reden; er muß den Schüler auch hören, und seinerseits sprechen lassen. Socrates und später nach ihm Arcesilaus, ließen erst ihre Schüler reden, und sprachen nachher mit ihnen. Obest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui docent. (Cic. Natur. Deor. L. 1.) Es ist gut, daß er den Zögling vor sich trottiren lasse, damit er seinen Gang kennen und beurtheilen lerne, wie tief er sich zu ihm herablassen müsse, um sich seinen Kräften anzubequemen. Verkennt man dieses Verhältniß, so verdirbt man alles. Es zu treffen und sich auf's Gemessenste darnach zu richten, das ist unter allen Pflichten, die ich von einem Hofmeister fordere, die dringendste; und es ist die Wirkung einer hohen und sehr starken Seele, sich zu diesem kindischen Gange herabzulassen, um ihn leiten zu können. Wenn nach heutiger Gewohnheit gewisse Erzieher sich unterfangen, einer Menge Kinder von höchst verschiedenen Geistesfähigkeiten und Gemüthsarten ganz denselben Unterricht zu geben und sie ganz gleich zu erziehen, so ist es kein Wunder, wenn sich unter dem ganzen Haufen kaum zwei oder drei finden, die noch einigermaßen gute Früchte dieser ihrer Zucht bringen! Der Hofmeister muß von seinem Zögling nicht bloß Rechenschaft von den Worten seiner Lektion fordern, sondern von ihrem Sinne und ihrem Inhalte. Er muß den Nutzen, welchen jener

daraus gezogen hat, nicht nach dem Zeugnisse des Gedächtnisses seines Zöglings, sondern nach dessen Leben beurtheilen! Er muß ihn das, was er gelernt hat, unter tausenderlei Gestalten betrachten, und es auf so mancherlei Art Gegenstände anwenden lassen, um zu sehen, ob er es richtig gefaßt, und sich zu eigen gemacht habe. Es ist ein Zeichen der Unverdaulichkeit, wenn man die Speisen wieder aus dem Magen giebt, wie man sie verschlungen hat. Der Magen hat dann seine Function nicht verrichtet, wenn er das, was man ihm zum Verdauen gab, nicht nach Materie und Form verändert. Man hat uns so sehr durch Gängelbänder verwöhnt, daß wir des freien Ganges nicht mehr gewöhnt sind; unsere Freiheit und Kraft ist dahin. Nunquam tutelae suae fiunt (Senec. Epist. 33.). Ich habe in Pisa einen rechtschaffenen Mann sehr genau gekannt, der aber ein so arger Aristoteliker war, daß sein vornehmster Lehrsatz hieß: Der Probierstein aller gegründeten Meinungen, aller Wahrheiten sei die Uebereinstimmung mit den Lehren des Aristoteles. Außerdem gebe es weiter nichts als Chimären und Leerheit; denn Aristoteles habe Alles ergründet und Alles gesagt. Der Hofmeister lasse den Zögling also jede Meinung prüfen und setze ihm nichts in den Kopf, was bloß auf Autoritätsglauben fußet. Er muß ihn eben so wenig auf ein Prinzip des Aristoteles, als auf ein Prinzip Epikurs oder der Stoiker schwören lassen. Er lege ihm die Verschiedenheit der Meinungen vor; kann er darunter wählen, um so besser, wo nicht, so mag er zweifeln. Che non men che saper dubbitar m'aggrada. (Dante Inf. C. 11.)

Die Bienen sammeln hier und da von Blumen, aber sie machen daraus Honig, der ihnen ganz eigen gehört, es ist weder Thymian mehr noch Majoran. Ebenso wird der Zögling das, was er von Andern

borgt, verändern und verwandeln, um ein ihm ganz eigenes Werk daraus zu bilden."

Dies schöne, treffende Gleichniß fanden wir schon bei Erasmus und Baco. Diesem instinktmäßigen geistigen Assimilationsprozesse der Knaben widerstrebt aber nichts mehr, als das von Montaigne empfohlene Kritisiren und Zweifeln der Kinder. Aller Segen der Receptivität beruht auf gläubiger, ja demüthiger Hingebung, durch sie allein wird eine liebevolle Conception möglich.

„Wahrlich, wir machen unsern Zögling dadurch knechtisch und schüchtern, daß wir ihm nicht die Freiheit lassen, etwas auf eigene Hand zu thun. Wer fragt jemals seinen Schüler: was er von der Rhetorik, von der Grammatik, von dieser oder jener Sentenz Cicero's halte? Man bläuet uns diese Dinge in's Gedächtniß wie Orakelsprüche, deren ganzes Wesen Buchstaben und Sylben sind. Aber Auswendigwissen ist kein Wissen, es ist nichts als ein Behalten dessen, was man seinem Gedächtniß zum Aufbewahren gegeben hat. Was man gehörig weiß, darüber schaltet man ohne Rücksicht auf Autorität, ohne erst in sein Buch zu schauen."

Ein Hervorheben des selbstständigen Urtheilens der Knaben, im Gegensatz des früheren, ganz unselbstständigen Auswendiglernens. Peccatur intra et extra.

„Ich möchte wohl sehen, wie die Tänzer, Páluel oder Pompee, uns ihre Capriolen bloß durch's Zusehen lehren könnten, ohne daß wir uns zu rühren brauchten; so wie jene unsern Verstand unterrichten wollen, ohne ihn Thätigkeit zu setzen. Oder daß man uns lehrte, ein Pferd regieren, eine Lanze führen, eine Laute spielen, singen, ohne uns darin zu üben; wie man hier zu Lande uns gut urtheilen und

sprechen lehren will, ohne uns im Sprechen oder im Urtheilen zu üben."

Ein Hervorheben der selbstthätigen Bildung durch Uebung im Gegensatz der ganz passiven; der Erziehung, welche zur tüchtigen Kunst führt, nicht bloß zu einem kraftlosen theoretischen Wissen.

„Die Meinung findet allgemeinen Beifall: es sei nicht gut, ein Kind im Schoße seiner Eltern zu erziehen. Die natürliche Liebe macht selbst die verständigsten Eltern zu weichherzig und nachgiebig. Sie können das Kind nicht strafen, noch mit einfacher Kost genährt sehen, was doch geschehen und gewagt werden muß. Sie können nicht dulden, daß das Kind von seinen Uebungen schwitzend und mit Staub bedeckt zurückkomme, daß es bald kalt, bald heiß trinke; können nicht ansehen, daß es ein wildes Pferd reite. Es ist einmal keine andere Hülfe, wer es zum braven Mann erziehen will, muß es wahrhaftig in seiner Jugend nicht verweichlichen, und muß oft die Regeln der Aerzte hintenan setzen. Vitamque sub divo et trepidis agat in rebus (Hor. Car. 1. 3. 2.) Es ist nicht genug, seine Seele fest zu machen, man muß ihm auch die Muskeln stählen. Die Seele unterliegt der Anstrengung, wenn der Leib ihr nicht beisteht, sie hat zuviel zu thun, wenn sie zweien Aemtern vorstehen soll. Ich weiß, wie sich die meinige in der Gesellschaft eines so weichen, reizbaren Körpers plagt, der sich so sehr auf sie steift und stützt; und werde ich bei meinem Bücherlesen oft gewahr, daß meine Meister in ihren Schriften in manchen Fällen das für Größe der Seele und Stärke des Geistes ausgeben, was eigentlich mehr von der Dicke der Haut und der Härte der Knochen abhängt. — Man muß den Zögling an die Mühe und Härte der Leibesübungen gewöhnen, um ihn gegen allerlei Schmerzen unempfindlich zu machen. Das Ansehen des Hofmeisters,

das über den Zögling uneingeschränkt sein sollte, wird überdies durch die Gegenwart der Eltern unterbrochen und geschmälert. Dazu kommt der Respekt des Hausgesindes gegen den jungen Herrn und die Kenntniß, die er vom Reichthum und der Hoheit seiner Familie erhält; das sind aber nach meiner Meinung keine kleine Hindernisse bei seinem Alter."

Ganz mit Rousseau übereinstimmend. Ein Hintenansetzen der elterlichen und Ueberschätzen der hofmeisterlichen Erziehung. Nur das tiefe sittliche Verderben und das verkehrte Leben des französischen Adels, kann einigermaßen diese unnatürliche Ansicht beider Männer entschuldigen.

Das männliche Lob der Leibesbildung und Abhärtung ist ebenfalls im Sinne Rousseau's und seiner Schule, wie im Sinne Fichte's und Jahn's.

„Man muß den Zögling lehren, sich in kein Gespräch und in keinen Streit einzulassen, wofern er nicht einen Gegner vor sich hat, der es mit ihm aufnehmen kann, und selbst alsdann sich nicht aller Wendungen zu bedienen, die ihm zu Statten kommen könnten. Man bilde seinen Tact für die richtige Wahl von Gründen, und flöße ihm Liebe zum Zweckdienlichen ein, folglich zur Kürze. Vorzüglich bringe ihn dahin, daß er vor der Wahrheit die Waffen strecke und sich ihr er ergebe, sobald er sie erblicket, sei es, daß er sie auf Seiten seines Gegners gewahr werde, oder in seinem eigenen Geiste, wenn er sich besinnt.

Aus den Reden des Zöglings müssen sein Gewissen und seine Tugend hervorleuchten; sie müssen bloß die Vernunft zur Führerin haben. Man mache es ihm einleuchtend, daß, Fehler zu gestehen, die er in seinen eigenen Reden entdeckt, würden sie auch von Niemanden, als von ihm selber bemerkt, Einsicht und Aufrichtigkeit beweise, diese vornehmsten Eigenschaften, wonach er strebt; daß hingegen Eigensinn und

Widersprechungsgeist niedrige Eigenschaften seien und sich meistens nur bei kleinen Seelen finden. Man sage ihm: sich besinnen, seine Meinung bessern, selbst in der Hitze des Streites eine schlechte Sache aufgeben, das verrathe eine seltene, starke und philosophische Gesinnung."

Weltklugheit und christliche Gesinnung treffen zusammen in der Lehre, sich vor der Wahrheit entschlossen zu demüthigen, und jeder zänkischen Rechthaberei zu entsagen.

„Er muß den Horizont eines jeden zu kennen suchen; ein Ochsenhirt, ein Maurer, ein Reisender, alle muß er in Arbeit sehen und von jedes Waaren etwas nehmen; denn in der Haushaltung ist Alles zu brauchen; selbst Dummheit und Schwachheit Anderer werden ihm zur Lehre dienen. Wenn er auf die Manieren eines Jeden fleißig achtet, so wird er Lust bekommen, sich die guten zu eigen zu machen, die schlechten wird er verachten. Man flöße ihm eine bescheidene Neugier ein, nach Allem zu fragen; alles Ausgezeichnete in seiner Umgebung muß er besehen, sei es ein Gebäude, ein Springbrunnen, ein Mensch, die Wahlstätte einer Schlacht.

Quae tellus sit lenta gelu, quae putris ab aestu,
Ventus in Italiam quis bene vela ferat.
(Prop. 1, 4.)

Er muß sich erkundigen nach den Sitten, den Einkünften und den Alliancen dieses und jenes Fürsten. Das sind Dinge, die sehr angenehm zu erlernen und sehr nützlich zu wissen sind. In diesen Umgang mit Menschen schließe ich auch, und zwar vorzugsweise die ein, deren Andenken noch in Büchern lebt. Vermittelst der Geschichte wird der Zögling mit den großen Männern der besten Zeiten Umgang haben. Es ist dies ein Studium von unschätzbarem Nutzen, und das einzige, welches, wie Plato sagt, die Lacedämo-

nier sich vorbehalten hatten. Welchen Vortheil wird er nicht in diesem Fache vom Lesen der Lebensbeschreibungen unseres Plutarch ziehen! Aber mein Hofmeister möge nicht vergessen, was eigentlich Zweck seines Amtes ist, er möge seinem Schüler nicht sowohl Jahr und Tag der Zerstörung von Carthago als die Charaktere Hannibal's und Scipio's einprägen. Er lehre ihn nicht sowohl die Begebenheiten selbst, als richtig darüber urtheilen."

Die Forderung, daß sich der Knabe in der Gegenwart wie in der Vergangenheit umsehe und über beide ein Urtheil gewinne, auch die Empfehlung des Plutarch, Alles finden wir bei Rousseau wieder.

„Nach meiner Meinung müssen die ersten Lehren, womit man seinen Verstand erquickt, darauf zielen, seine Sitten und seinen Sinn zu lenken, ihn zu lehren sich selbst zu erkennen, gut zu leben und gut zu sterben. Unter den freien Künsten laß uns mit der Kunst anfangen, die uns frei macht. Sie dienen freilich alle auf gewisse Weise zum Unterricht für unser Leben und dessen Anwendung, wie alle andern Dinge dazu gewissermaßen ebenfalls dienen. Aber wir wollen die uns wählen, welche direct und vermöge ihrer Natur dazu dienen. Wenn wir die Bedürfnisse unseres Lebens in ihre richtigen und natürlichen Grenzen einzuschränken wüßten, so würden wir finden, daß der größte Theil der Wissenschaften, welche im Gebrauche, für uns unbrauchbar sind, und daß es selbst bei den brauchbaren solche unnütze Ausdehnungen und Vertiefungen giebt, die wir besser bei Seite ließen; auch daß wir nach dem Rathe des Sokrates uns mit unserm Studiren bloß an die halten sollen, welche nützen."

Montaigne empfiehlt vor Allem zu lehren: sich selbst zu erkennen, gut zu leben, gut zu sterben, und die Kunst, die uns frei macht. Mit keinem Worte

deutet er auf den einzigen Meister dieser Kunst, auf den, der uns recht frei macht. Das Abwenden vom Wissen ohne Werke, vom unnützen Wissen dürfte mehr in Rousseau's als in Sokrates Sinn sein.

„Nachdem man den Zögling gelehrt hat, was nöthig ist, um weiser und besser zu werden, so mag man ihn mit der Logik, Physik, Geometrie und Rhetorik bekannt machen; und welche Wissenschaft er dann auch wählt, so wird er ihrer bald Meister werden, da er schon sein Urtheil gebildet hat. Den Unterricht erhalte er bald in Gesprächen, bald durch Bücher. Zuweilen gebe ihm der Lehrer zweckmäßige Schriftsteller selbst in die Hände; zuweilen nur Saft und Mark derselben. Wer könnte wohl zweifeln, ob diese Lehrart leichter und natürlicher sei, als die Lehrart des (griechischen Grammatikers) Gaza? Dieser giebt dornige, widerwärtige Regeln und hohle, abgemagerte Worte, nichts, das den Geist weckt; bei unserer Lehrweise dagegen findet die Seele eine frische, gesunde Weide. Diese unsere Frucht ist ohne Vergleich größer, und reift weit eher."

Entschiedenes Auftreten gegen die strenge, an Zeit und Ort und Grammatik gebundene Lehrweise, wiederum ein Vorspiel von Rousseau und Basedow.

„Es ist seltsam, daß es in unserem Jahrhundert mit uns dahin gekommen, daß selbst bei Leuten von Verstande die Philosophie zu einem bedeutungsleeren Worte ohne allen Nutzen und ohne allen Werth wie in der Meinung der Menschen, so in ihrer Wirkung herabgesunken ist. Ich glaube, die Ergo's, die sich ihrer Zugänge bemächtigt haben, sind Schuld daran. Man hat groß Unrecht, sie als den Kindern unzugänglich zu schildern und mit mürrischem, grämlichen und schreckenden Gesichte. Wer hat sie doch in diese bleiche, scheußliche Larve vermummt? Nichts ist heiterer, munterer, fröhlicher, fast möchte ich sagen närri-

scher, als sie. Sie predigt nichts als Frohsinn und Wohlleben. Trübe und finstere Mienen eines Menschen sind ein Zeichen, daß sie bei ihm nicht herbergt. Als Demetrius, der Grammatiker, im Tempel zu Delphos einen Haufen Philosophen beisammen sitzen sah, sagte er: Entweder ich betrüge mich, oder eure so heitern, so friedlichen Gesichter sagen mir, daß ihr eben in keiner wichtigen Unterredung begriffen seid. Worauf einer von ihnen, Herakleon, der Megarier, antwortete: Mögen diejenigen, welche untersuchen, ob das Futurum von βάλλω ein doppeltes λ hat; oder welche die Abstammung der Comparative χεῖρον und βέλτιον, oder der Superlative χείριστον und βέλτιστον ausfindig machen wollen, mögen sie die Stirnen runzeln, wenn sie sich von ihrer Wissenschaft unterhalten; was aber die philosophischen Untersuchen anlangt, so machen solche gewöhnlich die Menschen froh und munter, welche sich damit abgeben, und nichts weniger als finster und mürrisch."

Epikur wird hier, und noch mehr in einigen folgenden Stellen, den Schulen empfohlen.

„Ich verlange nicht, daß man den Zögling einsperre, ihn dem Zorn uud der düstern Laune eines wüthenden Schulmeisters preisgebe; ich will seinen Geist nicht zu Grunde richten, indem ich ihn nach herkömmlicher Weise vierzehn bis funfzehn Stunden des Tages wie einen Lastträger unter der Arbeit schwitzen lasse. Auch würde ich es nicht billigen, wenn er bei einem menschenscheuen, melancholischen Temperament überspannt sich dem Bücherlesen hingäbe, und man ihn darin bestärken wollte. Dergleichen macht junge Leute ungeschickt zum Umgang und hält sie ab von bessern Beschäftigungen. Und wie viele Menschen habe ich nicht in meinem Leben durch zu große Begierde nach Wissenschaft verdummt gesehen! Carneades war auf's Wissen so erpicht, daß er sich dar-

über nicht die Zeit ließ, den Bart zu scheeren und die Nägel zu kippen. Auch will ich nicht die edeln Sitten des Zöglings durch die Unart und Rohheit anderer verdorben sehen. Ehemals war die französische Lebensart zum Sprüchwort geworden, als eine Lebensart, die sich früh bei jungen Leuten äußerte, aber eben nicht lange aushielt. In der That sehen wir auch jetzt noch, daß die kleinen Kinder in Frankreich höchst artig sind; gewöhnlich aber täuschen sie die Hoffnung, die man sich von ihnen macht, und zeigen als erwachsene Menschen gar keine Vortrefflichkeit. Verständige Leute hörte ich sagen, daß die Erziehungsanstalten, wohin man sie zu senden pflegt, und deren es in Frankreich so viele giebt, sie so verdummen. Unserm Zögling müssen Garten, Tisch, Bette, Einsamkeit, Gesellschaft, Vormittag, Nachmittag, alle Stunden einerlei, jeder Ort zum Studiren geeignet sein; denn die Philosophie, welche als eine Bildnerin des Verstandes und der Sitten sein hauptsächlichstes Studium ist, hat das Privilegium, überall zu Hause zu sein.

Unsere Lectionen, die wir gelegentlich nehmen, ohne an Zeit und Ort gebunden zu sein, werden hingehen, ohne daß wir es merken. Selbst unsere Spiele und unsere Leibesübungen: Laufen, Ringen, Musik, Tanzen, Reiten, Fechten und die Jagd werden einen guten Theil unseres Studirens ausmachen. Ich will, daß ein äußerer Anstand und ein gefälliges Wesen zugleich mit der Seele sich bilde. Es ist nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erzieht, sondern ein Mensch; aus dem müssen wir keine zwei machen. Und wie Plato sagt: man muß den einen nicht abrichten ohne den andern; sondern sie beide gleich führen und leiten, wie ein Paar an Eine Deichsel gespannter Pferde. Uebrigens muß bei unserer Erziehungsmethode mit strenger Sanftmuth verfahren werden, nicht so wie man gewöhnlich verfährt. Anstatt

den Kindern Lust zum Lernen einzuflößen, macht man ihnen davor Furcht und Grauen. Weg mit Zwang und Gewalt! Nichts erniedrigt und verdummt, nach meiner Meinung, so arg eine sonst gut geartete Natur. Verlangt ihr, daß ein Zögling Schimpf und Strafe fürchte, so verhärtet ihn nicht dagegen; härtet ihn ab gegen Schweiß, Kälte, Wind, Sonne und solche Zufälligkeiten, die er verachten muß. Entwöhnt ihn aller Weichlichkeit und Verzärtelung in Kleidung, Essen, Trinken und Schlafen; gewöhnt ihn an Alles, macht aus ihm keinen geckenhaften Courschneider, sondern einen derben, kräftigen Jüngling. Die Zucht in den meisten unserer Erziehungsanstalten hat mir beständig mißfallen. Man würde gewiß weniger Unheil gestiftet haben, wenn man mehr der Nachsicht Raum gegeben hätte. Es sind wahre Kerker der gefangenen Jugend. Man macht sie faul und liederlich, indem man sie als faul und liederlich bestraft, bevor sie es noch ist. Besucht nur die Klassen beim Unterricht! da hört ihr nichts als Schreien geschlagener Kinder und zorntrunkener Präceptoren. Eine vortreffliche Art, den zarten und furchtsamen Seelen der Kinder Lust zum Lernen zu machen, wenn man sie, mit fürchterlichem Kupfergesicht, die Peitsche in der Hand, dazu anleitet. Fügt hinzu, was Quintilian darüber sehr richtig bemerkt hat, daß das gebieterische Wesen sehr gefährliche Folgen nach sich zieht, und vorzüglich bei unserer Art der Züchtigung. Viel anständiger wär es, wenn die Klassen mit Blumen und Blättern bestreut wären, als mit Fasern von blutigen Birken. Ich würde an den Schulwänden die Munterkeit, die Freude, Flora und Grazien malen lassen, so, wie es der Philosoph Speusippus in seiner Schule that."

Eine Polemik gegen orbilische Strenge, pedanti-

schen, freudlosen Fleiß der Stubenhocker, dagegen neues Empfehlen tüchtiger Leibesübungen und eines heitern Sinnes und Treibens.

„Mein Schüler soll seine Lection nicht sowohl aufsagen als ausüben; er repetirt sie handelnd. Man wird sehen, ob er bei seinen Unternehmungen Klugheit braucht, ob er in seinem Betragen Güte und Gerechtigkeit zeigt, ob in seinen Reden Verstand und Anmuth herrscht, Standhaftigkeit bei Krankheiten, Bescheidenheit bei Spielen, Mäßigkeit in seinen Freuden, Ordnung in ökonomischer Hinsicht, ob es seinem Geschmack gleich zusagt, es mag ihm Fleisch oder Fisch, Wein oder Wasser geboten werden. Qui disciplinam suam non ostentationem scientiae, sed legem vitae putet, quique obtemperet ipse sibi et decretis pareat. (Cic. Tusc. quaest. lib. 2.) Am wahrsten spiegelt sich unsere Vernunft im Lauf unseres Lebens ab. Zeuxidamus antwortete Jemandem, der ihn fragte, warum die Lacedämonier die Verordnungen über die Kriegszucht nicht schriftlich abfaßten und ihrer Jugend zu lesen gäben? das geschähe deswegen nicht, weil sie solche an Thaten und nicht an Worte gewöhnen wollten. Hiermit vergleiche man einen von diesen Latinisten aus den Schulklassen, der fünfzehn bis sechszehn Jahre darauf verwendet hat, bloß sprechen zu lernen. Die Welt treibt nichts als Schwatzen; und ich habe noch keinen Menschen gesehen, der nicht eher mehr als weniger gesprochen hätte, als nöthig war. Gleichwohl geht unsre halbe Lebenszeit damit hin."

„Wenn unser Zögling nur einen guten Vorrath von Sachen hat, die Worte werden von selbst kommen; und wollen sie nicht kommen, so wird er sie schon herbeiziehen. Ich höre einige sich damit entschuldigen, daß sie sich nicht recht ausdrücken können, wobei sie die Miene annehmen, als hätten sie den

Kopf voll schöner Sachen, die sie aber aus Mangel an Beredtsamkeit nicht von sich geben könnten. Das sind Luftstreiche! Soll ich sagen, was ich davon halte? Es sind Schattenbilder, die sich aus dieser und jener mißgestalteten Auffassung in ihnen erzeugen, welche sie nicht in ihrem Innern entwirren und klar machen und folglich auch nicht äußern können. — Meinerseits halte ich dafür, und Sokrates behauptet, daß Jedermann, der in seinem Geiste eine lebhafte deutliche Idee hat, solche darstellen wird, sei's durch Provinzialismen, sei's auch nur durch Geberden, wenn er stumm ist. Verbaque praevisam rem non invita sequentur. (Hor. in Arte poet.) Und wie Seneca in seiner Prosa auch poetisch sagte: cum res animum occupavere, verba ambiunt. (Sen. Controv. l. 3.) und Cicero: ipsae res verba rapiunt. (Cic. de fin. 3, 5.). Ein schlichter Mann weiß nichts von der Redekunst; nicht wie man im Eingange das Wohlwollen des günstigen Lesers erschleichen müsse, er weiß auch nicht, wozu es nöthig wäre. Im Ernste, diese ganze schöne Malerei verbleicht gar schnell vor dem Glanze einer ungeschmückten Wahrheit. Dergleichen Artigkeiten dienen zu nichts weiter, als dem großen Haufen den Gaumen zu kitzeln, der nicht im Stande ist, kräftigere und derbere Speisen zu verdauen. Die Abgeordneten des Samos waren zum König Kleomenes von Sparta gekommen, vorbereitet auf eine schöne und lange Rede, die ihn zum Kriege gegen den Tyrannen Polykrates aufreizen sollte. Nachdem Kleomenes solche der Länge nach angehört hatte, gab er ihnen zur Antwort: „des Anfangs und Eingangs eurer Rede erinnere ich mich nicht mehr; auch nicht der Mitte derselben; was aber euren Schluß anlangt, so kann ich mich darauf nicht einlassen.“ Das war, deucht mir, eine schöne Antwort, und die Redner mußten mit einer langen Nase abziehen. Und wie

ging's jenen Anderen? Die Athenienser hatten einen großen Bau auszuführen und unter zwei Baumeistern einen zu wählen. Der erste, voller Anmaßungen, trat mit einer wohlstudirten Rede auf über den Gegenstand dieser Unternehmung, und riß das Urtheil des Volkes für sich dahin. Der andere aber faßte sich kurz: Ihr Herren von Athen, sprach er, was mein Mitbewerber da gesagt hat, das will ich leisten."

Gegen Wortemachen ohne Thatkraft. — Wer einen Reichthum an klaren, ausgetragenen Gedanken in seinem Innern hat, dem wird es nie fehlen, wenn er sich in klarer, reifer Rede äußern will.

„Ich bin keiner von denen, welche dafür halten, das gute Metrum mache schon das gute Gedicht. Mag unser junger Mann eine lange Sylbe kurz brauchen, was hängt daran? Wenn seine Erfindung sinnreich ist, wenn Witz und Verstand dabei ihre Pflicht gethan haben, so werde ich sagen: es ist ein guter Dichter, obgleich ein schlechter Versmacher."

Auch hier wird das Reale eines Gedichts im Gegensatz der verbalen Virtuosität hervorgehoben. Wie man etwa den Leib eines gesunden starken Menschen loben könnte, wäre er auch grundhäßlich. Jedenfalls ist ein unkünstlerisches Urtheil, das auf Schönheit keine Rücksicht nimmt, doch immer der Bewunderung fließender aber inhaltsloser Verse vorzuziehen.

„Was wird unser Zögling thun, wenn man ihm mit der Spitzfindigkeit sophistischer Syllogismen auf den Leib rückt? wie z. B. Schinkenessen reizt zum Trinken; Trinken löscht den Durst; ergo löscht Schinkenessen den Durst! Laß ihn darüber lachen, darüber lachen ist viel gescheuter, als darauf antworten. Chrysippus sagte zu Jemandem, der den Kleanthes mit logischen Spitzfindigkeiten schrauben wollte: „Necke die Kinder mit deinen Foppereien, aber verlange nicht, daß ein Mann ernstlich darüber nachdenke.

Montaigne lobt das Selbstvertrauen des starken gesunden Menschenverstandes, wenn dieser es naturalisirend, ohne alle Schule, gegen die philosophischen Klopffechter von Profession, trotz ihrer Finten aufnimmt, oder auch es unter seiner Würde hält, mit ihnen zu kämpfen.

„Es giebt solche Narren, die zu halben Meilen von ihrem geraden Wege abschweifen können, um einen witzigen Einfall zu haschen. **Aut qui non verba rebus aptant, sed res extrinsecus arcessunt, quibus verba conveniant.** (Quint. lib. 8.) Seneca sagt: **Qui alicujus verbi decore placentis vocentur ad id quod non proposuerant scribere.** (Sen. ep. 59.)“

„Ich fordere, daß ein Hörer von den Sachen überwältigt und seine Imagination davon so angefüllt werde, daß er der Worte darüber vergesse. Ich liebe eine schlicht natürliche Sprache, sei es geschrieben oder gesprochen, eine kräftige, nachdrückliche Sprache, die kurz und gedrungen, nicht sowohl zart und gestriegelt, als andringlich und heftig ist. **Haec demum sapiet dictio, quae feriet.**“

„Die Beredtsamkeit, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich selbst ablenkt, thut dies auf Kosten des Gegenstandes. So wie es bei unseren Kleidungen kindisch ist, sich durch irgend etwas Besonderes und Auffallendes auszeichnen zu wollen, so ist es auch mit der Sprache; das Haschen nach neuen Wendungen und wenig bekannten Worten bezeichnet einen schülerhaften, kindischen Ehrgeiz. Möchte ich doch kein Wort, keine Redensart brauchen, die man nicht in der Residenz auf dem Fischmarkt verstünde! Aristophanes, der Grammatiker, wußte nicht, was er wollte, da er am Epikur die Kunstlosigkeit seiner Worte tadelte und den Zweck seiner Redekunst, welche bloß auf Deutlichkeit der Rede zielte. Das Nachahmen der Sprech-

weise ist so leicht, daß es sich bald unter einem ganzen Volke verbreitet. Mit dem Nachahmen im Urtheilen, im Erfinden geht's nicht so geschwinde. Mark und Sehnen borgt man nicht, wie man wohl Mantel und Kleid borgt. Die meisten Personen, mit denen ich umgehe, sprechen wie mein Buch; ob sie aber eben so denken, das weiß ich nicht. Die Athenienser (sagt Plato) sehen auf Reichthum und Zierlichkeit der Sprache; die Lacedämonier auf Kürze; die Kretenser aber mehr auf Fruchtbarkeit der Gedanken, als auf Sprache. Diese Letzten sind die besten."

Wiederum Regeln einer ächten Redekunst, welche nicht den Schein, sondern Wesen und Sein will, nicht mit zusammengeflickten Phrasen auf Effect hinarbeitet, sondern von Herzen zu Herzen wirkt, die vom Geist getrieben Geister im Sturm überwältigt, nicht mit eitler Absichtlichkeit sie kühl und lieblos zu beschwatzen sucht.

„Ich würde erstlich meine Muttersprache und die Sprache meiner Nachbarn, mit denen ich gewöhnlich den meisten Verkehr habe, gut wissen wollen. Es ist allerdings etwas Feines und Großes um das Griechische und Latein, nur kauft man es gar zu theuer. Ich will hier eine Weise angeben, wie man es wohlfeileren Kaufes, als gewöhnlich, haben kann. Man hat solche mit mir selbst eingeschlagen; wer will, mag sich derselben bedienen. Da sich mein seliger Vater auf's sorgfältigste bei gelehrten und sachkundigen Männern nach einer vorzüglichen Erziehungsart erkundigte, so ward er auf den Nachtheil aufmerksam gemacht, der sich bei der gewöhnlichen Weise findet; und man sagte ihm, daß die viele Zeit, welche wir darauf verwenden, die Sprachen der Römer und Griechen zu lernen, welche diesen gar keine Zeit kostete, daß sie die einzige Ursache sei, warum wir uns nicht bis zur Seelengröße und zu der wissenschaftlichen Höhe

jener alten Völker erheben könnten. Ich glaube gleichwohl nicht, daß dies die einzige Ursache ist. Der Weg, welchen mein Vater einschlug, war nun folgender. Noch an der Brust, und noch bevor sich meine Zunge gelöst hatte, übergab er mich einem Deutschen, der nachmals als ein berühmter Arzt in Frankreich starb. Dieser verstand gar kein Französisch, aber um so besser das Lateinische. Er hatte ihn ausdrücklich verschrieben, bezahlte ihn sehr gut, und dieser hatte mich beständig auf den Armen. Neben sich hatte er noch zwei andere von minderer Wissenschaft, die beständig um mich sein mußten, um es dem Ersten zu erleichtern. Diese nun sprachen kein anderes Wort mit mir, als Latein; für die Uebrigen war es eine unverbrüchliche Regel, daß weder mein Vater noch meine Mutter, kein Diener und keine Kammerjungfer in meiner Gegenwart ein Wort sprechen durfte, als die paar lateinischen Brocken, die jeder gelernt hatte, um mit mir zu papeln. Zum Verwundern waren die Fortschritte, die ein jeder darin machte. Mein Vater und meine Mutter lernten darüber Latein genug, um es zu verstehen, und selbst genug, um sich im Nothfall darin auszudrücken, eben so diejenigen Bedienten, welche am meisten mit mir zu thun hatten. Kurz wir latinisirten uns dermaßen, daß selbst für die Dörfer der Umgegend etwas abfiel, woselbst man noch Ueberbleibsel findet, und wo es zur Gewohnheit geworden ist, verschiedene Handwerker und ihr Geräth mit lateinischen Namen zu nennen. Mich selbst anlangend, so wußte ich in meinem siebenten Jahre eben so wenig von der französischen oder perigordischen Sprache, als von der arabischen; und ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik oder Regel, ohne Ruthe und ohne Thränen hatte ich ein so reines Latein gelernt, als mein Lehrer es selbst wußte; denn wie hätte ich es vermischen und verderben sollen? Gab

man, um mich zu prüfen, mir, wie es in Schulen gebräuchlich ist, ein Thema auf, so geschah es nicht wie den anderen auf französisch, sondern in schlechtem Latein, um es in gutes zu übersetzen. Was das Griechische betrifft, was ich fast gar nicht verstehe, so machte mein Vater den Plan, mich solches nach einer neuen Methode lernen zu lassen, nämlich spielend und übend. Unter Anderm war meinem Vater gerathen worden, meinen Willen ohne Zwang so zu leiten, daß ich aus eigenem Antriebe die Wissenschaften und meine Pflichten lieb gewönne, und meine Seele sanft und frei zu bilden, ohne Härte und Strenge. Das ging bis zur Schwärmerei. Denn weil einige Menschen der Meinung sind, es schade dem zarten Gehirn der Kinder, wenn man sie des Morgens plötzlich und mit Gewalt aus dem Schlafe wecke, indem sie tiefer und fester schlafen, als erwachsene Personen, so ließ er mich immer durch Musik aufwecken.

Da ich ungefähr 6 Jahre alt war, sandte mich mein Vater in die öffentliche Schule nach Guyenne, die damals sehr blühend und die beste in Frankreich war. Unterdessen war's und blieb's eine öffentliche Schule. Mein Latein ward von Stund an verdorben; später habe ich alle meine Fertigkeit darin, aus Mangel an Uebung, verloren. Und meine bisherige ungewöhnliche Erziehung diente weiter zu nichts, als mich gleich bei meiner Ankunft den Sprung in die ersten Klassen thun zu lassen. Denn mit dreizehn Jahren, als ich das Kollegium verließ, hatte ich meinen Cursum (wie sie's nennen) vollendet, und zwar ohne irgend einen Nutzen, den ich gegenwärtig in Rechnung bringen könnte. Meine erste Neigung zum Lesen entsprang aus dem Vergnügen, das mir Ovids Metamorphosen gewährten. Denn in meinem siebenten oder achten Jahre ungefähr entzog ich mich jedem andern Vergnügen, um den Ovid zu lesen, um so mehr, da seine

Sprache gleichsam meine Muttersprache war, und sein Buch das leichteste für mich, das ich kannte, und zugleich wegen seines Inhalts für mein Alter das angemessenste. Denn die Lancelots du Lac, die Amadis, die Huons de Bordeaux und dergleichen alte Tröster von Romanen, woran sich die Jugend erlustigt, kannte ich nicht einmal dem Titel nach, wie ich solche noch bis auf diese Stunde dem Inhalt nach nicht kenne, so streng war die Zucht. Ich ward dadurch nachlässiger, meine anderen mir vorgeschriebenen Lectionen zu treiben. Hierbei kam es mir außerordentlich zu Statten, daß ich es mit einem verständigen Manne von Präceptor zu thun hatte, der bei meinen Abwegen dieser und ähnlicher Art auf seine Weise ein Auge zudrückte. Denn so ward es mir möglich, die Aeneide Virgils in einem Zuge ganz durchzulesen, dann den Lukrez, hierauf den Plautus und italienische Comödien, die mich alle durch den Reiz des Gegenstandes anlockten. Wäre er thöricht genug gewesen, mich in diesem Gang zu stören, so hätte ich, wie ich glaube, aus dem Collegio nichts mitgebracht, als die Bücherscheu, wie es fast bei unserm ganzen Adel der Fall ist. Er betrug sich dabei sehr klüglich und that, als ob er nichts merkte; er schärfte meinen Hunger, indem er mich diese Bücher nur verstohlener Weise verschlingen ließ, und mich auf sanfte Weise zu den übrigen geforderten Studien anhielt."

Hier haben wir die Art, wie Montaigne selbst unterrichtet wurde, welche er im Ganzen empfiehlt.

Der neuen Zeit gehört einmal sein Wunsch: vor Allem die Muttersprache und die Sprachen benachbarter Völker zu kennen, wobei es ihm augenscheinlich mehr um brauchbare, als um bildende Sprachkenntniß zu thun ist. Aber eben so gehört zur Tendenz der neuen Pädagogik der Versuch, das Latein auf eine neue, bequemere Weise zu lehren, ohne Grammatik

oder Regeln, ohne Ruthen und ohne Thränen. Eben so lernte Montaigne das Griechische „spielend", wie er denn auch spielend durch Musik aufgeweckt wurde. „Man muß Hunger und Liebe zum Studiren erregen, sagt er, sonst erzieht man nur mit Büchern bepackte Esel, unter Peitschenhieben füllt man ihnen die Tasche mit Wissenschaft, und ermahnt sie, nichts zu verlieren; aber die Wissenschaft soll man nicht bloß bei sich beherbergen, sondern man muß sich ehrlich mit ihr verbinden."

Mit Recht eifert Montaigne so gegen eine lieblose Zucht und ein Lernen ohne alle Liebe zur Sache. Aber er und Tausende in der neuen Zeit, da sie diese Charibdis vermeiden wollten, fielen in die Scylla, in enervirende, verhätschelnde Zuchtlosigkeit und in eine unmethodische Methode des Lehrens und Lernens. Ihr Ideal ist ein epikuräischer, genießelnder Dilettantismus von Jugend auf, ohne jene heilsame Strenge der Schule, welche starke männliche Charaktere bildet, die bei ihren Studien sich ausdauernd den Gegenständen unterordnen, ihnen gehorchen, um sie beherrschen zu lernen.

Daß Montaigne aus der weichlichen, Mühe und Arbeit von ihm abwehrenden Erziehung als ein durchgebildeter eudämonistischer Epikuräer hervorging, sahen wir schon, und so ist er selbst als eine Erstlingsfrucht der modernen Erziehung zu betrachten.

In dem 24sten Kapitel, „von der Pedanterei" überschrieben, greift Montaigne nicht bloß die Pedanten, sondern die Wissenschaften überhaupt an, weil sie den Menschen zum Handeln im Leben unfähig machten, wie er gegen ein solches wissenschaftliches Treiben auch in den schon angeführten Stellen hin und wieder kämpfte. Auch hierin ist er ganz Vorläufer Rousseau's.

„Plutarch bemerke schon, sagt Montaigne,

Grieche und Schulmeister seien bei den Römern Spottnamen. „Nachmals, fährt er fort, habe ich bei zunehmendem Alter gefunden, daß man dazu sehr guten Grund hatte, und daß magis magnos clericos non sunt magis magnos sapientes: wie es aber zugehe, daß eine mit den Kenntnissen von so vielen Dingen bereicherte Seele dadurch nicht lebendiger, nicht thätiger werde, und daß ein plumper gemeiner Geist die Gedanken und Urtheile der vortrefflichsten Geister, welche die Welt hervorgebracht hat, in sich aufnehmen könne, ohne sich zu bilden, das begreife ich noch jeßt nicht. Wer so viele fremde, große und starke Gehirne aufnehmen soll, sagte mir ein Fräulein, als sie auf Jemand zu reden kam, der muß nothwendig sein eigenes Gehirn zusammenpressen und in die Enge ziehen, um den anderen Platz zu machen. Ich möchte wohl sagen: so wie die Pflanzen von zu vieler Geilung ersticken und die Lampen von zu vielem Oel verlöschen, so geht's der Thätigkeit des Verstandes bei zu vielem Studiren und zu vielen Materien, indem er durch die zu große Verschiedenheit der Gegenstände unfähig wird, sich zu entwirren, und diese Last ihn krümmt und verkrüppelt. Aber es verhält sich anders; denn unsere Seele erweitert sich in dem Maße, als sie sich anfüllt; und aus den Beispielen des Alterthums sieht man ganz im Gegentheile, daß Männer, welche den öffentlichen Geschäften gewachsen waren, daß große Feldherren und große Rathgeber in Staatssachen zugleich sehr gelehrt waren."

So übersieht M o n t a i g n e nicht, daß in Julius Cäsar, Pericles u. A. wissenschaftliche Bildung sich mit praktischer Tüchtigkeit sehr wohl vertrug. Dennoch macht er den Lobredner der lacedämonischen Erziehung und setzt dagegen die athenienſische zurück. Doch hieran nicht genug, sagt er:

„Beispiele lehren uns, daß das Studium der Wissenschaften die Gemüther eher weichlich und weibisch macht, als fest und kriegerisch. Der stärkste Staat, der gegenwärtig auf der Welt zu sein scheint, ist das türkische Reich; ein Volk, das dazu erzogen wird, die Waffen zu schätzen und die Wissenschaften zu verachten. Ich finde Rom weit tapferer, bevor es gelehrt war. Die kriegerischsten Nationen unserer Zeit sind die rohesten und unwissendsten. Die Scythen, die Parther, Tamerlan u. a. m. dienen uns hier zum Beweise.“

Abgesehen von der Uebertreibung, von der Vergötterung roher, barbarischer Kraft, finden sich in diesem Kapitel mehrere sehr beherzigenswerthe pädagogische Bemerkungen, welche mit den schon mitgetheilten wesentlich übereinstimmen. So sagt er:

„Nach der gewöhnlichen Art, wie wir unterrichtet werden, ist es kein Wunder, wenn weder Schüler noch Lehrer dadurch nicht weiser, obgleich gelehrter werden. Wirklich zielt die Sorge und der Aufwand unserer Väter für uns auf weiter nichts ab, als uns den Kopf mit Wissenschaften anzufüllen; den Verstand und das Herz zu bilden, daran wird nicht gedacht. Ruft man in's Volk, wenn Einer vorübergeht: O, der gelehrte Mann! und bei einem Zweiten: O, der gute Mann! es wird sich nicht abhalten lassen, seine Blicke und seine Verehrung auf den Ersten zu richten. Ein Dritter hätte Recht zu rufen: O, die Dummköpfe! Wir pflegen uns gemeiniglich zu erkundigen: versteht er Griechisch, versteht er Latein? Macht er Verse, oder schreibt er in Prosa? Ob er aber besser oder verständiger geworden sei, was doch wohl die Hauptsache wäre, darnach fragen wir nicht. Wir sollten forschen, wer der Weiseste, und nicht, wer der Gelehrteste sei.“

„Wenn unsere Seele nicht eine bessere Richtung

durch das Studiren erlangt, wenn wir dadurch nicht ein gesunderes Urtheil erhalten, so möchte mein Zögling meinethalb seine Zeit mit Ballschlagen hingebracht haben, dadurch hätte sein Körper wenigstens an Stärke zugenommen. Man sehe ihn nach so viel verbrachten Jahren von Universitäten kommen: wer ist ungeschickter als er, zu Geschäften angestellt zu werden? Was sich am meisten an ihm herausstellt, ist, daß ihn sein Latein und Griechisch dümmer und anmaßender gemacht haben, als er war, da er von Hause hinreiste. Er sollte mit genährter voller Seele zurückkommen, aber er hat sie nur aufgeblasen."

Die Polemik gegen Vernächlässigung des Ethischen und Ueberschätzen des Intellektuellen, gegen Hintansetzung des Nützlichen, gegen die bloße Gedächtnißübung — Alles ist ein Vorspiel Rousseau's. Eben so folgende Stellen gegen das todte Wissen, ohne Kraft und Geschick zum Handeln.

„Was hilft uns, den Magen mit Speisen zu füllen, wenn sie nicht verdaut werden, sich nicht in Nahrungssaft verwandeln, wenn sie uns nicht Wachsthum und Kräfte geben? Wir lehnen uns so ganz auf fremde Schultern, daß wir darüber unsere eigenen Kräfte vernichten. Will ich mich gegen die Furcht vorm Tode waffnen, so geschieht es durch Aussprüche des Seneca. Suche ich Trost für mich selbst, oder für einen Andern, ich entlehne ihn von Cicero. Ich hätte den Trost aus mir selbst geschöpft, hätte man mich darauf geübt. Ich liebe diese vermittelte und erbettelte Befriedigung nicht. Könnten wir auch durch das Wissen Anderer gelehrt werden, weiser werden wir gewiß nicht anders, als durch unsere eigene Weisheit.

Meine ungelehrten Landsleute nennen diese hochgelahrten Herren sehr spaßhafter Weise Ueberstudirte; wahr ist es, meist scheint es, als hätten sie den gesun-

den Menschenverstand aus dem Kopf hinwegstudirt. Denn man sehe dagegen nur einen Bauer oder Schuster, sie gehen einfältiglich ihren Gang fort, sprechen von dem, was sie wissen; jene aber, um sich zu heben und zu brüsten mit ihrem Wissen, das auf der Oberfläche ihres Gehirns herumschwimmt, verwirren sich und straucheln ohne Unterlaß. Den Galen kennen sie wohl, aber den Kranken gar nicht. Sie haben auch schon den Kopf ganz mit Gesetzen angefüllt: worauf es aber beim Rechtsstreite eigentlich ankommt, das haben sie noch nicht begriffen. Von allen und jeden Dingen verstehen sie die Theorie; sucht nur Jemand, der die Theorie in Anwendung bringe.

Es ist aber nicht genug, daß unsere Erziehung uns nicht verderbe, sie muß uns besser machen. Es giebt bei uns in Frankreich einige Parlamente, welche die Mitglieder, die sie aufnehmen sollen, nur aus ihrer Wissenschaft examiniren; Andere hingegen prüfen auch ihren Verstand, indem sie ihnen diesen oder jenen Rechtsfall zur Beurtheilung vorlegen. Diese letztern scheinen mir weit richtiger zu verfahren. Und obgleich in einem solchen Amte beides nöthig, so ist doch das Wissen von geringerem Werthe, als ein richtiger Verstand. Dieser kann zur Noth ohne jenes auslangen, aber nicht das Wissen ohne den Verstand. Denn wie der griechische Vers es ausdrückt, ὡς οὐδὲν ἡ μάθησις ἢν μὴ νοῦς παρῇ: Was hilft die Wissenschaft ohne Verstand? Wollte Gott, wir wären in Ansehung unserer Rechtspflege so glücklich, daß jene Gerichtspflege mit eben so viel Verstand und Gewissen begabt wären, als es ihnen am Wissen nicht mangelt! Non vitae, sed scholae discimus!"

Hiermit verlassen wir den höchst originellen, gescheuten, ironischen Mann, der bei gesundem Mutterwitz weit klarer sah, als die in todter, klassischer Manier befangenen Gelehrten. Keck und treffend sprach

er ungenirt seine Gedanken aus, ohne darnach zu fragen, was Pedanten davon urtheilen möchten. Wie sehr er aber auf solche Weise durchdrang und allgemeinen Beifall fand, das bezeugen die vielen Ausgaben seiner Versuche und der Einfluß, den er nicht bloß auf seine Zeitgenossen, sondern auch auf die bedeutendsten Männer der folgenden Jahrhunderte, vor allen auf Rousseau, hatte.

Doch hat der Beifall eine bedenkliche Seite; Montaigne dürfte ihn auch durch seine leichtsinnige, epucuräische Frivolität gefunden haben. Immer aber haben wir es mit einem Manne zu thun, der zwar sehr belehren, aber auch sehr verführen kann, und reine wie unreine Thiere in seinem Tuche trägt.

Sein Biograph sagt: Montaigne's Gemüthsstimmung habe zwischen dem Jovialen und dem Melancholischen geschwankt. Muß nicht die Jovirlität des zeitlichen Epikuräismus durch die Melancholie der Ewigkeit gestört werden?

Ehe wir nun zur Geschichte des Volksschulwesens nach der Reformation übergehen, wollen wir die Hauptgrundsätze, welche sich in den beiden letzten Jahrhunderten nach und nach Geltung verschafften, hier noch einmal zusammenfassen, indem wir uns auf den Artikel Schule im 149sten Theile dieser Encyklopädie ausdrücklich beziehen.

Das allgemeinste Mittel zur Verbesserung des Lehrstandes sind gute Bildungs- und Vorbereitungsanstalten oder Seminarien. Da die Einrichtung derselben sich auf die verschiedenen Zwecke einzelner Schulstellen bezieht, so wird weiter unten die Rede davon sein. Es kann auch in der ganzen Organisation des Schulwesens etwas liegen, wodurch gute Lehrer gewonnen, oder auch selbst die besten unbrauchbar werden. Soll man erstlich die Hoffnung hegen, daß sie selbst im Amte noch immer fortschreiten, wie an Kenntnissen, so

an Lehrgeschicklichkeit, so müßte man die Forderungen an sie nicht überspannen, welches besonders dadurch geschieht, daß viele Schullehrer in allen Fächern bewandert sein und in allen Sprachen und Wissenschaften Unterricht geben sollen. Bei den niederen und Bürgerschulen ist dies weniger der Fall, theils weil hier oft nur ein Lehrer vorhanden, theils weil der Kreis der von ihm vorzutragenden Gegenstände an sich so begrenzt ist, daß man wohl verlangen darf, daß er ihn allein ausfüllen könne. Aber desto häufiger geschieht es bei höheren, besonders auch gelehrten Schulen, welches eine natürliche Folge der Einrichtung ist, daß ein Lehrer eine Klasse allein in allen Lectionen zu besorgen hat, folglich auch in allen dazu erforderlichen Kenntnissen geübt sein soll. Es mag Männer geben, welche dieses Alles zu leisten im Stande im Stande sind; allein sie sind selten, weil sich der Kreis des Wissenswürdigen täglich mehr erweitert, und eine gewisse Vielseitigkeit ohnehin immer allgemeiner verlangt wird. Und selbst, wo ein Lehrer jener Forderung genügen könnte, da würde es doch wohl mehr nachtheilig, als vortheilhaft für die Folge sein; denn er wird 1) dadurch genöthigt werden, vielerlei fortzutreiben, statt sich einigen Fächern ganz widmen und dadurch für seine Schüler immer nützlicher machen zu können. Wird er 2) in einem Fache, das er nicht aus Neigung, sondern nur aus Noth mit beibehält, bei weitem nicht so gut unterrichten, als ein Anderer, der gerade dieses Fach zu seinem Hauptstudium bestimmt hat; es hat daher entschiedene Vorzüge, wenn der Lehrer nicht an eine Klasse gefesselt ist, sondern in verschiedenen Fächern in verschiedenen Klassen unterrichtet, welches aber in den meisten Schulen eine gänzliche Veränderung des angenommenen Plans voraussetzt. Eben so richtig ist es ferner zur Erhaltung geschickter Lehrer, daß sie nicht

zu sehr mit Unterrichtsstunden überhäuft werden, wie dieses gleichfalls bei den meisten Schulen der Fall ist, wobei der Unterschied nur in dem Gegenstande besteht, worin sie unterrichten. Einige Lectionen erfordern eine so sorgfältige Vorbereitung, oder sind mit so vielen Nebenarbeiten, z. B. Durchsicht und Correctur der Arbeiten der Schüler verbunden, daß sie füglich für zwei oder drei gegen andere gerechnet werden können, bei denen der Lehrer, sobald er sich einige Uebung erwarb, kaum nöthig hat, irgend etwas vorher, und gar nichts nachher zu thun. Auch das Unterrichten an sich ermüdet schon, besonders aber derjenige Unterricht, bei welchem der Geist des Lehrers kein Interesse findet; dieser stumpft ihn ab, und hat einen Mechanismus zur Folge, welcher das Verderben so vielen Jugendunterrichts ist. Auch ist eine zu große Anzahl von täglichen Lehrstunden die vornehmste Veranlassung, warum so viele Schullehrer, wenn sie einmal im Amte sind, in ihrem eigenen Studiren wenig oder gar nicht fortrücken, und wohl gar die Erholung von dem sie drückenden Schuljoche in sinnlichen und ihr Amt herabwürdigenden Vergnügungen suchen, bei denen sie an Geist und Sitten zurückkommen. Nicht weniger hängt viel davon ab, wie die Schulstellen in Absicht der Einkünfte beschaffen sind. Sind diese von der Art, daß sie dem Schulmanne ein anständiges und bequemes Auskommen sichern, und ihn nicht in die Nothwendigkeit setzen, durch Nebenarbeiten und Privatunterricht das Fehlende zu erwerben, so kann unstreitig mehr Schularbeit gefordert werden, und es werden z. B. vier, auch wohl fünf regelmäßige Stunden des Tages zum öffentlichen Unterricht nicht zu viel sein. Nur das Uebelste ist, daß gerade an den Schulen, wo die Lehrer am schlechtesten besoldet sind, sie auch am meisten von überladener Arbeit zu Boden gedrückt werden. Das Mittel, von dieser Seite den

Lehrstand an vielen Schulen zu erleichtern, ist die Anstellung junger Gehülfen (Collaboranten), welche sich hierdurch zugleich selbst zum Schulstande bilden. Da nun dieses junge kraftvolle Männer sein müssen, die aber immer noch für sich selbst zu sorgen haben, auch an vielen Orten durch Privatunterricht ihre Lage verbessern können, so ist der Aufwand so groß nicht, wenn man nur einigen guten Willen hat, Schulen, besonders Stadtschulen, wesentlich zu verbessern, wodurch zugleich einem andern Uebel abgeholfen wird, das so manche Schule drückt. Man kann hierdurch Schulmännern, die alt und grau, und eben dadurch für die Schule unbrauchbar geworden sind, eine Unterstützung verschaffen; kann sie nach und nach ihrer Geschäfte, zum großen Vortheil der Jugend, oft zugleich zur verdienten Belohnung für treu gethane Arbeit, entlassen, statt daß oft ganze Decennien hingingen, wo man zwar unaufhörlich über die Untauglichkeit der alten Rectoren oder Conrectoren klagte, die Schulen auch von Jahr zu Jahr mehr sinken sah, und gleichwohl nichts that, um dem Verfall und der Verderbniß des heranwachsenden Geschlechtes zu steuern. Diesem Uebel ist gegenwärtig durch die Wachsamkeit der Regierung auf diesen so wichtigen Staatszweig abgeholfen worden, indem man, wenigstens auf allen gelehrten Schulen, alte Rectoren pensionirt oder ihnen jüngere tüchtige Männer zur Seite setzt, und ihnen so, wenn sie noch Kräfte zum Unterricht besitzen, die Arbeit erleichtert; und die Erfahrung hat bewiesen, daß dieses beinahe das einzige Mittel ist, wodurch mancher tief herabgesunkenen Schule geholfen werden konnte, und auch wirklich geholfen wurde; denn war auch anfangs der alte Schulmann dagegen, so empfand er nur zu bald den Vortheil in seiner Bequemlichkeit, und versöhnte sich leicht mit dem, was ihm zuerst mißfiel, besonders da es ihm bei seinem Thätigkeitsgefühl

eine gewisse Ruhe läßt, die bei aller Thätigkeit ihm doch erwünscht kommen muß, auch lernt der ihm zur Seite gesetzte Lehrer unter seiner Leitung die Methode kennen, wie er beim Unterricht zu verfahren hat, um seine neue Lehrart, seine neuen Ansichten zweckmäßig mit den älteren zu verbinden, um die Schüler nicht den Absprung zu grell empfinden zu lassen.

Bei den öffentlichen Schulen ist nun noch die allgemeine Frage zu erörtern: ob beständige (stehende) oder veränderliche Lehrer einer Schule vortheilhaft sind? Um diese Frage zu entscheiden, kommt es theils auf die Beschaffenheit der Schule selbst, theils auf den Sinn an, worin man beide Benennungen nimmt. Bei den Land- und niederen Schulen, den sogenannten Volksschulen, ist es gewiß von großem Vortheil, wenn der taugliche Lehrer lange in seinem Amte bleibt, und nur erst dann davon entlassen wird, wenn Alter und Geistesabnahme ihn weniger geschickt macht. Er steht ungefähr in demselben Verhältniß wie der Prediger, und kann, je länger er unter der Jugend eines Ortes lebt, desto mehr an Erfahrung, folglich auch an Amtsfähigkeit gewinnen. Bei allen übrigen, also den höheren Bürgerschulen, ist es ebenfalls höchst wünschenswerth, daß die ersten Stellen von Männern bekleidet werden, welche durch längere Erfahrungen den übrigen Lehrern vorleuchten, und das Amt nicht als ein für wenige Jahre, sondern vielmehr für das ganze Leben übernommenen Beruf betrachten. Dieses scheint jedoch weniger nothwendig, sogar weniger vortheilhaft in Absicht der übrigen Lehrer der Schule, besonders da, wo einmal viele Lehrer nöthig sind. Werden alle Stellen mit stehenden, auch wohl durch Familienverbindung fixirten Lehrern besetzt, so hat dies meistentheils zur Folge, daß nur ein kümmerliches Auskommen damit verbunden ist, daß man sehr mittelmäßige Lehrer dazu wählen muß, und daß diese

dann gewöhnlich, ohne wahren Nutzen in ihrem Amte zu stiften, ein gedrücktes Leben bis an's Ende fortführen. Werden dagegen bei jeder größeren Schulanstalt den oberen Lehrern, welche feste Stellen haben, einige Unterlehrer zugesellt, welche ihre besten Kräfte der Schule, wär's auch nur auf einige Jahre, widmen, und dann in vortheilhaftere, mit Aussicht auf Versorgung verbundene Hauslehrerstellen, oder in höhere Schulämter, oder in Predigerstellen übergehen, so wird unstreitig für den Unterricht der niederen Klassen weit besser, als bis jetzt gesorgt sein; auch die älteren und stehenden Lehrer erhalten dadurch manche Erleichterung. Man hat übrigens, namentlich im Preußischen, schon sehr viel in dieser Hinsicht gethan. Ein zu häufiger, überhaupt zu schneller Wechsel der Lehrer schadet übrigens allemal, und wo er stattfindet, da ist an keinen festen Plan des Unterrichts, an kein harmonisches Hinwirken zu einem Zwecke zu denken. Es ist auch leicht möglich, daß mancher Lehrer, der jung und unerfahren bei einer Schule angestellt wird, aus Mangel an Uebung und Erfahrung noch oft in der Wahl dessen, was er lehrt, und in der Art, wie er es lehrt, bedeutende Fehler macht; allein schon der Eifer, womit er die Sache treibt, das Neue, das ihn bewegt, sich alle Mühe zu geben, das Bestreben, sich Achtung bei seinen Schülern zu erwerben, macht auf der andern Seite Manches wieder gut, und er nützt doch wenigstens mehr, als der alte, abgelebte Schulmann, der seinen gewohnten Gang fortschleicht, ja Alles ohne Geist und Leben vorträgt, unbekümmert, ob er viel oder wenig damit ausrichte. Jener, wenn gleich selbst noch nicht in dem Unterrichte fest, weckt doch vielleicht den Geist des eigenen Fleißes; allein dieser erregt dagegen einen Ekel an den Wissenschaften, da er selbst schon zum Theil dafür abgestorben ist und sich nach Ruhe sehnt.

Ein Hauptübel, welches den Lehrstand überhaupt, und namentlich auch den Schulstand ganz besonders drückt, ist theils das geringe Gehalt, womit sich so viele Schullehrer noch eben so begnügen müssen, als zu der Zeit, wo alle Bedürfnisse um die Hälfte wohlfeiler waren; theils die Art, wie sie einen Theil dieser Besoldung empfangen. Seine Erhaltung, wenigstens seine bessere oder beschränktere Existenz, ist an sehr vielen Orten von der Anzahl und von der Freigebigkeit der Schüler abhängig gemacht, wodurch der Schullehrer nicht nur oft zurückgesetzt wird, sondern er verliert auch in der Achtung, und was das Schlimmste ist, er wird, wenn er nicht eine seltene Charakterfestigkeit besitzt, moralisch verdorben. Es ist nun zwar weder thunlich, noch rathsam, das, was für Unterricht bezahlt wird, gänzlich abzuschaffen; allein es giebt ein Mittel, die so verderbliche Art, wie es entrichtet wird, abzuschaffen, ohne irgend einen Theil in seinen Rechten zu verletzen, um dadurch allein schon eine höchst wichtige Reform der Schule zu Stande zu bringen. Es müßten nämlich alle diese Einnahmen von Beamten oder Personen angenommen werden, die davon gänzlich unabhängig wären, und sie bloß zu den Schulfonds lieferten, aus welchen dann die Schullehrer verhältnißmäßig salarirt werden sollten. Daß dieses möglich ist, wenn die dem Schulwesen vorgesetzten Staatsbehörden den ernsten Willen haben, beweisen die Schuleinrichtungen bei uns, im Preußischen, die dieser Reform schon zum Theil unterworfen worden.

Die Gehaltsverbesserungen der Schullehrer sind übrigens schon immer ein längst gefühltes Bedürfniß gewesen, und besonders ist es eine der schwersten Aufgaben, weil es in ansehnlichen Staaten eine große Menge von Schulen giebt, und also auch eine große Anzahl dürftiger Schullehrer; und weil es

noch so viele Eltern giebt, die auf das theuerste Gut ihrer Kinder, die geistige Ausbildung derselben, so wenig verwenden, ja dieses, was sie dafür oder darauf verwenden sollen, nur als eine gezwungene Beisteuer ansehen, die sie ihrem Aufwand in der Mode oder in der Küche entziehen müssen. Man hat allerlei Pläne gemacht, diese Aufgabe zu lösen; man hat erhöhete Auflagen, besonders auf gewisse Klassen der Bürger, z. B. die Hagestolzen, bessere Verwendung der Fonds, welche so manche reiche Kirchen, reiche Kämmereien und andere reiche und unnütze Stiftungen besitzen, desgleichen Einziehung mancher entbehrlichen Predigerstellen 2c. vorgeschlagen. Man hat endlich auf eine thätigere Unterstützung von Seiten des Staates gedrungen; allein es ist dabei größtentheils geblieben, denn in Anwendung sind wenige dieser Vorschläge gekommen.

Das Uebel einer unzweckmäßigen Einnahme und Vertheilung selbst ist beinahe allen Schulen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, gemein. Auf Gymnasien und gelehrten Schulen werden zwar die Lehrer salarirt; allein ein nicht unbedeutender Theil ihrer Einnahme besteht in den Schulgeldern, welche von den Schülern ihrer Klasse entrichtet, auch wohl in den freien Geschenken, welche ihnen bei gewissen Gelegenheiten, als zu Weihnachten und an Geburtstagen, überbracht werden, zum Theil aber auch erbeten und ersungen werden müssen. In den Trivial-, Bürger- und Landschulen ist solches zum Theil eben der Fall. Nach der Anzahl der Kinder, welche in jeder Woche oder in jedem Monate die Schule besuchen, richtet sich der Wohlstand oder die Dürftigkeit des Lehrers. Ein einziger, sehr harter Winterfrost kann ihn um die Einnahme der ganzen Woche, gerade da, wo er sie am nöthigsten hat, bringen. Selbst Erziehungsanstalten sind nicht ganz frei von diesem Uebel. Die Beschaf-

fenheit der Zöglinge hat oft Einfluß darauf, ob der einzelne Lehrer besser oder schlechter steht. Die Nachtheile, die hieraus fließen, sind unverkennbar. — Erstlich ist diese Einrichtung drückend für den Lehrer. Seine Zufriedenheit, zuweilen sogar bei übrigens schlechten Stellen, sein Auskommen, ist vom Zufall abhängig gemacht, von dem wandelbaren Vertrauen, vom Wind und Wetter, von hundert kleinen Umständen, nicht selten von der besseren oder schlechteren Denkungsart seiner Collegen; sein Wohlstand sinkt, wenn der ihrige steigt; selbst seinen steigenden Wohlstand verbittert ihm der Neid. Zweitens ist diese Einrichtung häufige Veranlassung der geringeren Achtung des Schullehrers. Dies 1) an sich schon, durch die so oft bei Kindern angeregte Idee, daß sie den Unterricht bezahlen, oft so spottwohlfeil bezahlen können; 2) durch das Demüthigende, diese Bezahlung selbst in Groschen und Pfennigen einnehmen und wohl gar einmahnen zu müssen; 3) durch die Gewalt, welche undankbare oder übeldenkende Eltern dadurch bekommen, dem Lehrer seinen verdienten Lohn zu schmälern, ihn durch Wegnehmen ihrer Kinder zu strafen, oder sich an ihm, wenn er vielleicht seine Pflicht am redlichsten gethan hat, zu rächen; 4) durch die Abhängigkeit, in welche alles Annehmen von Geschenken, die oft noch auf die undelicateste Art gegeben werden, versetzt. 5) Durch die erniedrigenden Mittel, wozu die ganze Einrichtung verleitet. Vielen an das Herkommen gewöhnten und besonders sich dabei wohlbefindenden Schullehrern leuchtet dieses vielleicht nicht ein, welches den Beweis giebt, daß die gewöhnliche Einrichtung auch verderblich für den moralischen Charakter des Schullehrers ist. Es entsteht so leicht daraus: 1) ein gewisses illiberales Wesen, ein kleinlicher Geldgeiz, eine niedrige Habsucht; 2) eine höchst schädliche Parteilichkeit gegen die, von wel-

chen Vortheile zu hoffen sind, gegen die Bezahlenden und Reicheren vor den Aermeren, oder Freischülern; 3) ein kriechendes Wesen, wo etwa Hoffnung ist, dadurch etwas zu gewinnen; 4) manche Versäumniß der Pflicht, wo der Lohn ausbleibt, oder zu sparsam eingeht; 5) so manches Sinnen auf niedrige Kunstgriffe, um Schüler an sich zu ziehen, seine Klasse voll zu machen, Geschickte zurückzuhalten, Ungeschickte aufzunehmen, weit mehr mit Hinsicht auf das sich mehrende oder mindernde Schulgeld, als auf das Verdienst der Schüler; 6) alles das moralische Uebel, das Nahrungssorgen so leicht herbeiführen, Verstimmung, üble Laune, Ermüden im Amte ꝛc. ꝛc. — Drittens. Allen diesen Uebeln wäre abgeholfen, wenn überhaupt ernstlich darauf gedacht würde, die Schulmänner besser zu salariren, nächstdem aber, wenn 1) auf allen Stadtschulen und Gymnasien, wie schon an manchen Orten geschieht, alles Schulgeld in eine gemeinschaftliche Klasse flösse, und aus dieser von dem Administrator des Schulfonds verhältnißmäßig an die Lehrer vertheilt würde, und da einmal vermehrte Einnahme für die meisten Menschein ein Antrieb zur Thätigkeit ist, so würde auch dieser Vortheil nicht wegfallen, weil bei der Frequenz der Schule alle Lehrer gewinnen. Auch in den unteren Volks- und Landschulen müßten die Eltern, die dazu im Stande sind, angehalten werden, für jedes ihrer schulfähigen Kinder ein Bestimmtes an die Schulkasse zu zahlen, welche auf dem Lande die Richter oder Kirchenvorsteher verwalten könnten; denn so wird die daraus fließende Einnahme des Schullehrers von dem wirklichen Besuche der Schule und dem Willen der Eltern ganz unabhängig; denn der ganz Dürftigen muß sich ja ohnehin der Staat und die Obrigkeit annehmen.

Diese von Niemeyer vorgeschlagene Maßregel, dem Schullehrer das Gehalt zu sichern und ihn nicht

von dem Willen der Eltern abhängig zu machen, ist sehr zu empfehlen, weil selbst hierdurch die Kinder mehr zur Schule angehalten werden würden, wie es sonst von vielen bemittelten Eltern nicht geschieht, wenn es ihnen allein überlassen bleibt, das Schulgeld dem Lehrer willkürlich zu geben; denn geschieht, wie bei vielen, die Zahlung wöchentlich, so behalten die Eltern ihre Kinder oft Wochenlang heraus, wenn sie dieselben nur einige Tage, sei es ihren Geschäften gebrauchten, oder wegen Krankheit rc. rc. herausbehalten mußten, um nicht das Schulgeld für die ganze Woche zu bezahlen, so geringe es auch ist; und doch kauft sich oft die Mutter ein Häubchen oder einen Hut, der sechs bis sieben Thaler kostet, aber die paar Groschen Schulgeld wöchentlich, wodurch dem Kinde ein reeller Gewinn für seine künftige Existenz zufällt, indem dessen Geist dadurch ausgebildet und mit nützlichen Kenntnissen bereichert wird, werden vorenthalten, für viel zu viel erachtet, als sie dem Manne zu geben, der wahrlich das bedauernswürdigste Loos auf Erden gezogen hat, sich, bei aller Abmühung, um den Kindern Kenntnisse beizubringen, noch den Tod durch Aerger mit oft bösen, ungezogenen Knaben zuzuziehen.

Auf Privatschulanstalten, wie es deren in vielen, besonders großen Städten, in Menge giebt, ist das hier Gesagte nicht anzuwenden; denn diese müssen sehen, wie sie sich mit den Eltern abfinden. Dergleichen Privatschulanstalten, wenn sie nicht unter genauer Kontrole stehen, sind oft der Jugend mehr verderblich, als nützlich; denn ihr Unterricht ist ein bloßes Handwerk, wovon sie sich zu nähren suchen, und da sie nur allein vom Publikum abhängen, so müssen sie sich auch nach demselben fügen, welches sie denn auch ihrer Existenz wegen thun; daher wird den Schülern Manches durch die Finger gesehen, was nicht zu ihrem Besten

dient, ja sie werden oft ganz in Hinsicht ihres Charakters verdorben.

Was nun dem Schulstande noch besonders nöthig ist, ist die äußere Achtung, das bürgerliche Ansehen; denn er steht in den bürgerlichen Verhältnissen gegen andere Stände noch viel zu weit zurück. Der wahrhaft gebildete Schullehrer setzt sich leicht darüber hinweg, wenn er nur weiß, welchen Nutzen er dem Staate durch die Bildung junger Staatsbürger stiftet; allein es sollte doch einmal durch öffentliche Anstalten und Verordnungen dafür gesorgt werden, daß er, so lange nun einmal noch Rang in der Gesellschaft ist, auch bürgerlich mehr gehoben und seine öffentliche Achtung mit der Wichtigkeit seines Geschäfts in einiges Verhältniß gesetzt werde. Er ist in seinem Einfluß auf das Ganze, wenigstens gesagt, eben so wichtig, als der Predigerstand, und wenn saure Thätigkeit bei schlechtem Lohne gerechte Ansprüche auf Achtung giebt, so ist es wohl nicht zweifelhaft, ob mehr die Schulmänner, oder mehr die Prediger die gerechteren daran zu machen haben. Bei den Schülern selbst wird die Achtung von dem bürgerlichen Range seines Lehrers nicht allein abhängig sein. Der junge, unbefangene, noch von keinen privilegirten Vorurtheilen verschrobene Jüngling hat einen anderen Maßstab des Verdienstes; allein ein öffentlicher Stand verdient auch öffentliche Ehre. Der schon erwähnte Niemeyer sagt:

„Hierbei werden gleichwohl vernünftige und rechtschaffene Schulmänner auf den äußeren Rang, der ja unter gebildeten Menschen in der Gesellschaft immer für eine lächerliche Thorheit gehalten zu werden anfängt, weit weniger Werth setzen, als auf eine ehrenvolle Behandlung, besonders von Seiten der Oberen, der Patrone und der Eltern. Es ist unglaublich, wie sehr sich geistiicher und weltlicher Stolz,

gemeiniglich mit grober Ignoranz gepaart, gegen Männer vergessen kann, die an Kenntniß und Verdienst so weit höher stehen; es ist unglaublich, welche Kälte und Gleichgültigkeit selbst viele Eltern gegen sie beweisen; wie sie Lehrer mit dem dürftigen Schulgelde für abgefunden und belohnt halten können, denen sie ihre Kinder anvertrauen, um in ihnen den Grund ihres ganzen Wissens und ihrer Brauchbarkeit für das ganze Leben zu legen. Freilich erniedrigt sich der Schulmann nur zu oft selbst; aber verächtliche Behandlung macht auch öfter kriechend, und wer sich einer besseren unwerth macht, der wird sie ohnehin nicht finden. Der Landschullehrer ist in seiner Art so achtungswürdig, als der Director der berühmtesten Stadtschule; allein er lebt unter anderen Verhältnissen und in anderen Verbindungen. Er würde aufhören, der gute Schulmeister zu sein, wenn er zu vornehm würde. Nur muß er in seinem Kreise Achtung und Ehre genießen. Er muß keine erniedrigenden Geschäfte zu thun verbunden sein, wie z. B. Glocken ziehen, was jeder Bauerknabe thun kann; er muß nicht wie der Bediente des Predigers erscheinen; er muß, sobald er Sitten und Verdienste hat, eben so gut, wie dieser, einer Stelle an dem Tische des Edelmanns werth geachtet werden. In Stadtschulen gab es noch manche Ueberreste alter Observanzen, die den Schulstand herabsetzen, wenn er sich z. B. seinen Unterhalt vor den Thüren ersingen mußte, welches die Obrigkeit so leicht abstellen könnte. Auch steht er hier offenbar zu sehr hinter dem Predigerstande zurück. Die Prediger selbst würden sich ehren, wenn sie auf Abstellung solcher Verkehrtheiten antrügen, daß z. B. dem jüngsten Prediger bei feierlichen Gelegenheiten der ehrwürdigste Veteran von Schulmann, der vielleicht sein Lehrer war, nachtreten muß. Beide Stände sollten, selbst ihrer Aehnlichkeit wegen, auf völlig gleichem

Fuße stehen, und höchstens nach dem Alter rangiren. Bei höheren Gymnasien hat man wenigstens den Anfang gemacht, den Schulstand entweder durch Benennungen, welche höhere geistliche oder akademische Würden bezeichnen, zu heben, oder ihm Sitz und Stimme in höheren Collegien anzuweisen. Dies ist vernünftig und nützlich. Akademische Titel sind die bedenklichsten; sie verleiten so leicht, sich des Schulamtes zu schämen, und zum großen Nachtheil der Lernenden einen akademischen Lehrton da anzunehmen, wo es auf ein gründliches Treiben der Elemente ankommt, und Schüler auf eine Art zu behandeln, die Studentendünkel zur Folge hat."

Der Schullehrerstand würde auch dadurch sehr gewinnen, wenn so manche Ephoren, Scholarchen und Patrone ihn auch äußerlich zu schätzen nicht unterleßen; allein die meisten können sich durchaus nicht entwöhnen, Schulmänner ganz wie Untergebene zu behandeln, und zwischen einem erfahrenen und verdienten Schulmanne und einem jungen Candidaten des Predigtstandes kaum einen Unterschied zu machen. Der Ephorus und der Scholarch sollten ihre Dienstpflicht nur dahin ausdehnen, den gewissenhaften und geschickten Schulmann in seinen Rechten zu schützen, ihm sein Amt zu erleichtern, seine Vorschläge anzuhören und wo möglich zu befördern und auszuführen, und über die Oekonomie und Polizei der Schule zu wachen. — Aber auch die Lehrer unter sich müssen, wenn sie das Gute, den Zweck der Schule fördern wollen, ein gemeinsames Interesse binden, welches Interesse aber erst dann erwachen kann, wenn jeder Lehrer sich als ein freier und thätiger Mitarbeiter an dem Wohle des Ganzen, nicht als eine bloße Lehrmaschine betrachtet. Er muß darauf rechnen dürfen, daß auch seine Stimme gehört werde, sobald von allgemeinen Angelegenheiten die Rede ist. Hieraus

würde also, wie in den Staatsverfassungen, eine Regierungsform nothwendig, nur die Art der Regierung, ob die Einheit der Mehrheit vorzuziehen sei, müßte hier erst erwogen werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Einheit des Planes und die Kraft in der Ausführung durch zu viele Personen von gleichem Ansehen allemal leidet, und daß selbst da, wo es den Schein hat, als regierten Hunderte, gewöhnlich nur Einer oder Wenige regieren. Daher scheint es für die Schulen vortheilhaft zu sein, wenn sich die Regierung des Ganzen in den Händen eines Mannes — Director, Rector, Aufseher — befindet, der entscheidet und ausführt. Allein diese Regierung muß eingeschränkt sein, wenn sie nicht entweder zum Despotismus, oder wenn der Erste im Schulstaate Gutes zu wirken keine Fähigkeit und gleichwohl Gutes zu wirken Macht hat, zum Verfall der Schule führen soll. Jede Schule muß daher ihre Constitution haben, worin die Rechte und Pflichten eines jeden Mitgliedes des Schulsenats genau bestimmt sind, und wenigstens den Lehrern, welche einige Erfahrung haben, ein Stimmrecht bei Allem, was zum allgemeinen Besten dient, eingeräumt, der Rector aber von einer zweckmäßig organisirten Schulcommission abhängig, und für Alles, was er allein thut, verantwortlich gemacht wird. Wo in den Schulein eine solche Constitution fehlt, oder wo sie fehlerhaft ist, da muß sie entworfen oder abgeändert werden; welches nirgends besser gelingt, als wo Lehrer einer Schule sich hierüber selbst vereinigen, und was da nicht ausbleiben wird, wo reines Interesse für das Beste der Schule alle andere kleinliche und selbstsüchtige Leidenschaften verdrängt hat. Die Schulen befinden sich daher bei constitutioneller Verfassung am allerbesten; und wenn der Unterricht nicht mehr an eine einzelne Klasse gebunden ist, so entsteht schon dadurch mehr Gleichheit

unter den Lehrern, und mehr Fähigkeit, das Ganze zu übersehen, da nach der jetzigen, fast durchgängigen Einrichtung der Lehrer der ersten Klasse von den übrigen Klassen durchaus gar keine Kenntniß hat und haben kann. Dabei können die oben angeführten Namen von Director, Rector, Conrector, Subrector ꝛc. immer bestehen; auch kann die Erhöhung mit Gewinn für die Einnahme verbunden sein, wenn nur kein verächtlicher Nebenbegriff irgend einer Schulstelle schon durch den Namen herabsetzt. Dieses Stimmrecht dürfte aber nicht gleich auch den jungen Lehrern ertheilt werden; auch wird ein bescheidener junger Lehrer, der noch gar keine Erfahrung, wenigstens keine Kenntniß der besondern Verfassung der Schule hat, dieses auch ohnehin nicht eher verlangen, als bis er sich hinlänglich mit dem Ganzen durch den Unterricht bekannt gemacht hat. Es ist daher zweckmäßig, daß sie ein Schul- und Probejahr haben, ohne sie jedoch dabei ganz von den Verhandlungen auszuschließen, sondern sie von Zeit zu Zeit daran Theil nehmen zu zu lassen, um auch ihre Meinung zu hören, wo sie Gelegenheit gehabt, Bemerkungen zu machen. Dieses ist selbst für den Director der Schule eine gute Gelegenheit, sie auch von Seiten ihres Urtheils kennen zu lernen.

Das zweite Haupterforderniß einer guten Schule ist ein bestimmter Lehrplan, ohne welchen Alles viel zu sehr der Willkür der einzelnen Lehrer überlassen bleibt. Dieses ist theils ein allgemeiner, theils ein besonderer. Der allgemeine bestimmt 1) die Gegenstände des Unterrichts, welche überhaupt in der Schule getrieben werden sollen; 2) das Zeitmaaß, welches für einen Jeden bestimmt ist, und die Stunden, in die eine jede Lection fallen soll; 3) die Lehrbücher, nach welchen der Unterricht zu ertheilen ist; 4) die Privatübungen und Arbeiten, welche von den

Schülern zu fordern sind. Von den Erfordernissen dieses allgemeinen Lehrplans in den einzelnen Gattungen von Schulen werden wir nachher sprechen. Ein Auszug davon sollte beständig an dem gangbarsten Orte der Schulen, vor den Augen der Lehrer und Schüler hängen, weil es für beide mancherlei Nutzen hat, zu wissen, was auch in andern Klassen getrieben wird. Der besondere Lehrplan muß die speciellen Instructionen für eine jede Klasse enthalten, und näher bestimmen: 1) die Lection selbst, 2) das Pensum, was innerhalb eines gewissen Zeitraumes geendigt werden muß, 3) die Arbeiten, womit die Schüler in und außer der Klasse zu beschäftigen sind, und die Gesetze, welche sie dabei zu beobachten haben; 4) die besondern Lehrbücher, und 5) wenn eine Schulbibliothek vorhanden ist, eine Nachweisung vornehmsten Hülfsmittel. Von dieser Instruction für jede Klasse, muß eine Abschrift so lange in den Händen des Lehrers sein, als er die Klasse hat. Uebernimmt sie ein Anderer, so sei das Erste, daß sie ihm übergeben werde. Aus diesem Instructionsplane soll der Lehrer weder die Materie, noch die Form seines Unterrichts erst lernen, sondern sie soll ihm nur das Verhältniß seiner Klasse zu den übrigen Klassen genau bestimmen, und eine Anzeige enthalten, welche Grenzen er seinem Unterrichte zu stecken, wie viel Zeit er habe, was die Erfahrung in Ansehung der Beschäftigungen der Schüler als das Nützlichste gelehrt habe. Wenn ein jeder Lehrer hinter dieser Instruction die Erfahrungen, welche er selbst bei seinem Unterricht gesammelt, niederschreibt, die Lehr- und Hülfsmittel, die ihm besonders zu Statten gekommen, anmerkt, von bewährt gefundenen Methoden Auskunft giebt, so würden diese Instructionsbücher nach und nach einen Schatz von pädagogisch-methodischen Bemer-

kungen enthalten, welche zu den Reichthümern einer Schule gezählt zu werden verdienten.

Sowohl die Tagesstunden für jede Lection, als auch die Lehr- oder Schulbücher bestimmt der Lehrplan. Bei den Tagesstunden ist besonders die Gesundheit zu berücksichtigen, daher die Lehrstunden unmittelbar nach der Mahlzeit sowohl für Lehrer und Lernende unbequem und drückend sind. Die Erhaltung guter Ordnung in den Lehrstunden erfordert ein gutes Tageslicht, besonders bei stark besetzten Klassen, damit der Lehrer das Ganze genau übersehen kann. Daher müssen Schulen geräumige, mit keinen hohen Nebengebäuden besetzte Höfe haben, damit das Licht gehörig durch die Scheiben falle, die wo möglich groß sein müssen. Auch müssen die Schulzimmer, um jede Störung von außen zu vermeiden, nach dem Hofe herausgehen. Die Schulstunden so zu geben, daß Erleuchtung nothwendig ist, ist nicht zu empfehlen. Da die Geistesthätigkeit gewöhnlich in den Morgenstunden größer, als in den spätern zu sein pflegt, so müssen auch diejenigen Gegenstände des Unterrichts, die diese besonders in Anspruch nehmen, in den Vormittagsstunden vorgenommen werden. Was die Beschaffenheit der Materie anbetrifft, so muß man, so viel es sich thun läßt, um die zu plötzlichen Uebergänge von einer zur andern zu vermeiden, und anstrengendere Verstandesübungen mit Gedächtnißübungen oder mehr mechanischen Beschäftigungen abwechseln zu lassen, solche Gegenstände, welchen nur einige Stunden der Woche gewidmet sind, nicht durch die Trennung der Tage zu sehr zersplittern.

Die Schulbücher kann keine Schule ganz entbehren; denn sie können selbst dazu beitragen, eine gewisse Regelmäßigkeit und das Eingreifen in den Plan des ganzen Unterrichts zu bringen. Bei einer Schule, welche veraltete Lehrbücher hat, ist eine Re-

vision derselben ein dringendes Bedürfniß, weil es weit schlimmer ist, durch unbrauchbare den Lehrer zu binden, oder auf die Wissenschaft selbst ein verächtliches Licht zu werfen, als gar nichts über sie vorzuschreiben. Gerade die schlechtesten Schulbücher verleiten am ersten zu willkührlichen Abänderungen, welche nie bei öffentlichen Anstalten zu billigen sind. Bei der Einführung der neueren hat man vor allen ihren innern Werth und ihre wirkliche Brauchbarkeit zunächst in Anschlag zu bringen, und sich so wenig durch die Neuheit, als durch die Berühmtheit des Namens allein leiten zu lassen. Eine Schuldirection würde daher vorsichtig handeln, wenn sie die Erfahrungen solcher Lehrer, welche schon einmal darüber unterrichtet haben, zu Rathe zöge, oder allenfalls den Privatgebrauch eine Zeit lang begünstigte, ehe sie ihn durch öffentliche Einführung autorisirte. Dabei muß man aber auch auf die Wohlfeilheit des Preises, die innere Güte vorausgesetzt, bei der Wahl unter mehreren Schulbüchern Rücksicht nehmen, damit die Anschaffung nicht drückend für die Aermeren werde. Ohnehin sind wohlfeile Schulbücher sehr oft die besseren, weil sie kurz, gedrängt, dem Lehrer Stoff zu eigenen Betrachtungen übrig lassen; auch sind sie nicht, wenn es Ausgaben fremder Autoren sind, mit Noten überladen. Wenn eine Schule mit guten Schülbüchern versehen ist, so muß sie auch dabei bleiben; selbst wenn neu erscheinende Lehrbücher die durch Erfahrung bewährten überträfen, so ist doch eine zu häufige Abänderung nicht rathsam. Sie macht besonders junge Lehrer geneigt, Fehler zu finden, wo keine sind, um nur etwas Neues in den Händen der Schüler zu sehen. Am besten ist es, wenn sich die Directoren großer Schulen, besonders in den Provinzialstädten, mit den Verlagshandlungen der Schulbücher in Verbindung setzten, so würden sie bei einem nicht unbe-

deutenden Bedarf einen ansehnlichen Rabatt genießen, und auf diese Weise wäre es ihnen möglich, die Schulbücher den ärmeren Schülern um einige Groschen billiger zu lassen; denn diesen ist ja die Ersparniß einiger Groschen von großer Wichtigkeit und großer Wohlthat. Uebrigens muß der Lehrer seinen Vortrag auch nicht zu abhängig vom Lehrbuche machen; thut er dies, bindet er sich sklavisch daran, so kann man überzeugt sein, daß er mit seiner Methode selbst noch nicht recht auf's Reine gekommen ist, da es sich auch über jedes nicht ganz schlechte Compendium gut lehren läßt; denn es soll ja bloß ein Leitfaden für den Lehrer sein, keineswegs aber ihn an einen Vortrag binden; daher findet man auch gemeiniglich, daß sehr erfahrenen und geübten Lehrern das Lehrbuch ziemlich gleichgültig ist.

Das dritte Haupterforderniß der Schulen ist die Klassification der Schüler. Sollen Lehrer ihren Schülern nützlich, soll der Lehrplan gehörig befolgt werden, so ist die Anzahl der Lernenden, und wie sie geordnet und vertheilt werden, nicht gleichgültig. 1) Bildet sich jede zu große Summe von Menschen, eng mit einander verbunden, schwerer, als wenn die Gesellschaften kleiner sind; selbst da, wo das Lehrerpersonal mit der Menge steigt, ist doch die Uebersicht des Ganzen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. 2) Wäre es daher besser, die Klassen der Schulen so zu theilen, damit keine Klasse zu viel Schüler enthielte, wie dieses leider in großen Schulen der Hauptstädte der Fall ist, wo oft sechzig bis siebzig Schüler in einer Klasse sitzen, die von einem Lehrer unterrichtet werden; würden nun diese in zwei Abtheilungen gebracht, ohne den Unterricht zu verändern, so könnte jede Abtheilung von einem Lehrer leicht übersehen werden; so ist es aber unmöglich, und der faule Schüler hat hier immer Gelegenheit, sich hinter die Coulissen zu

ziehen, und also nichts zu lernen. Bei allen Schulen, oder vielmehr bei dem Bedürfniß so vieler Lehranstalten im Staate, und bei der großen Menge der Kinder, möchte dieses nun wohl nicht überall angehen; allein möglich ist es da, wo der Staat eigene Schulgebäude unterhält, und es ist unverantwortlich, wenn in dergleichen Gebäuden, die doch einzig und allein dem Schulzweck gewidmet sind, oft noch andere Personen zur Miethe wohnen und den größten und bequemsten Theil des Gebäudes inne haben; und da nun, wie billig, auch die meisten an der Schule angestellten Lehrer darin wohnen, so sind die eigentlichen Schulzimmer und die dazu nöthigen Bibliothek-, Modell- rc. Zimmer nur auf das Dürftigste eingeschränkt. 3) Eine jede Vermehrung der Abtheilungen, wodurch die Zahl der Schüler einer Klasse vermindert wird, ist daher ein Gewinn für das Ganze und für die Einzelnen; jede Zusammenziehung von mehreren Klassen ein Rückgang der Schule. 4) Die Abtheilung einer und derselben Klasse in mehrere Ordnungen, die aber gleichwohl zugleich unterrichtet werden, ist nur ein Nothbehelf, wenn die Schülerzahl dadurch vergrößert wird; ist sie aber gehörig beschränkt, so kann es nützlich sein, die Schüler, wenn es auch nur zwölf wären, nach ihren doch immer verschiedenen Kenntnissen in gewisse Abtheilungen zur Erweckung des Wetteifers zu bringen. Ist die Schule zugleich Erziehungsanstalt, so ist eine Verminderung der Anzahl oft vortheilhafter, als eine zu starke Vermehrung. Indessen ist von der andern Seite auch nicht abzuleugnen, daß die Frequenz einer Schule in einem großen Orte, wo es mehrere giebt, wohl für ihre Zweckmäßigkeit spricht; denn es zeigt von einem gewissen öffentlichen Vertrauen des Publikums, besonders da, wo, wie schon bemerkt, die Wahl zwischen mehreren Schulen frei ist; es muß daher dieses Vertrauen des Publikums von

Seiten der Lehrer nicht verscherzt werden, wie solches zuweilen geschieht, indem man glaubt, daß eine einmal im Rufe sich befindende Schule nicht mehr diese thätige und strenge Aufsicht nöthig hat, und wohl mit der Anstrengung und dem Fleiße etwas nachgelassen werden kann. Allein eine solche eingetretene Gleichgültigkeit gegen das Vertrauen des Publikums bestraft sich bald. Dabei wird aber den rechtlichen Schulmann schon sein eigenes moralisches Gefühl vor der Anwendung aller kleinlichen Mittel bewahren.

In der Klassification der Schüler beim Unterricht hat man bisher eine doppelte Methode befolgt. Man hat entweder gewisse, durchaus feststehende Schulklassen angenommen, wonach der Schüler in allen Lectionen zur ersten, zweiten, dritten 2c. gezählt wird, oder man hat ihn seinen eigenen Stufengang gehen lassen. Im letzten Falle hat man bloß auf die Summe von Kenntnissen, welche er sich in einer Sprache oder Wissenschaft erworben hat, gesehen, und diese von dem Maße seiner Kenntnisse in anderen Fächern unabhängig gemacht. Im ersten hat man entweder gefordert oder doch vorausgesetzt, daß er in allen gleichen Schritt halten müsse. So entschieden die Lectionsklassen, sagt Niemeyer, vor den feststehenden und durch alle Theile des Schulunterrichts durchgehenden Schulklassen einen bedeutenden Vorzug zu behaupten scheinen, so muß man doch gerecht genug sein, das, was sich für die in den meisten älteren und noch in vielen Schulen herrschend gebliebene Methode sagen läßt, nicht ganz zu übersehen. Bei den Gründen für die feststehenden Schulklassen — das ganze Chor der Schüler in eine bestimmte Zahl von drei, vier, auch wohl sechs, sieben und mehr Klassen zu theilen, und für jede dieser Klassen einen bestimmten Lehrplan festzusetzen — ging man, nach dem oben erwähnten Schriftsteller, wahrscheinlich von der Idee aus, daß jeder Schüler

von Jugend auf in derselben Schule unterrichtet werde, folglich von der untersten Stufe ausgehen müsse. Man nahm ferner als ausgemacht an, daß von jedem, der eine gelehrte Schule besuche, auch verlangt werden könne, daß er Alles, was in dem Kreise des Schulunterrichts liege, erlerne, und er möge künftig bestimmt sein, wozu er wolle, nichts, was einmal Theil jenes Unterrichts sei, unerlernt lasse. Man schloß endlich, der wahrhaft fleißige Schüler werde auch in allen fleißig sein, werde durch Fleiß, was ihm etwa an Talent für eine oder die andere Wissenschaft abgehe, ersetzen, und sonach in allen zu gleicher Zeit zur Versetzung in eine höhere Klasse reif, so wie im Falle des Unfleißes auch in allen denselben unwürdig sein. Da man nun überdies einer jeden Schulklasse auch einen eigenen Lehrer für alle Lectionen anwies, so meinte man, ein solcher werde eben dadurch seinen Schülern desto nützlicher werden können, weil er sie in allen Lectionen unterrichte, dadurch genauer kennen lerne, und jedem, wo es ihm etwa fehle, am besten nachzuhelfen im Stande sein. Unter den Schülern wird aber der Sinn für eine gewisse Klassenehre erhalten, und die Translocation wichtiger gemacht, wenn sie sich allezeit auf alle Lectionen zugleich bezieht. — Bei den getrennten Lectionsklassen sind folgende Gründe: 1) Leidet der Fall, daß die Schüler in jeder Art von Kenntnissen verhältnißmäßig gleich weit gekommen sein sollten, wenn sie in eine gelehrte Schule eintreten, zu viele Ausnahmen, um als Regel zu gelten; denn sie mögen durch bloßen Privatunterricht oder in einer Elementarschule vorbereitet worden sein, so wird man sie fast immer in einer oder der andern Art von Kenntnissen zurück finden, wenn sie auch in den übrigen noch so weit gebracht sein sollten. 2) Giebt in unseren gewöhnlichen Stadt- und Bürgerschulen entweder die Religionskenntniß, oder die lateinische

Sprache den Maßstab ab, nach welchem die Klasse, die man dem Eintretenden anweiset, bestimmt wird. Je mehr er aber darin geleistet hat, um so weiter ist er oft in allem Uebrigen zurück. Er wird so behandelt, als wäre er auch darin schon zu einer höheren Ordnung reif, weil er einmal als Tertianer, Quartaner 2c. im Latein, Tertianer und Quartaner in allen werden muß; und daher versäumt er oft, zum größten Schaden seiner ferneren Ausbildung, die Elemente anderer Sprachen und Wissenschaften. 3) Bei der Verschiedenheit der künftigen Bestimmung, die zum Theil wenigstens dem Schüler schon zeitig bekannt ist, bleibt es beinahe unmöglich, ihm ein Interesse für gewisse Theile des Schulunterrichts beizubringen, von denen er für die Zukunft nicht den geringsten Gebrauch einsieht. Muß er sie treiben, so treibt er sie nur mit Widerwillen, und die kostbare Zeit, die sich für viel nützlichere Gegenstände gewinnen ließe, geht verloren. Dazu kommt 4) daß es erfahrungswidrig ist, daß der Jüngling bei gleichem Fleiße in allem, was er lernt, auch gleiche Fortschritte machen könne. Wenn er nicht ganz mechanisch studirt, so wird er immer gewisse Fächer mit größerem; andere mit geringerem Interesse betreiben; sein Kopf wird Einiges schneller, Anderes langsamer fassen; es wird folglich die Versetzung in eine höhere Klasse in einer Lection ihm eben so nachtheilig sein, als das Zurückbleiben in der andern. 5) Endlich wird gerade die Verschiedenheit der Lehrer in den meisten Fällen Vortheile gewähren, welche sich nur in sehr seltenen Fällen bei einem Lehrer in allen Fächern erwarten lassen.

Hieraus würden nun als Resultat der Gründe für und wider die Lectionsklassen im Gegensatz der festen Schulklassen, die Ersteren das Uebergewicht behaupten. Da es auch sein entschiedenes Gute hat, wenn der Schüler in Allem, was er lernt, möglichst gleichen

Schritt hält, so würde es am besten sein, wenn man besonders bei denen, welche von der untersten Klasse an die Schule besucht haben, dahin arbeitete, daß sie in keiner Lection zurückblieben. Der Primaner und Secundaner muß es aber seinem Fleiße, und nicht der Unabänderlichkeit des Schulplans zu danken haben, daß er Primaner oder Secundaner in allen Lectionen ist. Sobald er es aber in einer Lection, verschuldet oder unverschuldet, nicht verdient, da bleibe er zurück; denn es ist sehr heilsam, daß er durch die niedere Klasse an seine noch unvollendete Ausbildung erinnert werde, da hingegen hohe Klassennamen seinem Dünkel schmeicheln würden, ihn aber in der Lection, worin er für eine höhere Klasse reif ist, zurückhalten, weil er in den übrigen noch unreif ist, wird in den meisten Fällen mehr schaden als nützen, weil es träge und verdrießlich macht.

Was das Aeußere des Schulwesens, als das Gebäude und dessen Einrichtung, die Lehrmittel 2c. anbetrifft, so hängt auch davon vieles des inneren Schulwesens ab. Schon das Lokal einer Schule kann zur Erreichung wichtiger Zwecke bei dem Unterrichte mitwirken; denn in planlos angelegten Schulgebäuden lag oft schon der Grund, daß manches Gute nicht schon um ein halbes Jahrhundert früher ausgeführt wurde oder werden konnte. Die Haupterfordernisse eines guten Schulgebäudes sind: 1) eine ruhige, gesunde und freie Lage; 2) weder zu große, noch zu kleine, weder zu hohe, noch zu niedrige Lehrzimmer, welche aber nur diesem Zwecke allein gewidmet sein dürfen; sie müssen mit der Zahl der Schüler, bei welcher ein gewisses Maximum stattfinden muß, und mit dem Hauptzweck des Vortrages, ohne Anstrengung des Lehrers, verständlich zu werden, in einem gehörigen Verhältniß stehen; 3) eine hinlängliche Anzahl von Lehrzimmern, um die Klassen in ein=

zelnen Fällen gehörig theilen zu können; 4) ein großer Versammlungssaal, oder wenn es sein kann, einige geräumige Säle zu verschiedenen Bestimmungen, wo bald die ganze Schule, oder doch mehrere Klassen bequem zusammen gegenwärtig sein können; 5) Ein Platz oder Garten hinter dem Gebäude, damit die Schüler auch zwischen den Stunden von Zeit zu Zeit freie Luft schöpfen und sich bewegen können; 6) anständige und gesunde Wohnungen für die Lehrer, insofern sie in dem Schulgebäude selbst wohnen müssen, welches aber, wenn dadurch mehrere Familien in einen engen Raum zusammengedrängt werden, nicht rathsam ist.

Die besondern Erfordernisse beziehen sich auf die Arten der Schule selbst. Eine jede macht ihre eigenen Einrichtungen nothwendig; allein keine ist so klein, auf welche nicht wenigstens die erste, zweite und fünfte Forderung anwendbar wäre. Wenn man oft nach den glänzenden Namen: Gymnasien, Lyceen, Athenäen 2c. gehen wollte, so würde man sich darunter ganz andere Gebäude vorstellen, als es oft wirklich sind, und selbst das Aeußere verdient nicht einmal eine solche Berücksichtigung, als das Innere, worin oft die Gesundheit der Lehrenden und Lernenden durch die dumpfen, feuchten, kellermäßigen Lehrzimmer, die man noch in vielen Gymnasien antrifft, auf's Spiel gesetzt würde. Es giebt an so vielen Orten öffentliche leerstehende Gebäude, welche mit wenigen Kosten in Schulgebäude umgewandelt werden könnten, wenn nur die den Schulen vorgesetzten Behörden ernstlichen Willen zeigten. Niemeyer sagt: „Schulpatrone, die es dulden können, daß das wichtigste Haus der Stadt, der Bildungsort der künftigen Staatsbürger, einem Kerker gleicht, erhalten recht geflissentlich ein Denkmal ihrer Schande."

Zur inneren Einrichtung gehören nicht Pracht und

Luxus, aber auch nicht Schmutz und Geschmacklosigkeit. Um Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit des nöthigen Geräths, der Tische, Bänke, Tafeln rc. zu erhalten, ist kein großer Aufwand, sondern nur ein wachsames Auge der dazu angestellten Personen nöthig. Am besten ist es, wenn die Lehrer auf den Ordnungssinn der Schüler wirken und solchen erwecken können, damit sie nicht muthwillig verderben, beschmutzen, zerschneiden, zerstören und auch in der äußern Reinlichkeit und dem guten Geschmack einen Ruhm der Schule setzen. Ganz verhindern läßt sich freilich diese Zerstörungssucht nicht, weil sie der Jugend eigen ist, wohl aber kann eine gute Schulpolizei vieles verhindern, besonders durch Beschäftigung der Schüler in den Klassen, damit sie die Langeweile nicht dazu bringt; und dann dadurch, daß der Zerstörer den Schaden von seinem eigenen Taschengelde ersetzen muß. Was die Stellung der Tische und Bänke anbetrifft, so ist wohl diejenige die zweckmäßigste, bei welcher der Lehrer von allen Seiten hindurchgehen, und Alles, was vorgeht, genau beobachten kann.

Eine Büchersammlung sollte jede, auch noch so kleine Schule haben. In Landschulen müßte diese Bibliothek, welche nur ein sehr geringes Kapital erforderte, zum Inventarium der Pfarre gehören, und von dem Prediger in Verbindung mit dem Schullehrer wenigstens jährlich um ein Paar Schriften vermehrt werden. In Bürger- und Gelehrten-Schulen ist ein eigener Bibliothekar aus den Lehrern zu wählen, der aber nach einer bestimmten Instruction die Fonds verwenden, und nicht, wie so häufig geschieht, seinen Privatneigungen in der Bereicherung einzelner Fächer auf Unkosten anderer folgen darf. Alles kommt bei einer solchen Schulbibliothek auf ihre Brauchbarkeit für den Schulzweck an. Weder die Menge, noch die Seltenheit und Sonderbarkeit

der Bücher giebt ihr einen Werth. Die Hauptschriften über Pädagogik und Didaktik, nebst den Hülfsquellen derjenigen Theile des Unterrichts, welche in der Schule getrieben werden, müssen überall die Hauptfächer sein. Ist der Fonds der Schule so ansehnlich, oder kann sie sich ihn durch ihre Schüler verschaffen, daß neben der Bibliothek zum Gebrauch der Lehrer, auch eine Sammlung sogenannter Lesebücher für die Lernenden angelegt werden kann, so wird dadurch der wichtige Zweck, die Jugend vor einer ungewählten Leserei zu bewahren, wenn nicht ganz erreicht, doch befördert werden. Auch andere Sammlungen, als von Naturalien, Modellen, Instrumenten, Landkarten &c. sind nicht minder wichtig. Nicht jede Schule bedarf eines gleichen ansehnlichen Vorraths; allein in keiner sollte es an einigen dieser Lehrmittel fehlen. Ihre Herbeischaffung hat nicht so große Schwierigkeiten, als man es gewöhnlich glaubt. Die einheimischen Fabriken, Manufakturen, Künstler und Handwerker liefern gewiß gern dergleichen kleine Beiträge für eine Schulsammlung; die Produkte der Gegend lassen sich von den Schülern selbst sammeln; auch die Materialisten und andere Waarenlager in den kleinsten Städten liefern viele dazu brauchbare Gegenstände.

Das fünfte Haupterforderniß ist die Beförderung der körperlichen und sittlichen Cultur, neben der Cultur des Vorstandes. Körperliche Erziehung ist eigentlich, ihrem positiven Theile nach, mehr eine Aufgabe für Erziehungshäuser; allein negativ kann jede Schule dafür sorgen, wenn die Luft, in welcher der Schüler einen so beträchtlichen Theil des Tages athmet, rein ist; wenn Alles, was in der Stellung des jugendlichen Körpers der freien Lage und Entwickelung seiner Glieder nachtheilig werden kann, vermieden, und ihre Regsamkeit nicht durch unnatürlichen

Zwang gehemmt wird; wenn man den Schülern vergönnt, nach einer oder einigen Lehrstunden ihren Ort zu verändern, und wo möglich die freie Luft unter gymnastischen Bewegungen zu genießen; wenn man die Lehrstunden zweckmäßig ordnet; wenn man endlich in den Anforderungen an junge Leute, besonders in den Jahren ihres besten Wachsthums, mäßig ist, und keine Veranlassung giebt, daß sie sich den gerade dann so unentbehrlichen Schlaf abbrechen oder die nöthige Bewegung und Aufheiterung versagen. — Was die sittliche Bildung der Schüler betrifft, so muß der Lehrer keine Gelegenheit unbenutzt lassen, die guten moralischen Anlagen der Zöglinge auszubilden und ihr Gefühl für Religion wecken, welches nicht bloß bei dem Religionsunterricht geschehen muß, sondern auch bei jeder andern Gelegenheit. In den Zeugnissen, worin der Schul- und häusliche Fleiß eines Jeden bemerkt wird, muß auch das sittliche Betragen bemerkt, und wenigstens von Zeit zu Zeit darüber geredet werden. Niemeyer schlägt vor, von Zeit zu Zeit, am besten des Sonntags, bloß auf die Jugend berechnete Vorträge und Gespräche über moralische Materien zu halten, wovon er sich einen großen Nutzen verspricht; denn da alle diese Mittel darauf abzwecken, das Gefühl und den Charakter zu veredeln, so wird dadurch am sichersten auf die Verbesserung des herrschenden Tons gewirkt; wenigstens würde sich davon weit mehr Nutzen erwarten lassen, als von dem zu frühen Besuche der Kirchen, welches eine der Ursachen der Gleichgültigkeit dagegen in reiferen Jahren ist. Man könnte in solchen sonntäglichen Schulversammlungen nach Beschaffenheit der Lehrlinge, recht eigentlich eine Religion und Moral, wie sie die Jugend bedarf, vortragen, und auf ihre Gesinnungen wirken; so lernten sie die Bestimmung des Sonntags kennen, ohne davon gedrückt zu wer-

den. Muster davon haben wir von Salzmann, Resewitz, Dolz, Niemeyer &c.

Das sechste Haupterforderniß sind die positiven Beförderungsmittel des Fleißes und der Sittlichkeit, nämlich Schulgesetze und Schuldisciplin. Ohne Gesetze kann keine Schule bestehen, wenigstens keine öffentliche vom Staate ausgehende. Sie müssen nicht nur dem eintretenden Schüler bekannt gemacht und gehörig erklärt werden, sondern auch zu bestimmten Zeiten, am besten bei Eröffnung eines neuen Lections-Cursus, etwa halbjährig, erneuert werden. Diese Gesetze betreffen nun das sittliche Betragen, den Fleiß und die Regelmäßigkeit in Hinsicht auf die Schulverhältnisse; auch sollten sie, wenigstens allgemein, die Folgen der Beobachtung und Uebertretung bestimmen; und das, was man die Schulzucht oder Schuldisciplin nennt, sollte der beständige Nachhall dieser Gesetze sein, sagt Niemeyer. Je natürlicher die Belohnungen und die Strafen sind, desto besser. Sowohl durch die Art der Belohnungen, als der Bestrafungen kann sehr viel für die Veredlung der Schüler gewonnen, durch sie unendlich viel verdorben werden. Alle Auszeichnungen durch Ehre sind mit großer Vorsicht anzuwenden; denn sie können leicht den Ehrtrieb bis zur unmoralischen Leidenschaft verstärken, und der Fleiß wird zu leicht das bloße Produkt der Ehrsucht und der Eitelkeit. Niedrige Strafen machen dagegen auch niedrig und schlecht. Die barbarische Schulzucht der vorigen Jahrhunderte, welche hier und da alle Vorstellungen überstiegen hat, war die Ursache der Menge sklavischer Seelen, die aus den Schulen hervorgingen, auch erdrückte sie manchen aufstrebenden Geist. Ueberhaupt scheinen neuere Erfahrungen zu beweisen, daß sich die Kinder aller Stände ohne körperliche Züchtigungen erziehen lassen, und daß sie ein einziger Tadel

oder Herabsetzung empfindlicher strafen kann, als den Hartgestäupten die schmerzlichste Körperstrafe. Was nun die auf den Ehrtrieb Beziehung habende Strafen anbetrifft, so ist dabei Folgendes zu bemerken: 1) Wenn bei dem Bewußtsein, unrecht gethan zu haben, schon die natürliche Scham sich stark genug äußert, so verstärke man sie nicht. Es ist sogar oft wirksamer, wenn Kinder bemerken, daß man ihnen die Beschämung ersparen wolle. 2) Bei guten Gemüthern, die für edlere Empfindungen empfänglich sind, muß auch die Beschämung weit schonender sein. Man sei mäßig im lauten Tadel, sonst macht man zaghaft oder mürrisch, bitter oder gleichgültig. Die Beschämung muß häufiger und mit mehr Strenge geschehen, je weniger Gefühl man findet. Schimpf und Schande gehören nur für ganz verwahrlosete Gemüther; man verwahrloset aber die besseren, wenn man damit so freigebig ist; es entsteht Gleichgültigkeit dagegen. Mißhandelte Ehrliebe giebt dem Erzieher Haß und Verachtung zum Lohn. Alle Beschämungsmittel, die an sich etwas Unedles, selbst mit der Würde des Erziehers Contrastirendes haben, Leidenschaftlichkeit verrathen, oder zu raffinirt sind, oder zu lange fortstrafen, schließe man gänzlich aus. Dahin gehören a) alle niedrigen oder doch übelgewählten Schimpf- und Scheltworte, die manchem Erzieher zur andern Natur geworden sind; alle niedrigen z. B. aus der Pöbelsprache entlehnte Ausdrücke; alle unedlen oder doch übelgewählte Vergleichungen, die wohl gar eine Ungerechtigkeit gegen ganze Menschenklassen enthalten, z. B. der Bauernstand oder gewisse Provinzen, mit denen man die Idee von grob, ungeschliffen verbindet. b) Alle sonstige Beschimpfungen durch Schandbilder; alles Preisgeben des Straffälligen an den Hohn seiner Mitschüler; alle Züchtigungen, die den Gezüchtigten noch dem Gelächter aussetzen.

Wenn man einen Strafwürdigen beschämen muß, wie bei manchen Gemüthern unvermeidlich ist, nehme man auch, wo mehrere Zöglinge sind, auf den Eindruck Rücksicht, den es auf sie machen wird. Das natürliche Mitleid besticht oft ihr Urtheil, oder sie fühlen sich mit gedemüthigt. Man schone daher, wo man kann, ihre Empfindlichkeit, die schon an sich etwas Gutes ist, und beschäme lieber nicht in ihrer Gegenwart.

Was nun die Belohnungen durch Befriedigung des Ehrtriebes betrifft, so ist hierbei Folgendes zu merken: 1) Je mehr sich die Belohnungsmittel dieser Art den natürlichen Folgen guter Handlungen nähern, um so besser sind sie. Achtung, Liebe und Vertrauen ist ihr natürlicher Lohn; diese gefunden zu haben, darin lerne der Zögling seine Ehre suchen; denn je mehr der Charakter sich schon wirklich zu den Fehlern, welche aus dem irregeleiteten Ehrtriebe entstehen können, hinneigt, desto sparsamer muß man in Anwendung desselben sein. 2) Man sei überhaupt haushälterisch mit dem Lobe, besonders in Gegenwart der Zöglinge; denn nichts besticht sie leichter, nichts härtet sie leichter ab, als dieses immerwährende Leben; sie glauben am Ende wirklich, daß sie die Stufe der Vollendung schon erreicht haben, und vernachlässigen sich dann gänzlich. Häufiges Lob in's Angesicht ist Gift für das junge Herz; denn es verführt zu unmäßigem Selbstdünkel, zu übertriebenen Erwartungen, zur Erschlaffungen; es macht störrig und spröde gegen nöthige Erinnerungen. Es ist auch ganz begreiflich, daß wenn man Kinder schon in ihren früheren Jahren „edel", „vortrefflich", „meisterhaft" nennt, was soll dann für den Jüngling übrig bleiben? Wie klein muß ihr Begriff von edlen, vortrefflichen Menschen sein, die man in der Geschichte ihnen aufstellt, wenn sie diese Prädikate schon selbst zu verdienen gewohnt sind?

Bei einer verwilderten Jugend ist es nöthig, schon früher durch die That, als durch öffentliche Ankündigung zur edleren Behandlung überzugehen. Allein man darf nicht in den entgegengesetzten Fehler fallen. Eine schlaffe Disciplin, stetes Nachgeben, weichliches Schonen und Vergünstigen der Ausnahmen vom Gesetz, parteiische Rücksicht auf Stand und Vermögen, ist das größte Uebel, das eine Schule treffen kann. Disharmonie der Handhaber der Gesetze ist ihr sicherer Ruin.

Gute Schulgesetze müssen 1) deutlich; 2) kurz und bestimmt; 3) nicht in großer Anzahl; 4) muß ihr Ton ernst, aber human, und 5) wo der Grund des Gesetzes dunkel ist, die Vorschrift motivirt sein.

Der junge Staatsbürger darf in der Schule durchaus nicht anders, als außer derselben erzogen werden; der einzige Unterschied liegt nur in dem Zusammensein Mehrerer. Eine Schule ist als ein Staat im Kleinen zu betrachten, und daher giebt es auch, wie im Staate, ein Gesetz darin, und da dieses der Schüler, wie der Bürger kennt, so kann er es selbst wohl nicht ungerecht finden, wenn er nach dem Gesetze auch da gerichtet wird, wo seine Handlung an sich mehr illegal, als Folge eines bösen Willens, oder unmoralisch war. Es ist aber dennoch nicht gut, mit einzelnen Gesetzen, besonders solchen, bei deren Uebertretung die Absicht die Moralität bestimmt, positive Strafen unabänderlich zu verbinden; denn da, wo mehr Trägheit, Unordnung, Vergeßlichkeit der Ursache des Fehlers ist, hat es weniger zu bedeuten. Gerecht behandelt zu werden, ist eine der frühesten Forderungen des Menschen, die sich schon im Kinde regt, und mit der sich bildenden Vernunft immer stärker wird, und daher ist Belohnung und Bestrafung die wichtigste Aufgabe für den Lehrer, weil seine Achtung bei den Schülern daran hängt; er kann durch ein willkürli-

ches Benehmen wohl Furcht, aber nie Achtung erzwingen. Uebrigens ist es gewiß, daß es noch genug Lehrer giebt, die pöbelhafte Schimpfwörter, Ohrfeigen und andere Mißhandlungen zum Wesen des Schulmannes rechnen. Aber auch eine zu erschlaffende Disciplin ist nicht zu empfehlen; sie gehört zu den Mißverständnissen der neueren Pägagogik. Niemeyer sagt: „Daß in niederen Schulen die Kinder durchaus anders, als in höheren behandelt werden müssen, ist eine Meinung, welcher man nicht stark genug widerlprechen kann, sobald sie zur Geringschätzung der ärmeren Volksklassen führt; denn Niemand wird zum Sklaven geboren, also ist auch Niemand einer sklanischen Behandlung von Natur bedürftig. Man stumpft die Menschen gewöhnlich erst ab, um sie sklavisch behandeln zu können. Gerade in den niederen Ständen wirkt bewiesene Achtung und Aufmunterung oft stärker, weil sie weniger verwöhnt sind. Der Trieb, moralisch geachtet zu werden, ist dagegen bei den höheren Ständen oft unglaublich schwach."

Die Versetzung in höhere Klassen ist auch ein mächtiger Sporn für den jungen Staatsbürger, daher ist es bei einer großen Schule sehr gut, viele Klassen zu machen, damit dem Schüler viele Ziele gesteckt werden können; selbst die Theilung der Klassen in mehrere Ordnungen hat viel Gutes, indem dabei das Lehrerpersonal nicht so bedeutend vermehrt werden muß und doch dem Schüler eine Stufe zu ersteigen giebt. Was das Willkürliche in den Versetzungen in höhere, oder dem Zurückhalten in niederen Klassen betrifft, so ist dieses auf vielen Schulen ein Fehler ihrer Organisation, besonders der Einrichtung, nach welcher ein Lehrer das Monopol in einer Klasse hat. Erst wenn dieses Uebel gehoben ist, sagt Niemeyer, wird sich hoffen lassen, daß jeder Translocation eine gemeinschaftliche Ueberlegung sämmtlicher Lehrer vorhergehe.

In Schulen, wo nur ein Lehrer ist, bleibt es diesem freilich allein überlassen.

Die Schulprüfungen sind ein vorzügliches Mittel, Lehrer und Lernende zu größerer Thätigkeit anzuspornen; allein um diesen Zweck ganz zu erreichen, muß auch die ganze Einrichtung zweckmäßiger sein, als man sie auf den meisten Schulen findet. Es muß alle und jede Art der Täuschung der Zuhörer dabei gänzlich wegfallen. Daher sollte keine besondere Vorbereitung auf das Examen vorhergegangen sein, weil man nicht wissen will, ob der Schüler in der letzten Zeit, sondern ob er überhaupt aufmerksam und fleißig gewesen sei; noch weniger darf dem einzelnen Schüler vorhergesagt oder wohl gar aufgeschrieben werden, welche Fragen man ihm vorlegen werde, welche Antworten er geben solle, welchen Mißbrauch man noch hin und wieder auf niederen und hohen Schulen antrifft. Ferner müssen nicht bloß die guten Köpfe, die dreisten und geschwätzigen Antworter hervorgezogen werden, sondern auch die Uebrigen, die dem Lehrer keine Ehre bringen; denn man will nicht die Köpfe, sondern den Fleiß kennen lernen; auch muß der Examinirende nicht sich, sondern seine Schüler hören lassen. Man muß auch nicht eigensinnig auf die Beantwortung einer jeden einzelnen Frage bestehen, sondern nur zu erforschen suchen, ob der Schüler überhaupt gut gefaßt, ob er deutliche Begriffe, ob er eine Uebersicht im Kopfe, ob er mit Verstand und Geschmack gelesen habe, ob er Grund und Rechenschaft von seinem Wissen geben kann. Schon dadurch wird das Examen nicht zur bloßen Gedächtniß-, sondern auch zur Verstandes-Uebung und Prüfung werden; denn da hier nicht bloß von dem Auswendiggelernten die Rede ist, welches übrigens auch einen Theil des Examens ausmachen kann, so wird der fähige Schüler Anlaß genug erhalten können, seine höheren See-

lenkräfte zu entwickeln. Auch da die Prüfung vor einer Versammlung fremder Personen geschieht, so wird man um so eher gewahren können, welche Schüler sich durch Nachdenken, Scharfsinn, Gegenwart des Geistes 2c. auszeichnen.

Um einer Täuschung bei einer Schulprüfung vorzubeugen, hat man vorgeschlagen, fremden Personen das Recht, zu prüfen, zu übertragen. Dieses ist nun wohl in einzelnen Fällen von Nutzen; allein doch nicht als allgemeine Regel anzurathen; denn der Lehrer bleibt immer der geschickteste Examinator, weil er am besten weiß, wie viel er von seinen Schülern fordern darf, und selbst auf die verschiedenen Fähigkeiten und den bemerkten Fleiß und Unfleiß in Fragen Rücksicht nehmen kann, ohne deshalb Parteilichkeiten zu begehen; denn seine Schüler haben sich schon an ihn — seine Sprache, seine Manier, seine Winke, gewöhnt, und können leicht durch einen fremden, den sie zum ersten Male hören, verwirrt werden. Ueberhaupt sind nur wenige Menschen dazu geeignet, die Jugend zu prüfen, theils weil ihnen die Kenntnisse, worauf es gerade ankommt, nicht gleich bei der Hand sind, oder weil es ihnen ganz an einer katechetischen Methode fehlt, welches man oft bei den Gelehrtesten am meisten antrifft; sie werden sich daher in dem Kreise der allertrivialsten Fragen herumdrehen, oder so dunkel werden, daß sie die Schüler durchaus nicht verstehen können. Eher ist zu billigen, daß einem oder dem andern Zuhörer die Wahl des Lehrstückes überlassen werde. Schon dadurch könnte viel Verdacht einer Täuschung wegfallen. Am allersichersten bleibt es, sich auf die Ehrlichkeit und den sittlichen Charakter des Schulmannes zu verlassen.

Die Schulprüfungen selbst werden in öffentliche oder Privatexamina getheilt; zu jenen pflegt Jedermann, zu diesen nur mit der Schule in enger Berüh-

rung stehende Personen eingeladen zu werden. Welche von beiden den Vorzug verdienen, ist schwer zu entscheiden. Die bloße Anzahl von Menschen, wenn sie nicht aus urtheilsfähigen Richtern besteht, wirkt auf die Zöglinge, besonders in gelehrten Schulen, wenig; nur das Einzige, welches aus der öffentlichen Prüfung hervorgehen könnte, ist, die Schule mehr zum Gegenstande eines allgemeinen Interesses zu machen. Ist von der öffentlichen Prüfung aber gar kein wesentlicher Nutzen zu ziehen, weil das Publikum entweder gar kein Interesse daran nimmt, und bloß einzelne Gaffer als Repräsentanten desselben erscheinen, oder weil zu wenig Menschen in der Nähe sind, die wirklich urtheilen können, so ist es jederzeit rathsam, sich auf den engeren Schulkreis einzuschränken, aber dennoch dem Prüfungstage eine gewisse Feierlichkeit zu geben. Dergleichen Prüfungen werden auch gewöhnlich strenger gehalten, daher werden auf manchen Schulen neben den jährlichen oder halbjährigen öffentlichen Prüfungen, vierteljährige Privatexamina mit weit mehr Nutzen gehalten. Damit auch unter den anwesenden unbeschäftigten jungen Leuten keine Störung entstehe, so werden sie in Abtheilungen gebracht, auch wohl, was noch besser ist, die unteren Klassenschüler zur Prüfung der höheren gar nicht zugelassen, wohl aber diese zu jenen, weil sie schon Beurtheilungs-Fähigkeit besitzen, jene aber noch nicht. Man setzt daher, wenn die Schule ansehnlich ist, ein Paar Tage zur Prüfung an. In den meisten Schulen ist es auch gebräuchlich, die Diarien-, Schreib-, Zeichen-, Rechen- und Collectaneenbücher ꝛc. zur Ansicht auszulegen.

Unter die Beförderungsmittel des Fleißes und der Sittlichkeit gehören auch die Censuren und die Schulprämien. Man hat in neueren Zeiten besonders von den Censuren, in welchen bei gewissen

Abschnitten des Schulcursus jeder Schüler durch ein bestimmtes öffentliches Urtheil nach Verdienst gewürdiget wird, gute Wirkungen erwartet, weil der Schüler dadurrch selbst belohnt oder bestraft wird, und auch die Eltern mit in das Interesse der öffentlichen Erziehung gezogen werden, und nicht mit Unrecht; denn 1) hat die Erfahrung gelehrt, daß dergleichen Urtheile schon darum nützlich sind, weil sie die Lehrer in einer beständig regen Aufmerksamkeit auf ihre Schüler erhalten; 2) daß sie auf die Jugend in der höchsten bis zur kleinsten Schule sehr stark wirken; 3) daß an dieser Wirkung der angeregte Ehrtrieb vorzüglichen Antheil hat, unbeschadet des Charakters, da es von dem aufmerksamen Lehrer abhängt, wo sich ein dem Charakter schädlicher Ehrtrieb zeigt, ihn in die Grenzen des eigentlichen Zweckes der Censur, nur durch seinen Fleiß, seine Sittlichkeit geachtet zu werden, zurückzuführen; es kommt daher 4) Alles auf eine wohl überlegte Organisation der ganzen Censureineichtung an, bei welcher möglichste Einfachheit in dem Plane, strenge Unparteilichkeit, Humanität im Urtheil, ohne Schlaffheit, die Hauptgesetze sind. Am bedenklichsten sind 5) nach Niemeyer gewisse Arten von Belohnungen und Auszeichnungen, welche die Kinder nur zu leicht eitel machen, Erwachsenere hingegen gleichgültig oder sehr oft von ihnen gemißbraucht werden.

Der Zweck und die Einrichtung der Censur ist entweder bloß einfach, oder zusammengesetzt. Der einfache Zweck besteht in der Bekanntmachung des Schülers mit dem Urtheile, welches er sich bei seinen Lehrern durch seinen Fleiß und sein Betragen erworben hat. Er soll dadurch erinnert werden: ob er fortgerückt oder zurückgegangen, was ihm noch fehlt, und worin man mit ihm zufrieden ist. Diese Urtheile werden aus dem Conduitenbuche, welches eine jede gute

Schule, auch zum Nachsehen für die Vorsteher, über ihre Schüler halten muß, gezogen, und es wird ihnen das darin befindliche Urtheil entweder im Kreise der Mitschüler bekannt gemacht, oder den Eltern mitgetheilt. Damit aber auch Unparteilichkeit und Genauigkeit dabei herrsche, so müssen dergleichen Urtheile, wo mehrere Lehrer bei einer Klasse stehen, immer gemeinschaftlich besprochen und, wo es den Eltern schriftlich ausgefertigt wird, auch gemeinschaftlich unterschrieben werden. Auch muß sich das Zeugniß nicht auf bloße allgemeine Bezeichnungswörter, als fleißig, sittlich, tadelhaft rc., einschränken, sondern zeigen, in welcher Art sich das Gute oder Fehlerhafte bei diesem oder jenem äußere, um solches bis zur nächsten Censur zu verbessern, nachzuholen.

Eine solche Censur muß nun den Eltern vorgezeigt, und von diesen, oder dem Vormunde rc. unterschrieben zurückgebracht werden, damit sich der Ordinarius der Klasse überzeugt, daß die Eltern, Pflegebefohlenen rc. sie durchgesehen haben, dann erhalten sie die Eltern wieder zurück.

Zusammengesetzter ist der Zweck und die Einrichtung der Censur, wo außer der Bestimmung des persönlichen Werthes des einzelnen Schülers, auch sein Verhältniß gegen seine Mitschüler beabsichtigt wird, und eine Klassification nach Sitten- oder Censurklassen eingeführt ist. Diese Censureinrichtungen haben aber bedeutende Schwierigkeiten; denn die Bestimmung des Verhältnisses wird sehr mißlich, wo Moralität gewürdigt werden soll. Der redlichste Lehrer kann irren, und bloße Gesetzmäßigkeit entscheidet zu wenig über innern Werth; auch haben sie etwas Bedenkliches; denn die Versuchung oder die Gefahr, gegen Einen zum Vortheil des Andern ungerecht zu werden, liegt allzu nahe. Es entsteht dann unter denen, welche die Censur entworfen hatten, entweder

eine Fehlerjagd, oder ein Bemänteln oder Verheimlichen der Fehler derer, die sie in Schutz nehmen wollen. Der Schüler findet zu leicht auch da Ungerechtigkeit in der Klassification, wo sie höchst gerecht ist, weil man ihm die Gründe nicht immer sagen kann, warum man seine Mitschüler härter oder gelinder beurtheilt. Selbst wenn sich die Mitschüler unter einander ihren Rang anweisen sollten, wie man es hier und da versucht hat, mischen sich zu leicht Leidenschaften ein, und die Aufmerksamkeit wird zu sehr von der Censur auf die Censurstelle gelenkt, zumal wo die Eltern selbst weit mehr auf den Rang ihrer Kinder, als auf das Urtheil über sie achten, und so wird denn der Hauptzweck verfehlt. Wo daher eine solche Einrichtung noch nicht vorhanden ist, da wird ihre Einführung von erfahrenen Schulmännern widerrathen; aber wenn die Schüler an sie gewöhnt sind, könnte eine plötzliche Aufhebung schaden.

Bei der Publikation der Urtheile in der Schule oder bei dem Schulstaate müssen in Gymnasien die Schüler getrennt werden, das heißt, die Größern von den Kleinern, weil man oft den Erwachsenen etwas sagen muß, was für die Jüngeren zu früh kommt. Eltern darf nichts verborgen sein, was ihre Kinder betrifft, sonst kann keine Harmonie in die Erziehung kommen; nur sei man schonend bei dem Urtheile über ihre Kinder; denn Bitterkeit und Härte im Ausdruck sind kränkend und müssen von den Lehrern vermieden werden; man muß den Eltern nichts schriftlich geben, was man erforderlichen Falls ihnen nicht mündlich sagen würde. Fremden Zuschauern, welche die Neugier zu den Schulprüfungen treibt, dürfen diese Urtheile nicht mitgetheilt werden, weil darin eine Unbilligkeit gegen die Jugend, eine Unfreundlichkeit, sagt Niemeyer, gegen die Eltern hart getadelter Kinder, eine Nahrung für die Eitelkeit der Gelobten, und

ein unfehlbares Abstumpfen zwei zarter Gefühle, der Scham und der Bescheidenheit, liegt; nur Verbrechern liest man ihr Urtheil öffentlich vor. Für das große Publikum sind diese Urtheile gar nicht, obgleich sie hier und da in Schulprogrammen mitgetheilt werden. Ein mäßiges Lob und eine herzliche Aufmunterung für den abgehenden Guten, Stillschweigen von dem Schlechten, kann allerdings Gutes wirken. Lauter Tadel, Bekanntmachung der Schande nützt fast nie, schadet aber in den meisten Fällen, erbittert Eltern und Kinder, und hilft Niemand.

Das siebente Haupterforderniß ist die Sorge für die Erhaltung des Flors der Schule. Um nun diesen zu erhalten, ist zuerst eine bestimmte **Schulordnung** als Grundlage nöthig, zu deren Aufrechthaltung jeder Schulmann verpflichtet ist; nächstdem eine **Schul- und Klassen-Inspection**, verbunden mit einer regelmäßigen **Schulconferenz** unter den Lehrern und Aufsehern; endlich eine **beständige Schulcommission**, welche zur **Visitation** der Schulen mit gehörigem Ansehen versehen und beständig thätig ist, wo Klagen und Gebrechen entstehen, auf der Stelle abzuhelfen. Die **Schulordnung** bestimmt Alles, was zur Verwaltung der Geschäfte und Pflichten sämmtlicher zur Schule gehöriger Personen gehört; desgleichen worauf ein Jeder bei den ihm Untergebenen zu halten berechtigt und verbunden ist, wonach sich folglich auch die Eltern, welche der Schule Kinder anvertrauen, richten müssen. Sie setzt die Zeit des Unterrichts, den Anfang und Schluß der Lectionen, die längeren und kürzeren Schulferien fest. Sie ordnet an, wie es da gehalten werden soll, wo ein Lehrer durch Krankheit oder andere Zufälle abgehalten wird, seinem Amte ein Genüge zu leisten, damit die Jugend nicht leide, und wie selbst bei eintretenden Todesfällen alle Stockung der Geschäfte ver-

mieden werden kann. Diesen Schulordnungen sollte eigentlich pünktlich gefolgt werden; allein in vielen Schulen werden sie nur zu den Schulantiquitäten gerechnet, woraus denn die große Unregelmäßigkeit entsteht, womit in so vielen Schulen und Gymnasien der Unterricht besorgt wird; daher das willkürliche Aussetzen und Freigeben der Stunden bei dem geringsten Anlaß, das Spätanfangen und Frühschließen der täglichen Lectionen, die langen Abwesenheiten, die Nachlässigkeit in den Aufgaben und Correcturen der Arbeiten. Diese üblen Beispiele der Lehrer wirken auch auf die Schüler; sie erlauben sich dann eben so viele Abweichungen, und werden nie zur Ordnung gewöhnt, und doch sollen sie zu künftigen Geschäftsmännern erzogen werden. Es gehört daher bei großen Schulen zur Hauptpflicht des Aufsehers oder Rectors, darauf zu halten, daß diese Schulordnung streng befolgt werde, wozu ihm die Schul- und Klassen-Inspection und die Schulconferenz beständig Gelegenheit giebt; auch muß er der Schulcommission dafür zunächst verantwortlich sein. Bei kleinen Schulen ist es die Schulinspectoren. Eine obere Schul- und Klassen-Inspection ist bei jeder großen Schule nothwendig; durch sie wird der Lehrende und Lernende in gehöriger Thätigkeit gehalten. Der Klassenbesuch von Seiten der Inspection, und zwar zu unbestimmten Zeiten, ist besonders nützlich; denn die Schüler werden dadurch in einer guten Ordnung und oft in einer heilsamen Furcht erhalten. Die jungen Lehrer werden in Absicht ihrer Methode beobachtet, und man kann ihnen manchen lehrreichen Wink geben. Eine beständige Gegenwart eines Inspicienten bei dem Unterrichte eines jungen Lehrers ist nicht anzurathen. — Schulconferenzen sind wesentliche Einrichtungen einer Schule. Bei Landschulen würde zunächst der Prediger und der Schullehrer, von Zeit zu Zeit auch

der Inspector die Conferenz ausmachen; bei Bürger- und gelehrten Schulen sind die sämmtlichen Lehrer zur Conferenz zu ziehen. Niemeyer hält es für zweckmäßig, wenn zuweilen nur die Oberlehrer, und dann wieder alle sich versammeln. Von Zeit zu Zeit könnten auch die Ephoren den Vorsitz haben. Alle Gegenstände, die irgend einen Aufschub leiden, sollten das erste Mal bloß zur Deliberation vorgetragen, und erst das zweite Mal decretirt werden. Von jeder Conferenz ist ein Protokoll aufzunehmen, nachher allen Mitgliedern vorzulegen, und von diesen zu unterschreiben, damit das Beschlossene auch im Andenken bleibe. So wird Thätigkeit und Gemeingeist in einer Schule erhalten. Bei den Landschulen ist der Schullehrer dem Prediger, der Prediger dem Inspector, dieser dem Consistorium verantwortlich. Bei den Stadtschulen müßte die Schulcommission aus mehreren Sachkundigen; denn es ist sehr wichtig, daß zu Mitgliedern solcher Schulcommissionen nur sachkundige, gewissenhafte und thätige Männer gewählt werden; da nun diese drei Eigenschaften an keinen Stand gebunden sind, so ist es nicht nöthig, den geistlichen Stand allein für geschickt dazu zu halten, als ihn davon auszuschließen. — Durch kleine Schulschriften, Programme, kann oft manches Gute für die Schule selbst gestiftet, und ihren Bedürfnissen Publicität verschafft werden. Man benutzt entweder die Sitte, bei jährlichen Schulperioden irgend eine wissenschaftliche oder gelehrte Materie, die sich gerade zu einer kürzeren Abhandlung eignet, auszuführen. Auf diese Weise ist manche treffliche Schulschrift von gelehrten Schulmännern entstanden, und es ist sehr zu wünschen, daß dieser einer gelehrten Schule sehr angemessene Gebrauch nicht ganz abkomme, weil des Schulmannes Kenntnisse die Schule empfehlen; oder man handelt theils allgemeine pädagogische Gegen-

stände, theils specielle Materien mit Beziehung auf die Schule ab. Diese Art von Programmen sind häufiger geworden, seit durch Basedow das ganze Schulwesen mehr Publicität bekam; auch haben sie den entschiedenen Vortheil, daß sie, da deutsch geschrieben werden, dadurch eine allgemeine Theilnahme an der Schule erwecken, indem der Schulmann dadurch Gelegenheit bekommt, gegen seine Mitbürger offen zu sprechen, manche patriotische Wünsche zur Sprache zu bringen und ähnlichen Patriotismus zu wecken.

Um nun das Ganze des Schulwesens zu controliren, muß es einen letzten Vereinigungspunkt geben, von welchem die Direction des ganzen Schulwesens ausgeht, und dem in vorkommenden Fällen jede Schule verantwortlich ist, ein Landes-Schulcollegium. Diesem Collegium sind die provinciellen und städtischen Schulcommissionen untergeordnet und müssen ihm von allen wichtigen Angelegenheiten Bericht erstatten. Es bestätigt die anzustellenden Lehrer, sorgt vorzüglich dafür, daß verdiente Schullehrer im ganzen Lande weiter befördert werden. Ein solches Collegium darf kein anderes Interesse, als das allgemeine der Provinz, wie der Hauptstadt haben; es muß suchen an jedem Orte die mit der Sache und mit der Lokalität am besten bekannten Männer herauszufinden; es muß endlich die Bedürfnisse der Schule an den Regenten bringen und unmittelbar dazu mitwirken, daß die große National-Angelegenheit, die Erziehung der Staatsbürger, auch für ihn immer die wichtigste bleibe.

Eine Uebersicht des Zustandes der Land- und Bürgerschulen, wie er sich in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, mit Ausnahme Preußens, gebildet hatte, läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Im Oesterreichischen Kaiserreiche theilten

sich die Schulanstalten 1) in Volksschulen oder Trivialschulen, Elementarschulen zum Unterricht für Jedermann, die überall bestanden, wo ein Pfarrbuch gehalten wurde; Hauptschulen von 3 Klassen in vielen Städten und Märkten für junge Leute, die zu Künsten und Handwerken, zu dem niederen Handel oder für die Mittelschulen vorbereitet werden sollten; Normal- und Musterschulen von 4 Klassen in den Provinzial-Hauptstädten; Real- oder Bürgerschulen von 3 Klassen für diejenigen, welche sich den höheren Künsten, dem Handel und Wechselgeschäft, den herrschaftlichen und Staatswirthschaftsämtern, der Buchhaltung rc. widmeten; Mädchenschulen, sowohl Trivialschulen, wo die Mädchen mit den Knaben gemeinschaftlich Unterricht erhielten, als auch Schulen für Töchter der gebildeten Stände in den Hauptstädten, wozu auch die Klosterschulen, die Spitzenanstalt in Prag rc. gehörten; Industrieschulen zur Erlernung besonderer Arbeiten; Sonn- und Feiertagsschulen, besonders für Lehrlinge des Gewerbs- und Handelsstandes.

In Ungarn waren Primär- und Hauptschulen, die kleineren wurden National- oder Trivialschulen genannt. Im Jahre 1824 hatte Ungarn 9 Primär-, 86 Haupt- und viele Trivialschulen; ferner eine illyrische pädagogische Schule zu Zambar, und eine walachische pädagogische Schule zu Alt-Arad.

2) Gelehrte allgemeine Schulen, als Gymnasien oder Grammatikalschulen, Mittelschulen, die zwischen Gymnasien und Universitäten in der Mitte standen. — Im Königreich Böhmen waren 1817 37 Haupt-, 2563 Trivial-, 45 Mädchen-, 92 Industrie-, 2011 Sonntagsschulen, 10,606 eingeschulte Oerter, 357,647 in denselben schulfähige Kinder, 1073 uneingeschulte Oerter, 18,185 in denselben schulfähige Kinder, 284,721 die Schule besuchende

Kinder. Von beiden evangelischen Confessionen waren in dem genannten Jahre 3368 schulfähige und 3048 die Schule wirklich besuchende Kinder.

In Mähren und Schlesien waren 20 Haupt-, 1627 Trivial-, 12 Mädchen-, 3 Industrie-, 1548 Sonntagsschulen, 3033 eingeschulte Orter, 196,281 in denselben schulfähige Kinder, 66 uneingeschulte Oerter, 1294 in denselben schulfähige Kinder, 149,432 schulbesuchende Kinder.

In Oesterreich unter der Ens waren 18 Haupt-, 1008 Trivial-, 16 Mädchen-, 50 Industrie-, 107 Sonntagsschulen, 4479 eingeschulte Oerter, 111,191 in denselben schulfähige Kinder, 106 uneingeschulte Oerter, 4320 in denselben schulfähige Kinder, 101,922 schulbesuchende Kinder.

In Oesterreich ob der Ens, ohne den Salzburger, Inn- und Hausrückkreis, waren 5 Haupt-, 275 Trivial-, 3 Mädchen-, 2 Industrie-, 120 Sonntagsschulen, 2964 eingeschulte Oerter, 40,353 in denselben schulfähige Kinder, keine uneingeschulten Oerter, 32,787 schulbesuchende Kinder.

In Steyermark und dem Klagenfurter Kreise Illyriens waren 10 Haupt-, 456 Trivial-, 6 Mädchen-, 36 Industrie-, 242 Sonntagsschulen, 2630 eingeschulte Oerter, 45,026 in denselben schulfähige Kinder, 37,754 schulbesuchende Kinder. — In Grätz waren 1816 15 öffentliche Knaben- und Mädchenschulen, 6 bewilligte Privatschulen mit 1651 Knaben und 1778 Mädchen; davon waren in der Hauptmusterschule 550 Knaben und in der Mädchen-Hauptschule 237 Mädchen; 9 Sonntagsschulen mit 582 Schülern; Bürger-Bildungsanstalt mit 72 Schülern; Sonntagsschule für die Lehrlinge des Handelsstandes mit 40 Schülern. Im Grätzer Kreise waren im Jahre 1815 an 205 Orten Schulen; an 136 Orten eigene, an 9 Orten gemiethete und an 3 Orten un-

entgeltlich dargeliehene Schulgebäude; an den übrigen 58 Orten wird die Schule nur in Bauerwohnungen gehalten. In diesen 205 Orten wurden von eingeschulten Ortschaften 10,199 Knaben, 8616 Mädchen, zusammen 18,815, und von uneingeschulten Ortschaften schulfähige Knaben 4543, Mädchen 3817, zusammen 8360, beschrieben. Schulgehende Knaben waren 1187, schulgehende Mädchen 1537, zusammen 3724. Die schulfähige Jugend zählte also 27,205, die schulgehende 20,975 Kinder, folglich blieben auf dem Lande 6230 Kinder ohne Unterricht. In demselben Jahre waren im Grätzer Kreise auf dem Lande 140 Sonntagsschulen, die von 6364 Schülern besucht wurden, 25 Industrieschulen mit 713 Schülern. Im Jahre 1815 waren auf dem Lande 158 Lehrer oder Schulmeister und 69 Lehrgehülfen, ohne die Filial- oder bewilligten Seitenschullehrer. Musterschulen waren zu Rein, Wildon, Voitsberg, Radkersburg, St. Veit am Vogau, Straden, Gnas, Altenmarkt, Friedberg, Birkfeld, Bischelsdorf, Kirchberg an der Raab- Hauptschulen zu Vorau und Gleisdorf; überhaupt an 32,000 schulbesuchende Kinder, ohne die Schüler des Gymnasiums und Lyceums in Grätz.

In Ungarn waren für den Volksunterricht 2689 National-, 84 größere Volks- und 9 National-Musterschulen mit 51 Lehrern. Jede Dorfschule stand unter der Aufsicht des Pfarrers, und in den Schuldistrikten waren Aufseher angesetzt, die unter den obern Studien-Directoren standen. Im Jahre 1791 waren in Ungarn bei allen katholischen Schulanstalten 3561 öffentliche Lehrer und Beamte; bei den Lutherischen 629 Lehrer, bei den Reformirten 1600, bei den nicht unirten 1226, bei den unirten 382, bei den Juden etwa 100 Schulhalter. Von den katholischen Vernacular- (National-) oder Elementarschulen waren in Ungarn und Croatien 91, an

denen 237 Lehrer, meistens weltlichen Standes, unterrichten, unter denen auch die Präparandenlehrer zur Bildung von Schullehrern zu Ofen, Kaschau, Raab, Großwardein, Presburg, Fünfkirchen, Temesvar, Groß-Caroly und Agram begriffen waren; von ihnen waren die zahlreichen Trivialschulen unterschieden, zu denen man, außer den Dorfschulen, gewöhnlich auch die Schulen in den Vorstädten größerer Städte zählte. Im Großwardeiner Bezirk 1821 37,860 Schüler der Vernacularschulen; im Raaber Bezirk 5680 Schüler in den Primair-, Vernacular- und National- und 50,689 in den Trivialschulen. Die Lehranstalten des katholischen Kaschauer Schulbezirks, mit Ausschluß der Normal- und der evangelischen Lehranstalten, hatten 1821 4146 Zöglinge.

In Gallizien waren 2 Real-, 33 Normal-, 21 Mädchen-, 346 Trivial- und 974 Elementarschulen.

Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche befanden sich auch in den kleinsten Gemeinden Schulen, die mittelst einer Abgabe von den Gutsbesitzern der Gemeinden unterhalten wurden; in Mailand selbst waren 1819, ohne die höheren Lehranstalten, 18 Normalschulen, die jährlich 26,698 Franken kosteten, und 1200 Zöglinge hatten.

In Baiern wurden die Bürgerschulen, überhaupt die öffentlichen Unterrichts-Anstalten, nach einem allgemeinen Normativ vom Jahre 1808 eingetheilt in allgemeine Bildungsschulen (Volksschulen) und in besondere Bildungs-Anstalten, Studien-Anstalten. Es gab 5000 Volksschulen, Sonntagsschulen in den Städten, 7 Seminarien zur Bildung künftiger Volksschullehrer, in Amberg, Bamberg, Nürnberg, Freising, Würzburg und Kaiserslautern. Die Aufsicht über die niedrigen Schulen war 12 Localschul-Commissariaten und 350 Stadt- und Districts-Inspectio-

nen übertragen. Im Jahre 1820—1821 waren 489,196 Schulkinder, 5394 Schulorte, 5008 Schulhäuser, 4111 Lehrzimmer, 7115 Schullehrer und Gehülfen; im Durchschnitt kamen also auf einen Lehrer 69 Schüler. Die Quellen und Mittel waren auf 1,712,910 Fl. berechnet, so daß davon auf jeden Schulort 362 Fl. in der Gesammtmasse kommen, die Ausgaben betrugen 2,476,573 Fl. 42 Kr. 2 Pf. Zur Verbesserung des Elementar-Schulwesens bewilligten die Stände jährlich 320,00 Fl., und da das Staatsministerium des Innern die Besoldung der Kreisschulräthe und die Visitations-Diäten der Districts-Inspectoren mit 18,282 Fl., und die Pensionen der in Ruhestand versetzten Schulaufseher mit 6122 Fl. übernommen hatte, so wurde die Schuldotation jährlich auf 66,404 Fl. erhöht. Nach einer Königlichen Verordnung vom September 1823 durfte kein Schullehrer angestellt werden, der nicht ein Seminar 2 Jahre besucht hat.

In Würtemberg war das Schulwesen besonders unter dem Herzoge Karl Eugen empor gekommen, und von den folgenden Regenten sorgsam gepflegt und verbessert worden. Jedes Dorf, selbst die kleineren nicht ausgenommen, hatte seine deutsche Schule, unter der Aufsicht eines jeden Kirchsprengels. Die Kinder mußten vom 6ten bis zum 14ten Jahre die Schule besuchen, nnd die jungen Leute vom 15ten bis zum 25sten Jahre hatten eine Sonntagsschule. Für den gelehrten Unterricht hatte Alt-Würtemberg mehr als 61 lateinische Trivialschulen in den Städten, einige Klosterschulen, viel höhere Bürgerschulen, Lyceen genannt ꝛc.

In Sachsen gab es, außer den 14 gelehrten Schulen, viele Bürgerschulen in Dresden, Leipzig ꝛc. Ueberhaupt war die Regierung stets bemüht, der Jugend verschiedene, ihrem künftigen Stande und Be-

ruf angemessene Kenntnisse durch geschickte Lehrer in den Schulen beibringen zu lassen. In dieser Absicht bestand nicht nur eine hinlängliche Zahl guter Knaben- und Mädchen-, Trivial-, Real- und Industrie-Schulen in den Städten und auf dem Lande, sondern auch in Dresden ein Schullehrer-Seminar.

In Hannover war gleichfalls von der Regierung für höhere Bürgerschulen, Industrie-Schulen rc. gesorgt. Eben so in Braunschweig, Sachsen-Weimar, Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt.

Im Braunschweigischen waren 2 Schullehrer-Seminarien, 3 Industrie-, 32 Stadt- und 435 Landschulen.

Im Churfürstenthum Hessen waren Schullehrer-Seminarien zu Cassel, Fulda und Marburg; ferner 62 Stadtschulen, 5 Handwerksschulen, Landschulen rc.

In Baden war die Volkskultur unter Karl Friedrich's Regierung zu einer ansehnlichen Höhe gelangt, und dieses durch die unausgesetzte Sorgfalt für die öffentlichen Bildungs- und Erziehungs-Anstalten. Es waren im Lande mehrere deutsche Schulen vertheilt. In Karlsruhe eine allgemeine Knaben- und eine dergleichen Mädchenschule, eine Garnisonschule, Sonntagsschulen, mehrere Privatschulen für das männliche und weibliche Geschlecht rc.

Im Herzogthum Nassau zerfielen nach einer Verordnung über das öffentliche Unterrichtswesen, vom 24. März 1817 alle öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Volks- und Gelehrtenschulen. Zu den Volksschulen gehörten Elementar-, 11 Real- und Töchterschulen. Zur Aufsicht über die Volksschulen dienten in allen Schulbezirken Schulvorstände und 42 Schul-Inspectoren. In 618 Schul-Bezirken waren 825 Volksschulen (12 Real- und 677 Elementarschulen), 689 Lehrer und 136 Gehülfen. Ihr aus Beiträgen,

Kirchenfonds und Gemeindekosten um mehr als ein Viertel erhöhtes Gehalt betrug nur 200,000 Fl. Die Beiträge der Regierung machten noch nicht 2000 Fl. Ungefähr 65,000 Kinder erhielten Elementar-Unterricht, Ding- und Winterschulen waren in regelmäßige verwandelt, 87 neue Schulhäuser erbaut und 279 verbessert worden. Die Zahl der schulfähigen Kinder von 6—14 Jahren war 61,379. Im Jahre 1822 besuchten 691 Kinder Israelitischer Eltern die Elementarschulen. Zur Erhaltung des gesammten öffentlichen Schulwesens war ein Central-Studienfond gebildet, der unter unmittelbarer Aufsicht der Landesregierung verwaltet wurde.

In den übrigen kleinen Fürstenthümern Deutschlands und in den freien Reichsstädten war das Schulwesen ebenfalls im blühenden Zustande.

In Frankreich wurden die oberen Central- und die anderen Primair- und Secundair-Schulen genannt. Obgleich in Frankreich unter Napoleon schon viel für den Unterricht der Jugend geschah, so hatte dieser doch noch nicht zu der Höhe und Ausbreitung gelangen können, als es bei uns in Deutschland der Fall war, woran die unglückliche Revolution nur allein Schuld war; denn in der sogenannten Blüthenperiode der Republik, zu Ende des Jahres 1798, wo man wieder anfing, die Sprachen und Wissenschaften zu cultiviren, war es mit dem Schulwesen sehr schlecht daselbst bestellt. Die Centralschulen, eine Art von Gelehrtenschulen oder Gymnasien, worin Professoren für die lateinische oder griechische Sprache, für die allgemeine Sprachlehre, d. h. die Logik, denn andere Theile der Philosophie wurden nicht vorgetragen, für die Mathematik, Naturlehre, Chemie, Naturgeschichte, die schönen Wissenschaften und Künste, die Geschichte und die Wissenschaft der Gesetzgebung, nicht aber für die Sittenlehre, noch weniger für die Reli-

gion angestellt waren, wurden von 12- bis 16jährigen Jünglingen besucht. Außer den Centralschulen, deren jedes Departement der untheilbaren französischen Republik eine hatte oder haben sollte, und außer einigen vortrefflichen Unterrichts-Anstalten zu Paris, für gewisse besondere Wissenschaften und Künste, an denen ebenfalls nur Jünglinge theilnehmen konnten, gab es in ganz Frankreich entweder gar keine, oder doch nur sehr wenige öffentliche Schulen irgend einer Art; am allerwenigsten öffentliche Mädchenschulen. Für die Kinder der vor der Revolution sogenannten niederen Stände waren 1798 noch keine Primairschulen, ja selbst die Kinder der unzähligen Verarmten in den vormals mittleren und höheren Ständen blieben ohne alle Unterweisung. Die Kinder und Jünglinge der fast unglaublich unwissenden und unaufgeklärten, und seit den Revolutionsjahren sittlich so sehr verwilderten gemeinen Bürger lernten nicht einmal rechnen, lesen und schreiben, viel weniger etwas Anderes. Von den Pflichten des Menschen und Bürgers, von Tugendlehre, Religion und Christenthum war gar nicht die Rede, wenigstens nicht in den öffentlichen Anstalten. Kurz sie wuchsen auf, sagt L. L. Lenz in seinem „Bruchstück einer Reise in Frankreich gegen das Ende des Jahres 1798," wie die Thiere des Feldes, die nur zur Erde sahen, aber ihr Haupt nie zu dem gestirnten Himmel erhoben. Der moralische Zustand dieser Millionen Unglücklichen und so unverantwortlich Versäumten war über allen Ausdruck traurig. Die Kinder des gemeinen Mannes waren, nach dem oben genannten Schriftsteller, an vielen Orten eine wahre Höllenbrut, ohne alles Gefühl. Den ganzen Tag lebten sie auf den Straßen und ihre Hauptbeschäftigung das ganze Jahr hindurch bestand im Soldatenspiele. Ein von den kleinen Republikanern selbst erwählter 10- bis 14jäh-

riger Knabe war Feldherr, dem sie sehr strenge gehorchten. Fiel Unordnung vor, so bat er die Bürger und Bürgerinnen — an vielen Orten marschirten auch unaufgefordert die kleinen Mädchen mit auf — um Ordnung und Zucht; schlagen durfte er so wenig, als im französischen Heere ein Offizier. Man machte auf Befehl des Heeranführers vielerlei Schwenkungen und Stellungen, und marschirte auf allerlei Weise. Es war zu bewundern, welche Kenntniß und Geschicklichkeit sich diese Kinder von vier — denn so kleine Kinder zogen schon hinten nach — bis vierzehn Jahren durch sorgfältiges Anschauen der Waffenübungen und tägliches Nachahmen derselben erworben hatten. Diese Kriegsübungen wurden sehr gern gesehen, ja sogar von der damaligen Regierung begünstigt. Die Municipalität in Städten und Dörfern schenkte oft eine große und schöne polirte, messingene Trommel dazu, die der Trommelschläger von ungefähr zwölf Jahren, der sie kaum schleppen konnte, trotz unsern deutschen Trommelschlägern, taktmäßig schlug. Die Flinten und Degen kosteten nichts; denn jenes waren Knittel, diese von Holz, und Helme mit einer Kokarde verfertigte man von Pappe oder Papier. Die dreifarbige Nationalkokarde gewahrte man ohnehin schon an den Hüten und Mützen 3jähriger noch lallender Republikaner. Oft schrie und bellte die kleine Compagnie auch die Marseillaise und andere blutdürstige Schlachtgesänge. Zuweilen wurden zwei Partheien gemacht und sich ein Treffen geliefert. Erst flogen Schneebälle oder Erdklöße; der Schmerz der Getroffenen erbitterte zur Wuth und Rache, und der rohe Ehrgeiz der zum Weichen Gebrachten ließ sie sie nun Steine werfen; die Gegenpartei hielt sich dann berechtigt, ein Gleiches zu thun. Aufsicht von erwachsenen Personen war nicht vorhanden. Die kühnere Parthei griff zuletzt mit Schwertern an, die Kin-

der wurden handgemein, es gab blutige Köpfe und Hände. Gemeine Bürger und Bauern sahen mit innigem Vergnügen zu, ermunterten noch zu größerer Tapferkeit, und einer rief aus: Bravo! das giebt einst wackere Vertheidiger des Vaterlandes! Eine Folge von dem gänzlichen Mangel an niedern Stadtschulen, an Bürger- und Mädchenschulen war unter Anderem auch, daß unzählige Expriester, Exmönche und Exnonnen, um sich vor dem grausamen Hungertode zu schützen, dem man diese Unglücklichen Preis gab, geheime Winkelschulen hielten, in welchen Diejenigen, die noch Geld und Pflichtgefühl genug hatten, um ihre Kinder unterrichten zu lassen, sie den gedachten Leuten in's Haus schickten. Da lernten sie denn Unsinn aller Art im reichlichsten Maaße, häufig auch Bigotterie, Fanatismus und Haß gegen die republikanische Staatsverfassung. In die neu eingerichteten Centralschulen schickten, aus Haß gegen die jetzige Staatsverfassung und ihre Anstalten, auch weil kein Christenthum in denselben gelehrt ward, verhältnißmäßig nur sehr wenig Eltern ihre Söhne, die sie lieber ohne allen Unterricht aufwachsen oder in den Winkelschulen unterrichten ließen. Es fehlte der Regierung nicht an gutem Willen, sondern an Geld dazu. Die Capitalien und liegenden Gründe der Schulen, Universitäten, Klöster und Kirchen waren eingegangen und zu ganz andern Dingen verwendet worden; sie waren daher für den Jugend-Unterricht und die öffentliche Gottesverehrung auf immer verloren. Das Wenige ausgenommen, was in den Centralschulen, in den Pariser Schulen für einzelne Wissenschaften und durch die theophilantropische Gottesverehrung — welches unter dem Directorate des Reveilliere-Lepeaux die von der Regierung begünstigte und gewissermaßen herrschende Kirche war — geschah, wo Jung und Alt der 30 Millionen Einwohner der gro-

ßen französischen Republik fast ohne alle öffentliche Unterweisung und Religions-Uebung war. Universitäten gab es, außer gewissen Schulen in Paris für die Zeichenkunst und die gesammten Naturwissenschaften, in der ganzen Republik nicht mehr, und die Anstalten, wo die Schüler der Centralschulen ihre Studien fortsetzen und vollenden könnten, waren nur — fromme Wünsche. Das öffentliche Unterrichts- und Studienwesen war lauter elendes, unzusammenhängendes und unvollendetes Flick- und Stückwerk; denn es fehlten auch solche Schulen, worin die Knaben für den schon etwas höheren Unterricht der Centralschulen vorbereitet und empfänglich gemacht wurden. Das Schulwesen war in Frankreich ein Rumpf ohne Kopf und Füße, ein Gebäude ohne Grund und Dach. Die zwölf- bis vierjährigen Knaben kamen in die Centralschulen, welches gelehrte Gymnasien für höhere Wissenschaften und die beiden alten Sprachen sein sollen, meist ohne alle Vorkenntnisse und unwissend, wie deutsche Knaben von sieben bis zehn Jahren. Die Professoren mußten daher die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften und alten Sprachen lehren. Vorbereitungsschulen zum Uebergange in die Centralschulen gab es nirgends. Man hatte verkehrt angefangen; anstatt man zuerst Elementarschulen hätte anlegen sollen, hatte man Centralschulen — des Collèges — angelegt. Die Professoren bei diesen Schulen waren zum Theil neu angestellt; aber es waren nur zu oft unwissende Jakobiner, zum Theil aber auch wahrhaft gelehrte und kenntnißreiche alte Professoren der ehemaligen Gymnasien oder Collèges. Man fand bei den Letzteren oft noch die allerunvernünftigsten Methoden der vorigen Jahrhunderte und der Mönchsscholastik; eben so waren noch die unsinnigsten uralten Lese- und Lehrbücher und Sprachlehren beibehalten worden; nur selten gab es hier und da

einzelne rühmliche Ausnahmen von der Regel. So ließ ein bejahrter, wirklich gelehrter ancien Professeur der todten Sprachen einer namhaften Centralschule die Hälfte der einzigen griechischen Lehrstunde damit hinbringen, daß die 13- bis 15jährigen Jünglinge jeden Tag eine ganze Seite aufgegebener und zu Hause gelernter griechischer Wurzelwörter, die in abgeschmackte französische Knittelverse gebracht waren, aus einem uralten Büchlein hersagen mußten. Der Titel hieß ungefähr: Toutes les racines de la langue Grecque mises en vers. So that ein jüngerer Professor und ausgezeichnet eifriger Republikaner derselben Schule, als Professor der Geschichte, in seinen Lehrstunden nichts weiter, als täglich $\frac{3}{4}$ Stunden altrömische Geschichte in die Feder zu dictiren, und ließ diese von den Jünglingen zu Hause Wort für Wort auswendig lernen; sie wurde ihnen dann am folgenden Tage $\frac{3}{4}$ Stunden lang abgefragt, wobei sie kein Wort verändern durften. Selbst die Fragen, die der Professor morgen an sie thun wollte, dictirte er ihnen am Ende der Lehrstunde dazu. Und dieses war eine hochgepriesene (berühmte) Centralschule, eine der besten Frankreichs, in welche ein altes berühmtes Collegium umgeschaffen worden war. In eben dieser Centralschule ward täglich — die Decaden und Halbdecaden ausgenommen — sechs Stunden lang, Vormittags drei und Nachmittags drei Stunden, Unterricht ertheilt; allein es waren täglich nur vier Lehrstunden, indem jede Lection $1\frac{1}{2}$ Stunde dauerte; ein Zwischenraum zur Erholung der Lernenden war nicht; ja selbst im Winter wurde selten in den hohen, gewölbten und mit Steinen gepflasterten Lehrzimmern geheizt; auch der Ofen fehlte. Nur im Zeichensaale war eingeheizt; und trotz der Kälte erschienen selbst bejahrte Professoren nie anders, als in Schuhen und dünnen seidenen Strümpfen; dagegen

machten die Citoyens-écoliers in den weiten tönenden Klostergängen und gepflasterten Schulsälen mit ihren klappernden Sabots einen unerträglichen Lärm, setzten während des Unterrichts zum Theil ihre Hüte und Mützen auf, und benahmen sich auch sonst nicht zum anständigsten, weil bei der mißverstandenen Freiheit und Gleichheit ein Professor nicht viel thun konnte. Das vormals sehr reiche Kloster-Gymnasium hatte jetzt, als Central-Schule, kein Geld mehr zu Holz, und obgleich von zwei Professoren der eine Mitglied der Centralverwaltung, und der andere Mitglied der Municipalität war, auch der Bürgerkrieg mit seinen Verwüstungen nie in jene gesegnete Gegend der Republik gedrungen war, und die Central-Schule in einer der beträchtlichsten und reichsten Handelsstädte lag, so mußten doch die Professoren und Schüler fast erfrieren; daneben hatten sie sowohl, als der wackere Bibliothekar, in vollen acht Monaten keinen Sous Gehalt ausgezahlt erhalten. Sie standen am Rande der Verzweiflung, da ihnen Niemand mehr etwas borgen wollte, und sie zum Theil fast ihre letzten Bücher und Geräthschaften entweder für einen Spottpreis verkauft oder verpfändet hatten. Das Klostergebäude der Centralschule war übrigens gut unterhalten, und die wichtige Bibliothek, die dazu gehörte, und aus den Kloster-Bibliotheken und Schlössern des ganzen Departements bereichert worden war, enthielt über 40,000 Bände; sie war aber nicht geordnet. Nach dem Vorschlage des Ministers sollten die Centralschulen Seminarien für Dorfschulmeister sein. Anders und besser ist nun der Unterricht wohl seit dieser Zeit geworden, aber immer ist er noch nicht zu der Ausdehnung gelangt, worauf man ihn erblicken könnte; denn nach einem Berichte des Ministers des Innern vom April 1816 waren in Frankreich 2 Millionen Kinder, denen es an Unterricht fehlte; ein Theil dersel-

ben empfing nur einen höchst unvollkommenen, der andere gar keinen. Der Minister empfahl für den Elementar-Unterricht die englische Methode von Lancaster oder des gegenseitigen Unterrichts, welche demnach in allen Departements, Aveyron, Eure, Indre, Saone und Vaucluse ausgenommen, eingeführt wurde, so daß im Juni 1820 in 1500, größtentheils durch die freie Gesellschaft zur Verbesserung des Elementar-Unterrichts in Paris veranlaßten Schulen der Art 150,000 Schüler unterrichtet wurden. Im Jahre 1817 hatte Frankreich nur 20,880 Elementarschulen mit 866,000 Schülern, zu Anfange 1819 aber, vorzüglich wegen der seitdem von den Vätern des Glaubens und der Beförderung des wechselseitigen Unterrichts errichteten neuen Anstalten 25,900 Schulen mit 28,000 Lehrern und 1,070,500 Schülern, also 1 von 28 der Volksmenge. In den Städten mit mehr als 25,000 Einwohnern gab es unter 1,800,000 Einwohnern 39,000 Schulkinder, also 1 zu 45, und Paris hatte in 270 Elementarschulen nur 13,000 Schüler. Auch die Juden haben 1823 mehrere Schulen des wechselseitigen Unterrichts für ihre Glaubensgenossen gestiftet. Um dem unvollkommenen Unterricht in den Dorfschulen des Departements Isere aufzuhelfen, hatte sich daselbst eine Brüderschaft gebildet, deren Mitglieder „Brüder der christlichen Landschulen" genannt wurden, und die zugleich Landbauer und Schullehrer waren. Die Gemeinden wiesen ihnen ein Stück Land an, das sie im Sommer bebauten, dafür unterrichteten sie im Winter die Jugend im Lesen, Schreiben, in der Landwirthschaft und in der Bearbeitung des Holzes und Eisens. Ueberhaupt gab es in Frankreich in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts an 39,000 Ignorantins, das ist, Unweislinge (Lehrer der christlichen Schulen), die Lehrer der Jugend der ärmeren Volksklassen in den ersten An-

fangsgründen, und häufig selbst sehr unwissend waren. Nach einer Verordnung vom März 1815 sollte zur Verbesserung der Erziehungsanstalten auf dem Lande in jedem Canton ein Comité errichtet und der Unterricht vorzüglich auf Moral und Religion gegründet werden. Zum Druck guter Jugendschriften und zur Beförderung des Unterrichts in den Primairschulen waren jährlich 50,000 Franken aus dem königlichen Schatze angewiesen. Dessen ungeachtet konnte kaum ein Viertheil des Volkes lesen und schreiben, und für den Unterricht des weiblichen Geschlechtes war gar nicht gesorgt.

In den verschiedenen Reichen Italiens ist durch den häufigen Wechsel, besonders in dem letzten Drittel des verwichenen und in den ersten Lüstern dieses Jahrhunderts nicht viel für den öffentlichen Unterricht geschehen, oder hat vielmehr daher nicht viel geschehen können, weil das Gute, was hin und wieder geschah, durch den Krieg zerstört worden. In Sardinien gehörte derjenige, der lesen und schreiben konnte, in die Zahl der höheren Stände, und wurde beinahe für einen Gelehrten gehalten. Mit königlicher Genehmigung ward zwar im Jahre 1820 eine Aufmunterungsgesellschaft für die Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts gebildet; allein im November 1821 wurden alle Schulen der Art aufgehoben. Zu Cagliari legte eine patriotische Gesellschaft eine Schule an, worin mehrere hundert Kinder unter dem Namen von Maioli eine gute Erziehung erhielten. — Im Herzogthume Parma ward im Jahre 1819 die Einführung des wechselseitigen Unterrichts befohlen. — Im Herzogthume Lucca ist in jedem der drei Hauptorte Lucca, Viareggio, Borgo, eine Centralschule. — Im Großherzogthume Toscana war die Lancastersche Lehrart mit den gehörigen Modificationen in vielen geistlichen Schulen eingeführt worden,

wozu die Regierung beträchtliche Summen angewiesen hatte; denn noch im Jahre 1818 konnten 750,000 Toscaner nicht lesen, schreiben und rechnen. An 20,000 Knaben sollten die Schule, für die 140,000 Lire ausgegeben waren, besuchen, aber kaum 6000 besuchten dieselben, und an den Unterricht der Mädchen wurde gar nicht gedacht. Die Stadt Florenz verwendete für ihre Gemeindeschulen jährlich 2200 Fl. Rhein.; aber von den 2000 Kindern, welche sie besuchen sollten, besuchten sie kaum 500, die bei der bisherigen Lehrmethode nicht viel lernten. — Im Kirchenstaate waren die niederen Schulen ganz vernachlässigt, nur der im Jahre 1818 eingeführte wechselseitige Unterricht scheint eine vortheilhafte Wirkung darauf hervorgebracht zu haben. — Im Königreiche beider Sicilien war die Erziehung der Jugend, wie in Sardinien, größtentheils vernachlässigt. Der Verbreitung einer vernünftigen Aufklärung lassen sich die öffentlichen Schulen, ungeachtet der Verbesserungen, die sie erhalten haben, wenig angelegen sein. Selbst die in Sicilien errichteten Normalschulen leisteten nur sehr wenig. Im Jahre 1819 waren in den neu errichteten Primairschulen 74,713 Schüler. Zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts hatte der König im Juli 1821 beschlossen, den Orden der Jesuiten wieder herzustellen, und im December des gedachten Jahres zeigten sie schon die Eröffnung ihrer Schulen an. Unter Murat hatte jede nicht gar kleine Stadt im Königreiche Neapel zwei Volksschulen. Nach der Verordnung vom 12ten September 1822 war das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen einem Präsidenten untergeordnet, der die Oberaufsicht über die Universität zu Neapel, alle Lyceen, Collegien, Pensionen und Schulen, und die Revision der aus dem Auslande kommenden Bücher hatte; die in den Provinzen zu diesem Behufe errichteten besonderen Commissio-

nen standen unter ihm. — In dem vereinigten Staate der Jonischen Inseln waren die Wissenschaften noch in der Kindheit, und also auch die Schulen noch in einem sehr mißlichen Zustande. Auf jeder der sieben Inseln bestand im Jahre 1825 unabhängig von mehreren Particularschulen eine Centralschule für den gegenseitigen Unterricht, in Cefalonien zwei (zu Argostoli und Liguri).

In Portugal war bei der Gährung in dem politischen Systeme an eine Schulverbesserung nicht zu denken. Im Jahre 1822 waren im ganzen Reiche 873 Elementarschulen, 266 lateinische, 21 griechische und rhetorische Schulen ꝛc.

In Spanien herrschte derselbe Zustand, wie in Portugal, denn auch dort lag das Schulwesen zu Anfang dieses Jahrhunderts fast gänzlich darnieder. Angaben über Bürger- und Elementarschulen in diesem Lande sind nur unvollständig zu finden.

In den Niederlanden waren sehr zahlreiche Bildungsanstalten. Nach einem den Generalstaaten am 12ten Juni 1820 vorgelegten Bericht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts hatte die General-Administration zwei neue Normalschulen gegründet; die von Harlem hatte 10 und die von Lier 6 Schullehrer gebildet; am Ende des Jahres hatten beide 60 Zöglinge. In Gröningen belief sich in einer ähnlichen aus dem öffentlichen Schatze unterhaltenen Schule die Zahl der Zöglinge auf 14. Zur Ermunterung der durch schon am Platze stehende Lehrer gebildeten Gesellschaften, um sich untereinander mit den zu ihrem Berufe erforderlichen Kenntnissen zu beschäftigen, und sich in der Kunst, dieselben ihren Zöglingen mitzutheilen, gegenseitig zu üben, hat ihnen die Regierung Summen bewilligt, um sich pädagogische Schriften, Landkarten ꝛc. anzuschaffen; solcher Gesellschaften zählte man in den zwanziger Jahren in den nördlichen Pro-

vinzen 180 mit 1986 Mitgliedern. Ein ähnlicher Verein hatte sich in der Provinz Südbrabant, 3 in Limburg und 1 in Antwerpen gebildet, zusammen mit 199 Mitgliedern. Im Großherzogthume Luxemburg hatten die Professoren der Hauptstadt während der Sommermonate unentgeldlich einen pädagogischen Lehrcursus eröffnet, dem 160 Schullehrer des Großherzogthums beiwohnten, die für die Unkosten ihres Aufenthalts in Luxemburg durch freiwillige, von den Einwohnern und Gemeindeverwaltern geleistete Beiträge und durch einen von der Schatzkammer bewilligten Zuschuß entschädigt wurden. Auch zu Mons hatten zwei Professoren einen Lehrcursus der Pädagogik eröffnet, zu dem wirkliche oder künftige Lehrer freien Zutritt hatten. In Gröningen, Mastrich, Rotterdam, Harlem und Lüttich waren Schulen für angehende Lehrer gestiftet worden, die man größtentheils der Gesellschaft für Armenschulen und dem Vereine für das allgemeine Beste verdankt. Zur Erleichterung der ökonomischen Lage der Schullehrer wurden 14,000 Fl. verwandt, und viele Gemeinden der Provinzen Gröningen, Westflandern und Hennegau hatten aus eigenen Kräften die Einkünfte ihrer Schullehrer verbessert. Die von Seiten des öffentlichen Schatzes zum Behuf zweckmäßiger Localitäten für die Schulen angewiesenen Gelder beliefen sich auf mehr als 30,000 Gulden. In vielen Gemeinden der Provinzen Nordbrabant, Westflandern, Hennegau, Limburg und Lüttich waren durch die vereinten Kräfte der Deputirtenkammer und der freiwilligen Beiträge der Einwohner Schulhäuser neu gebaut oder verbessert worden; auch hatten in mehreren Provinzen wohlhabende Einwohner einen Theil ihrer Gebäude zum Schulgebrauch abgetreten. In Luxemburg hatte sich eine Gesellschaft zur Ermunterung des Primairunterrichts gebildet, die über 100 Mitglieder zählte, und

mehre mehrere hundert Gulden zusammenbrachte. Schulen für arme Kinder hatten sich zu Brüssel, Mastricht und Lüttich gebildet, und die Gemeindevorsteher, die Commissionen der Hospicien und Wohlthätigkeitsbureaux waren darin mit gutem Beispiele vorangegangen. Im Jahre 1823 wurden für die Unterrichts-Commissionen und Jurys 52,620, für die Normalschulen 24,080, für die Versammlungen der Lehrer 4880, die Besoldungen der Lehrer 134,314, die Schulsäle 21,922, die Belohnungen und Gratificationen 4430, zusammen 242,246 Holl. Fl. verwandt. Im Jahre 1818 waren israelitische Schulcommissionen im Haag, Amsterdam, Gröningen, Leuwarden, Mastricht, Middelburg und Zwoll, und sollten auch zu Rotterdam, Herzogenbusch, Brüssel, Amersfoort und Nimwegen eingerichtet werden. In Brüssel war eine Gesellschaft zur Aufmunterung des wechselseitigen Unterrichts, mit einer von 400 Knaben besuchten Schule; in Amsterdam wurden im Jahre 1823 die Armenschulen von 4537 Schülern besucht.

In der Schweiz waren die Unterrichtsanstalten zu Anfange dieses Jahrhunderts nicht im Flor; in neuerer Zeit ist Vieles dafür geschehen, besonders in den reformirten Kantonen. In den katholischen Kantonen, die den reformirten in dieser Beziehung immer nachstanden, fing man ebenfalls an, für die Verbesserung der Unterrichtsanstalten zu sorgen.

In Großbritannien war zwar das Schulwesen bedeutend ausgebreitet; allein es fehlte immer noch an einer zweckmäßigen Einrichtung vieler Schulen. Milbiller sagt: „Frei und keck wächst der junge Engländer in seinem väterlichen Hause auf, und bringt schon von diesem die Grundfarbe in das Gemälde seines weiteren politischen und Privatlebens mit. Kein lästiger Zwang hemmt seine Lebhaftigkeit und barsches Wesen, nichts hindert die Entwickelung seiner

Anlagen und Gefühle. Aber schon im sechsten oder siebenten Jahre seines Alters verläßt der Sohn wohlhabender Eltern das väterliche Haus und tritt in eine der zahlreichen niederen Schulen, die nur Privat-Pensions-Anstalten sind. Daselbst erhält er gegen eine jährliche Abgabe seine weitere Bildung und Unterricht in den unentbehrlichen Elementarkenntnissen, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in lebenden Sprachen rc. Ein schlimmeres Loos trifft die zahlreiche ärmere Klasse der Jugend, welche die Kosten für ihre Bildung in irgend einer niederen Schule nicht aufwenden kann. Nur zuweilen ersetzt die Wohlthätigkeit des Reichen, was die Aermeren nicht zu thun vermögen."

Was die niederen Schulen, Freischulen, anbetrifft, so hatte man deren in England, Schottland und Irland nach dem Maße der Wohlthätigkeit mehr oder weniger, aber meist nur für den religiösen Unterricht. Eine Nationalgesellschaft für den Unterricht armer Kinder in den Grundsätzen der herrschenden Kirche leitete 1817 mit 30,000 Pfund Sterling Aufwand über 1000 Schulen, in denen 200,000 Kinder unterrichtet wurden. Die neue Unterrichtsweise von Bell und Lancaster machte besonders Epoche. Der 1816 in London gebildete Verein der „Irländischen Gesellschaft" hatte mit einem Fonds von jährlich 400 Pfund Sterling Freischulen in Irland errichtet; 1815 waren derselben 256, in denen außer den Erwachsenen und selbst Alten 14,638 Kinder unterrichtet wurden. Der Nationalverein zur Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts in London hatte in den Jahren 1811 bis 17 37,000 Pfund Sterling auf 1030 Schulen verwandt, die neu errichtet oder nach dem neuen Plane umgewandelt wurden, ohne die wandernden Schulen in Schottland, Irland und Nordwales, die bei den englischen Regimentern und die für Erwachsene. Im October 1820 waren in England 35,382 öffentliche

Schulen, in denen 1,571,372 Kinder beider Geschlechter Unterricht erhielten; darunter 18,272 Primair-, 14,192 Handels-, 1411 Lancaster-, 5682 Philipps- und 7 Pestalozzi-Schulen; in 3527 Schulen wurden todte Sprachen gelehrt; die französische Sprache in 7500; für die öffentliche Erziehung waren 56,300 Personen angestellt. Im Jahre 1820 erhielten 967,321 Kinder in England unentgeltlichen Unterricht in Freischulen; nämlich: 159,518 durch Stiftungen, die 275,387 Pfund Sterling betrugen; 415,651 in den durch milde Beiträge erhaltenen Wochentagsschulen, und 401,152 in Sonntagsschulen. Dieser Anstalten ungeachtet wuchsen dennoch, nach Broughams Bericht an das Parlament über die Erziehung armer Kinder vom 21. Mai 1816, in London an 90,000 Kinder ohne Erziehung auf, und in Manchester waren seit sechs Jahren 9765 Personen verheirathet worden, von denen keine einzige ihren Namen schreiben konnte. In ganz Großbritannien, d. h. in den drei Reichen England, Schottland und Irland, waren 6000 Sonntagsschulen, in denen 50,000 Lehrer und Lehrerinnen 700,000 Kinder unentgeltiich in den ersten Anfangsgründen unterrichteten. In Irland ging aus dem schlechten Zustande der Schulen die Unwissenheit des Volkes hervor. In der Provinz Ulster, welche 2 Millionen Einwohner zählte, wurden 120,000 Kinder in Sonntagsschulen gebildet. Es gab daselbst 8000 besoldete Lehrer. In der Provinz Leinster mit 700,000 Einwohnern gingen 19,000 Kinder in die Sonntagsschulen, also der 22ste Theil der Bevölkerung. In Connaught besuchte 1 von 106 die Sonntagsschulen, und in Mounster, wo 2 Millionen Menschen lebten, 1 von 450 der Bevölkerung. — In Irland waren 1818—23 die Schulen von 320 auf 1142 angewachsen, und die Lancasterschulen unterrichteten 36,657 Kinder. In

Schottland wurden 1820 3556 Schulen von 176,803 Kindern besucht. Das allgemeine Verhältniß der Schuljugend zur Volksmenge war wie 1 : 15; in Middlesex, also in London, wie 1 : 24; in den vier nördlichen Grafschaften wie 1 : 10; in Westmoreland wie 1 : 7; in den sechs inneren Grafschaften, wo die Kinder zu den Gewerben frühzeitig gebraucht wurden, ferner in Somerset und Wiltshire wie 1 : 24; in den östlichen Grafschaften wie 1 : 21.

In Rußland hatte das Schulwesen unter Peter dem Großen zuerst angefangen sich zu erheben, und seinem Beispiele, die Bildung der Jugend durch Unterrichtsanstalten zu befördern, sind auch die folgenden Beherrscher dieses Riesenreiches gefolgt. Besonders viel verdankte aber das Schulwesen der Kaiserin Katharina II. und dem Kaiser Alexander I., und wenn hierin auch noch viele Lücken auszufüllen waren, indem noch eine Menge Bauern des Lesens und Schreibens unkundig blieben, so ist dieses nicht nur der Größe dieses Reiches, sondern auch der wenigeren Empfänglichkeit des gemeinen Russen für Alles, was Kultur heißt, zuzuschreiben. Im Ganzen war das Erziehungswesen vorzüglich in den Städten in Aufnahme. Die Kaiserin Katharina verordnete, um dem dringenden Bedürfniß, der Jugend des Reiches Unterricht zu verschaffen, abzuhelfen und die Kultur und Aufklärung des Volkes auf dem sichersten Wege zu befördern, im Jahre 1782 eine Schulcommission, die unter dem Vorsitze des Geheimen Rathes und Ritters Sawadowsky aus den Staatsräthen und Rittern Pastuchow und Aepinus, dem Kollegienrath und Ritter Jankowitsch rc. bestand. Sie setzte eine Unterrichtsmethode fest, die mit der Wiener Normalmethode Aehnlichkeit hatte, aber der russischen Verfassung angemessener war. Die Anstalt zur Bildung der Lehrer für Volksschulen hatte auch einen so guten

Fortgang, daß im Jahre 1788 schon zehn Statthalterschaften die erforderlichen Schulen hatten, in welchen 10,837 Kinder beider Geschlechter in den Kenntnissen, welche das tägliche bürgerliche Leben erfordert, unterwiesen wurden. Im Jahre 1789 waren bereits alle Statthalterschaften mit Volksschulen versehen; daher konnte die Normalschule zur Bildung der Lehrer dies Geschäft beendigen. Die von den Normalschulen formirten Volks- und Stadtschulen waren dreifach: niedere Schulen für Lesen, Schreiben, Rechtschreiben, Rechnen und Religion; Mittelschulen für Unterricht in der Erdbeschreibung und Geschichte des Landes, schriftliche Aufsätze rc., und obere Schulen, Kreisschulen, in welchen Sprachen, Geometrie, Zeichnen, Physik, Naturlehre rc. gelehrt wurde. Alle stehen unter der Aufsicht des Kollegiums allgemeiner Fürsorge jeder Statthalterschaft. In den 1780er Jahren hatte St. Petersburg eine obere Schule, und in den zehn Stadttheilen in 12 Schulhäusern 46 Klassen der niederen und Mittelschulen. Im Jahre 1789 waren in allen Schulen 2607 Schüler und 522 Schülerinnen. In einem vom Kollegienassessor Antropow geschenkten Hause wurde im Januar 1790 die 13te Schule aus 2 Klassen mit 66 Kindern eröffnet. Die protestantischen Gemeinden hatten von ihrer Entstehung an für ihre Kinder Schulanstalten, von welchen die bei der Petrikirche durch den berühmten Doctor Büsching sehr blühend wurde, und sowohl beim russischen Publikum, als auch beim ausländischen in großem Vertrauen stand. Sie hatte ein ansehnliches Schulhaus, an 20 Lehrer, über 300 Schüler, und nahm einmal in $1\frac{1}{2}$ Jahren mit den Pensionen an 20,000 Rubel ein. In dieser Schule wurden viele junge Leute zu braven Geschäftsmännern gebildet. Im Jahre 1782 ward sie für die deutschen Schulen im Reiche Normalschule, führte die Normalmethode

und deren Lehrbücher ein, und erhielt den Auftrag, in den übrigen protestantischen Schulen ein Gleiches zu thun, deren Lehrer, so wie die ausländischen Hauslehrer, zu prüfen, zu instruiren ꝛc. Im Jahre 1803 belief sich die Zahl der Kreisschulen, worin in der Grammatik, Erdbeschreibung, Geschichte, Geometrie und in den Naturwissenschaften Unterricht ertheilt wurde, auf 422. Im Jahre 1811 standen unter den 7 Universitäten Dorpat, Wilna, Charkow, Kasan, Moskau, Abo und St. Petersburg 302 Kreis- und 2509 Pfarr- und Kirchspielschulen; unter der Universität Moskau, die 11 Gouvernements zu ihrem Bezirke hat, 122 niedere Schulen; unter St. Petersburg mit 8 Gouvernements in der Stadt selbst 38, im ganzen Bezirke 77 Unterrichtsanstalten; unter Dorpat mit 3 Gouvernements — künftig auch mit dem Gouvernement Pskow — 85 Lehranstalten; Wilna mit 6 Gouvernements 136 Lehranstalten. Bei Charkow mit 12 Gouvernements und den Ländern der Kosacken, Grusien und Bessarabien, Kasan mit 12 Gouvernements und Abo ist die Zahl der niederen Schulen nicht angegeben. Von den oben angeführten Unterrichtsanstalten waren die Gymnasien ausgeschlossen. Die Pfarr- oder Kirchspielschulen wurden von den Gemeinden oder Gutsherren, auf deren Grund und Boden sie lagen, unterhalten, und standen unter der Aufsicht des Pfarrers und eines Gemeindegliedes, in adligen Orten unter dem Gutsherrn. Alle Pfarr- und Kreisschulen eines Gouvernements waren einem Inspector untergeordnet, der auf den Vorschlag des Gymnasiums-Directors von der Bezirks-Universität ernannt wurde, und alle Jahre einmal die ihm untergeordneten Schulen besuchen sollte. Die Kosten der Schulen (Kreisschulen), mit Einschluß der Gouvernements-Gymnasien, die Kirchspielschulen jedoch ausgenommen, betrugen auf Rechnung der Krone jähr-

lich 1,077,700 Rubel; hierzu kamen nun noch die Privatbeiträge und die Summen, welche die katholischen geistlichen Korporationen für 35 Institute in Polen und Litthauen ausgaben. Die Kosten der Departements der Volksaufklärung und der sämmtlichen etatmäßigen Lehranstalten betrugen 1820 nach dem festgesetzten Etat 2,500,000, die wirklich bestehenden und schon eröffneten aber nur 1,433,266 Rubel. Nach den neuen Statuten der Lehranstalten sollte in jeder Gouvernementsstadt wenigstens ein Gymnasium, in jedem Kreise wenigstens eine Kreisschule, in welcher der schon oben angeführte Unterricht ertheilt werden sollte, und außerdem Kirchspielschulen sein. Im Jahre 1805 waren von den etatmäßigen 600 Kreisschulen erst 80 vorhanden. Der Pfarr- und Kirchspielschulen waren in demselben Jahre nur erst 56 vorhanden.

In Dänemark war die Regierung rastlos bemüht, durch guten Schulunterricht die Aufklärung unter dem Volke zu befördern. Für den zweckmäßigen Unterricht des gemeinen Mannes war durch 13 Schullehrer-Seminarien gesorgt, zu Kiel, Blaagard bei Kopenhagen, Brahe-Trolleborg und Schaarup in Fünen, Bröndbyevester auf Amak, Westerborg in Laaland, Borris in Norderjütland rc. im Jahre 1816 mit 245 Zöglingen. Zur gelehrten Bildung dienten die Schulen und Gymnasien im Reiche; in Dänemark im Jahre 1823 18 Gymnasien mit 919 Schülern, außer denen in Schleswig, Holstein und Lauenburg. Der Dorfschulen in Dänemark waren 3000. Der wechselseitige Unterricht war im November 1823 in 147 Schulen eingeführt. Im 67 Bürger- und Volksschulen haben 1823, mit Ausnahme der Kopenhagener Garnisonschulen und der Knabenschulen des See-Etats, 4302 Kinder, in 181 Privatschulen 5347, im Hause

3394 Unterricht erhalten; 575 Kindern zwischen 6 bis 10 Jahren fehlte aller Unterricht.

In Schweden war noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts und in den ersten Lüstern des gegenwärtigen wenig für die Erziehung der Kinder gesorgt, obgleich zu Upsala und auch zu Greifswalde in Pommern, ehe dieses an Preußen abgetreten worden, ein Schullehrer-Seminar bestand. Der schwedische Bürger und Bauer glaubte genug gethan zu haben, wenn er seinen Sohn dazu anhielt, die vaterländische Geschichte seinem Gedächtnisse einzuprägen; an eine weitere häusliche Erziehung, an Aufklärung des Verstandes und Veredlung des Herzens ward wenig oder gar nicht gedacht. In den Trivialschulen der Städte und in den Kirchspielschulen auf dem Lande wurde zwar das Lesen, Schreiben und die Religion ꝛc. gelehrt, aber nicht jedes Kirchspiel hatte eine Schule, und manches Dorf oder mancher Bauerhof war von derselben Tagereisen weit entfernt. Diesen Mangel an Schulen suchten wandernde Schullehrer zu ersetzen, welche von einem Orte zum andern zogen und Unterricht ertheilten; allein theils war die Zeit ihres Aufenthaltes an einem Orte viel zu kurz, theils fehlte es ihnen selbst größtentheils an Kenntnissen und Bildung; auch führten sie zuweilen nicht den besten Lebenswandel. Man fand daher in Schweden eine Menge Menschen, welche weder lesen noch schreiben konnten. In neuester Zeit hat sich indessen solches sehr gebessert, indem man nicht nur mehrere Trivialschulen, sondern auch die Bell-Lancaster'sche Methode des wechselseitigen Unterrichts eingeführt hat. Im Jahre 1824 waren 54 Schulen der Art, wovon 14 in Stockholm. — In Norwegen sorgten für den zweckmäßigen Unterricht des gemeinen Mannes die Schullehrer-Seminarien zu Tönsberg und Töten. Auch hier zogen noch Lehrer, aus Mangel an hinrei-

chenden Schulen, in vielen Bezirken von einem Bauerhofe zum andern herum und ertheilten den Kindern einen kärglichen Unterricht.

Wir wenden uns nach diesem Ueberblick des Resultats wieder zur Geschichte des Volksschulwesens.

Das deutsche Volksschulwesen hatte sich während des 30jährigen Krieges erklärlicher Weise nicht segensreich entwickeln können. Die Furie des Religionskrieges trat die besten Keime, die eben zu sprossen begannen, wieder zu Boden. Aber der innere Trieb hatte doch nicht erstickt werden können; er brach hervor, sobald Deutschland nach dem Westphälischen Frieden wieder zur Ruhe gekommen war. Niemeyer giebt in seinen „Ansichten der deutschen Pädagogik" von den Zuständen und Männern, die einen großen treibenden Einfluß übte folgende Schilderung:

„Ein lebhafteres Interesse für Verbesserung der Erziehung und der Schulen war in Deutschland erst im letzten Theil des 17ten Jahrhunderts, zwar von einem kleinen, aber unvergeßlichen Fürsten, Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, angeregt. Er wollte die Verbesserung der Generation bei drr Jugend anfangen, und seine zum Theil realisirten Pläne umfaßten alle Stände. Alles war darin praktisch.

Zu gleicher Zeit hatte Spener, von der Unwirksamkeit einer unfruchtbaren Dogmatik und Polemik, und von dem allgemeinen Sittenverfall überzeugt, eine neue Bahn gebrochen, und auf das Praktische in der Religion gedrungen. Ohne Kälte gegen Gelehrsamkeit — denn er hatte noch mehr als bloß theologische — ohne Abweichung von dem kirchlichen Lehrbegriff — denn er hielt ihn für den richtigen — aber voll gesunden hellen Verstandes, trug er auf Verbesserung der Lehrart an. Für die Erwachsenen hoffte er davon einige, für das junge Geschlecht die meiste

Wirkung. Von der Jugend müsse die Reformation ausgehen.

Sein Wirkungskreis blieb gleichwohl das kirchliche Lehramt. Aus Frankfurt nach Dresden versetzt, dann verbannt, arbeitete er zuletzt in Berlin für Kirchenwesen, und durch seine Schriften für das sich stärker regende Bedürfniß derer, die Nahrung für das Herz suchten und sie in den Asceten ihrer Zeit nicht fanden.

In Halle trat, beinahe zugleich mit dem Entstehen der neuen Universität, A. H. Franke auf. Er war als Kind und Jüngling in Gotha, unter dem Einfluß der dortigen Schulverbesserungen erzogen; als junger Mann war er Spener's treuester Schüler geworden. Welch glückliches Zusammentreffen der Umstände, zur Bildung eines Mannes, in welchem jede Theorie zur Praxis werden sollte! Ohne Ahnung von dem, was aus seinen kleinen und schwachen Anfängen hervorgehen würde, fing er noch am Abend des 17ten Jahrhunderts mit dem Katechisiren armer Kinder an. Er fühlte wo möglich noch lebendiger als Spener, daß die Jugendbildung zu verbessern sei, wenn es überhaupt besser werden solle; daß aber, um die Jugend besser zu erziehen, vor Allem für sie brauchbare Lehrer und Erzieher gebildet werden müßten. Jeder Aufschub dünkte ihm neuer Zeitverlust. Jedes Jahr blühte unter seiner Aussaat eine neue Anstalt für Kinder, für Jünglinge und für Lehrer aus allen Ständen und für alle Stände auf. Der Name, den das Ganze erhielt (Waisenhaus), war nur die richtige Benennung für die erste. Für die großen Schulen für Söhne und Töchter — für Bürger und Studirende — für Mittelstand und Adel, in welche und aus welchen Tausende strömten, war der Name viel zu klein; aber ein schönes Siegel der Bescheidenheit ihres Stifters.

Hunderte von Lehrern, welche in Franke's An-

stalten gebildet und geübt werden, und wie zur neuen Universität, so auch zu ihm, zum Theil durch den kleinen Gewinn gelockt, zusammenfließen, verbreiten durch ganz Deutschland, was sie gesehen haben, und was sonst in dieser Art und Ausdehnung nirgends zu sehen war. Zunächst pflanzt sich der Ton, die Manier und Sprache, durch die Besseren auch der Geist der Erziehung fort. Auch die Schlechtern, die Heuchler, finden ein Interesse bei der Verbreitung. Denn der preußische Regent schätzt Franke persönlich, und befördert — nicht ohne die Eifersucht Anderer, die sonst allein Einfluß hatten — was aus dieser Schule hervorgeht.

So entstehen bald nahe und fern nachahmende Institute in größeren und kleineren Schulen Deutschlands. Die Vorsteher einiger der angesehensten sind Franke's oder seiner Nachfolger eng verbundene Freunde. Eine Reise, die er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit durch einen großen Theil des Vaterlandes macht (im Jahre 1717), gewinnt ihm deren noch mehrere. In Volks- und gelehrte Schulen gehen die Grundsätze der Franke'schen Schule — reiner und gemischter — über. Die meisten neuen Schulanstalten oder Schulverbesserungen — wie schon Resewitz bemerkt — werden mehr oder weniger nach den Halle'schen gebildet. Man stiftete wie er, wenn gleich im Kleinen, Waisenhäuser, Armenschulen, Bürgerschulen, Gynäceen und Pädagogien. Manche sind schon wieder untergegangen; manche dauern noch fort.

Aus eben diesem Stamm trieb ein Sprößling hervor, der in der Folge abgesenkt zum starken Baum geworden ist, und seine Wurzeln noch viel weiter als der Stamm verbreitet hat. Zinzendorf war unter Franke's Augen im Pädagogium erzogen; er sah eine Anstalt nach der andern entstehen. Auch in

ihm erwachte früh der Eifer für Religion und zugleich Anstaltengeist. Wer die Verfassung der Brüdergemeinden kennt, kann auch die Aehnlichkeit in der Erziehungs- und Unterrichtsmethode mit der alten Halle'schen nicht verkennen. Die „Betrachtungen des Bischofs Layritz über die Erziehung der Kinder" sind ganz in dem Geiste geschrieben, worin Franke seinen „Unterricht, Kinder zur Gottseligkeit und Klugheit anzuleiten" geschrieben hatte, und in den Instituten zu Barby, Niesky, Neuwied ꝛc. findet man die Grundeinrichtungen der Halle'schen wieder.

Im Jahre 1727 endigte Franke sein thatenreiches Leben. Seine Nachfolger sind, wenn nicht ganz die Erben seines unternehmenden Geistes, doch seiner Grundsätze und seines Eifers. Die Stiftungen erweitern sich unter ihnen, und die Menschenzahl, welche darinnen lehrt und lernt, nimmt — nicht gerade zu ihrem Vortheil — außerordentlich zu. Bei weitem nicht alle, die sich an die Schule anschließen, beseelt ein reiner Sinn. Darum mehrt sich die Zahl der Heuchler, und der Name der Pietisten wird verhaßter — jetzt weniger als Name einer Secte, die in der Lehre irre; mehr als Charakter von Leuten, die mit Gottseligkeit Gewerbe treiben, und die stille Tugend, die nicht ihre Sprache führt, lästern. Dennoch haben diese widrigen Urtheile keinen Einfluß auf die Frequenz der Schulen. Erklärte Gegner des Pietismus schicken dennoch ihre Kinder gern nach Halle, weil sie den Unterricht für gründlich halten und die Amtstreue einzelner Vorsteher kennen. So werden diese mit Zöglingen überladen, und Ueberladung schadet immer. Große gedrängte Massen sind der Corruption am meisten ausgesetzt. Bedürfniß zu vieler Lehrer macht Auswahl unmöglich. Nicht alle Klagen und Vorwürfe, die man den Halle'schen Schulinstituten macht, sind also ungerecht. Die Nachfolger des Stifters hö-

ren sie; aber zur Verehrung seiner Verdienste gesellt sich eine Zeit lang schüchterne Aengstlichkeit, an dem alten Gebäude etwas zu bessern, weil man für das Fundament fürchtet. So bleibt man in der Mitte des Jahrhunderts hinter dem Jahrhundert zurück, und verliert dadurch an Einfluß auf das Zeitalter. Doch ändert sich unter der Hand, obwohl ohne alles Geräusch vieles ab. Der Unterricht und die Erziehung werden liberaler. Viele Mißbräuche existirten schon zu der Zeit nicht mehr, als man sie öffentlich rügte; andere Uebel haben die Schulen mit allen großen Schulen gemein. Ob sie noch einmal zu ihrer früheren Wirksamkeit unter so ganz veränderten Zeitumständen zurückkehren werden, dies wird erst der Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts beurtheilen. Daß sie noch fortdauernd nützlich sind, und daß man auf den alten soliden Grund, mit Rücksicht auf Geschmack und Bedürfniß des Zeitalters, fortzubauen sucht, ohne jenen erschüttern zu wollen, darf wohl auch hier ohne Anmaßung gesagt werden."

Ueber diese Anstalten und die darin angewandten Methoden giebt Niemeyer folgenden Aufschluß:

Die Hauptanstalt, von welcher man eine verbesserte Erziehung und Unterweisung nach vorstehenden Grundsätzen erwartet, ist die Bildung der Lehrer, also Anlegung pädagogischer Seminarien. Selbst diese müssen in ihrer Organisation verschieden sein. Gemein ist ihnen allen das Hinarbeiten auf Erweckung eines frommen Sinnes, damit das Geschäft als Gottes Werk betrieben werde, d. i. wenn man sich den Begriff verdeutlicht, „als etwas, worin durch Menschen, die Gott von dem, was sie thun, Rechenschaft schuldig sind, seine Absichten für das zeitliche und ewige Wohl der Menschheit nach der Lehre des Christenthums befördert werden sollen". Von häufigen Uebungen der Andacht und gegenseitiger Erweckung frommer Ge-

fühle und Entschlüsse, öfteren herzlichen Ansprachen, viel religiösen Gesängen, erwartete man hierbei auch für die Lehrer den sichersten Erfolg. — Für die verschiedenen Zwecke des Unterrichts waren aber auch die Vorbereitungen verschieden. Für die Lehrer der Volksschulen veranstaltete man theoretische und praktische Anleitung zur Katechetik; für die Lehrer in lateinischen Schulen Uebungen in der Philologie; für die, welche der Bildung der höheren Stände bestimmt wurden, mehr eine encyklopädische Bekanntmachung mit den Sprachen und Realien.

Zur Erziehung hielt man beständige und genaue Aufsicht, sowohl in Familien als Schulen, für das Hauptmittel. Die sich selbst überlassene Jugend verderbe sich zu leicht durch Müßiggang, Gespräch und Sitten. Sie von Zeit zu Zeit, wie auf den Klosterschulen üblich sei, zu visitiren, reize nur noch mehr zu Heimlichkeit und Betrug. Der Erzieher sollte billig der unzertrennliche Gefährte seiner Zöglinge sein.

Frömmigkeit, als das sicherste Verwahrungsmittel vor allem Bösen, glaubte man zwar nicht durch Gewalt in das jugendliche Herz bringen zu können; aber man wollte doch Alles thun, um Sinn für sie zu wecken. Man häufte Andachtsübung auf Andachtsübung. Fromme Rührungen und Erweckung nährte man auf alle Weise. Man betete, predigte, ermahnte, sang bei jeder Gelegenheit. Heuchelei hielt man zwar für das schlimmste Laster; aber man war nicht immer scharfsichtig genug, den Aufrichtigen von dem Scheinheiligen zu unterscheiden, und zeigte überall zu wenig Kenntniß des Kinder- und Jugendalters, um die religiösen Uebungen gehörig darauf zu berechnen. Die dabei empfundene Langeweile, oder die erwärmte Phantasie, gab oft zu weit schlimmern Uebeln Gelegenheit, als muntere und schuldlose Spiele, die man doch auch sonst nicht versagte. Gewiß blieb dennoch

in vielen ein gutes Gefühl für das ganze Leben zurück. Aber viele wurden auch desto schlimmer, je besser sie scheinen wollten. Die Religion ward ihnen verhaßt und die Frömmigkeit zum Gespött.

Die strenge Klosterdisciplin war ganz gegen die Grundsätze des Stifters. Er stimmt in allen seinen Schriften und handschriftlichen Gutachten für Erziehung durch Ernst und Liebe. Er zerbricht und verbrennt zwar nicht Stock und Ruthe, aber er wünscht ihrer ganz entbehren zu können. Schelt- und Schimpfworte und extemporaire Züchtigung verwirft er ohne Ausnahme. Man ist seinem Geiste ganz untreu geworden, wenn man in der Folge auch in hiesigen Schulen nach anderen Maximen gehandelt hat.

Um jeden auf die rechte Art zu behandeln, wird den Lehrern zur Pflicht gemacht, „die Zöglinge genau zu beobachten, und vor jedem Examen, also vierteljährig, judicia über pietatem, studia, affectus, mores et constitutionem corporis aufzusetzen, die hernach in ein Buch eingetragen werden, damit man einem jeden nach seinem Zustande desto besser begegnen könne." Also auch hier schon eine Censureinrichtung!

Wir kommen zu den Anstalten und Methoden des Unterrichts.

Schon die äußeren Anstalten waren zweckmäßig. So helle, so geräumige, so gesunde Schulgebäude; so viele Klassenabtheilungen, wie vielleicht in keiner anderen Schule, durch die Anstellung junger, noch studirender Lehrer, ohne die Nähe einer Akademie, möglich war; so gute Lehrmittel, Apparate, wohlfeile Schulbücher! — Aber wichtiger war noch die innere Organisation und die Zweckmäßigkeit vieler Methoden.

Zuvörderst die Lehrer betreffend, so glaubte man, der Lehrer an höheren Schulen müsse zwar für meh-

rere Fächer geschickt sein; aber Alles von Einem zu fordern, sei der Schule nachtheilig. Daher band man keinen an eine Klasse, sondern gab ihm in oberen und unteren Geschäfte. Eben so wenig wies man dem Schüler nur eine Klasse an. Man setzte ihn in jedes Fach, wohin er nach seinen Kenntnissen gehörte, und ließ ihn darnach weiter rücken. Dies wich ganz vom Gewöhnlichen ab.

Nächstdem hielt man eine feste Norm für Lehrplan und Lehrmethode nothwendig, und entwarf für jede Lection eine Instruction (ungefähr wie der treffliche Schulmann J. Sturm im 17ten Jahrhundert in seinen Epistolis classicis). Nur so könne in das Ganze Harmonie kommen. Sein Geist sollte nicht in Fesseln gelegt, aber doch dem, was er lehrte, Maaß, Grenze und Ziel bestimmt werden. (Diese Plane und Methoden sind zum Theil gedruckt, und der Geschichtschreiber würde sie einzeln zu charakterisiren haben.)

Das allgemeine Gesetz der Methode war beständiges Gespräch mit den Lehrlingen, im Gegensatz des akademischen Kathedertons.

Spener deckte schon das Verderben auf, daß aller Unterricht des Volks und der Kinder zum Akroama geworden war. Aber seine vornehmen theologischen Zeitgenossen fanden es auch sehr unter der Würde eines Oberhofpredigers, selbst zu katechisiren.

Auf Erleichtern war man zwar bedacht, sofern jede vernünftige Methode darauf bedacht bedacht sein muß; aber nicht auf Unkosten jugendlicher Thätigkeit. Viel Arbeiten war die Losung. Des Arbeitens mit dem Gedächtniß, mit dem Verstande und mit der Feder, ward oft zu viel. Aber da besonders ein großer Werth auf schriftliche Arbeiten gesetzt ward, so bekamen doch auch viele dadurch große Fertigkeit, Gewandtheit und Sprachfülle. Der Geschmack ward nur vermißt;

aber der bessere Geschmack ward überall erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allgemeiner in Deutschland.

Die Wiederholung des nicht nur neuerlich, sondern auch des früher Erlernten hielt man für die Seele des Unterrichts. Sie lasse den Lehrling nie auf vermeintem Wissen einschlummern. In den gelehrten Schulen war wöchentlich für jede Lection ein bestimmter Wiederholungstag angeordnet. Schüler, welche schon über eine Lection hinaus waren, kehrten dann für eine Stunde in die Klasse zurück, worin sie noch getrieben ward.

Alle Gegenstände, die sich nur immer veranschaulichen ließen, suchte man zu veranschaulichen. Das müsse das Augenmerk des Lehrers selbst bei den Vergnügungen, den Spaziergängen sein. Kinder müßten besonders die sie umgebende Natur, die Geschäfte des menschlichen Lebens, die Werkstätten der Handwerker kennen lernen. Eigene Stunden wurden zu ihrem Besuch ausgesetzt. Andere Gegenstände der Natur oder der Kunst sammelte man in eine Naturalienkammer. Ihr Besuch steht auf der ältesten Tafel der Recreationen der Jugend.

Oeftere Prüfungen — mehr und minder feierliche — wurden veranstaltet. Man hielt sie für sehr wichtig, um Lehrende und Lernende immer in Thätigkeit zu erhalten. Sie waren nur nicht immer zweckmäßig organisirt.

Ohne thätige und redliche Mitarbeiter hätte Franke, wie er oft selbst gestand, nicht die Hälfte von dem, was er vollendete, ausgerichtet. Er fand sie aber auch. Uneigennützigkeit und Bescheidenheit zeichneten sie aus. Sie wirkten ohne bemerkt und berühmt sein zu wollen. Unter ihm und mit ihm zu gleichen Zwecken zu arbeiten, hielten sie für Ehre und Segen. Welch ein Contrast gegen das, was man

von der Geschichte einer neueren Pädagogik an mehreren Orten Deutschlands erlebt hat!

Beide Freylinghausen, Knapp und Frankens Sohn waren für die Schulen und ihre Lehrer nichts weniger als unthätig. Einige von ihnen zeichneten sich durch vortreffliche Kenntnisse aus. Aber auch ihr Wirken war mehr Wirken im Stillen.

Joachim Lange, der allbekannte Grammatiker, schon in Leipzig Frankens Contubernal, ein weit vorzüglicherer Schulmann als Theologe, ward in Berlin Reformator des Friedrichswerderschen Gymnasiums, und schrieb eine bekannte „Abhandlung über Verbesserung des Schulwesens", von welcher wenigstens der pädagogische Theil nichts weniger als verächtlich ist.

J. J. Rambach las in Jena und Gießen ein pädagogisches Collegium, woraus sein „wohlunterwiesener Informator" entstanden ist. Die meisten seiner Grundsätze und Methoden verdienen noch jetzt beherzigt zu werden. Außerdem hatte er um das Hessen-Darmstädtische Schulwesen, wie ehedem um seine Vaterstadt Halle, große pädagogische Verdienste. Ein echter Jugendfreund!

Im Publikum war Freyer, an 50 Jahre Lehrer und Aufseher unseres Pädagogiums, am bekanntesten. Zum Schulmann geboren, hat er großen Theil an einer Menge trefflicher Einrichtungen. Auch als Schriftsteller arbeitete er äußerst fleißig für die Schulen. Seine Schulbücher sind allerdings längst von besseren verdrängt; aber warum bekamen sie zu ihrer Zeit ein so großes Publikum, wenn man damals etwas Besseres hatte?

Sarganeck, sein Gehülfe, vorher Rector zu Neustadt an der Aisch, war der erste Schulmann, der über die geheimen Jugendsünden deutsch zu schreiben wagte, und durch Anatomie und Physiologie eben sowohl,

als durch Religion und Moral, vor ihnen warnte. Sein Aufsatz „über die allgemeinen Vortheile bei Information der Jugend" zeigt reifes Nachdenken und viele Erfahrung. Als praktischer Pädagoge kam er aber bei Weitem Freyern nicht gleich.

Hoffmann, Aufseher sämmtlicher deutscher Bürgerschulen, führte zuerst den Gedanken aus, in seiner Physik eine populäre Naturlehre und Naturgeschichte in die Volksschulen zu bringen. In einer verbesserten Gestalt war sie noch lange Zeit eins der gangbarsten Schulbücher.

In Klosterbergen wirkte Steinmetz viele Jahre, und wählte seine meisten Lehrer — obwohl nicht jedesmal glücklich — aus der Halle'schen Schule. Aus allen Gegenden des In- und Auslandes sind unter ihm und seinen Nachfolgern dort Jünglinge gebildet.

In Berlin ward der ältere Hecker (der schon hier als Lehrer am Pädagogium eine Anatomie für die Jugend schrieb) erster Stifter der weitläuftigen Realschulen. Hahn, erst sein Gehülfe, nachher Steinmetz' Nachfolger, ward durch das Bestreben, den Unterricht faßlich und behaltbar zu machen, zur Erfindung der so fehlerhaften Literalmethode verleitet, die gleichwohl auch einen der thätigsten Pädagogen des katholischen Deutschlands, den Abt von Felbiger, blendete, und in die großen östreichischen Normalschulen verpflanzt ward.

Büsching, der sowohl durch seine Schrift für Informatoren und Hofmeister, als durch so viele mit Recht geschätzte Schulbücher, und als thätiger Aufseher einer berühmten Anstalt in Berlin, um häusliche und öffentliche Erziehung große Verdienste hatte, und unstreitig zu den rastlosesten Arbeitern auch in diesem Fach gehörte, hat in seiner Lebensbeschreibung von seiner frühen Verbindung mit der Halle'schen

Schule ausführliche Nachricht gegeben, und ist ihr, so offen er ihre Mängel rügt, immer ergeben geblieben.

Rogall, Salthenius und Schultz in Königsberg, Enger in Breslau, Reichardt in Magdeburg, Richter in Holzmünden, Jani in Eisleben, Struensee und Fischer in Halberstadt, Leiste in Wolfenbüttel, Neuendorf und Funk in Dessau, Junker in Braunschweig, und so viele Andere, die laut der hiesigen Cataloge zu Rectoraten in alle Provinzen Deutschlands befördert wurden, und mit Eifer und Nutzen in ihrem Kreise arbeiteten oder noch arbeiten, haben nie die Vortheile verkannt, welche ihnen die Bildung und Uebung in Franke's Stiftungen verschafft hat, ob sie wohl — zum Theil glücklich — die Fehler vermieden haben, welche dem unbefangenen Beobachter nicht entgehen konnten. —

Sowohl theoretische Schriften, welche sich jedoch weniger durch philosophische Gründlichkeit, mehr durch praktischen Geist auszeichnen, als besonders Hülfsmittel für den Unterricht aller Art, sind durch die Franke'sche Schule in Umlauf gekommen. Sie haben zum Theil dem Schicksal der meisten älteren Schriften um so weniger entgehen können, je mehr sich seit den ersten Decennien des Jahrhunderts Geschmack und Sprache geändert hat. Man muß also ihre Verdienste vorzüglich nach ihrer Wirkung auf das frühere Zeitalter würdigen.

Ueber die Theorie der Pädagogik schrieb Franke, Rambach, Sarganeck. Einzelne Capitel handelten Freyer und mehrere seiner Nachfolger in deutschen Schulprogrammen ab. Zu gelehrten Gegenständen wählten sie die lateinische Sprache.

In der mit den Halle'schen Stiftungen verbundenen Buchhandlung machten Lehr- und Schulbücher einen Hauptzweig aus. Denn man nahm die hiesigen auch in viele nahe und ferne Schulen Deutsch-

lands auf. Die Zahl der von hier aus verbreiteten Bibeln, geht in die Millionen. Freylinghausen's Compendia herrschten in den Religionsklassen, Freyer's Geographie und Universalhistorie, die sein Nachfolger J. A. Niemeyer durch eine historische Tabelle brauchbarer machte, in den Geschichtsklassen; Lange's und Schulze's lateinische und griechische Grammatik in den Sprachlectionen. Die von der ersten debitirten Exemplare, gehen schon weit über hunderttausend. Freyer's Orthographie, seine deutsche und lateinische Oratorie wurden einmal nach dem andern aufgelegt. Sein griechischer und lateinischer Fascikul ward erst spät durch zweckmäßige Sammlungen übertroffen. Heinzelmann's und Wolfram's griechische und lateinische Lesebücher sorgten in späteren Zeiten für die Bedürfnisse der untern Klassen. Die Zahl der Exemplare lateinischer und griechischer Autoren, die sich schon durch die ausnehmende Wohlfeilheit empfahlen, läßt sich gar nicht berechnen. Sie trugen viel dazu bei, daß der Kreis dessen, was man in Schulen von den Alten las, außerordentlich erweitert ward, der nach der in den meisten gelehrten Schulen angenommenu Melanchthon'schen Schulordnung weit enger war. Sarganeck, Inspector am Pädagogium, arbeitete nicht nur an einem — erst lange nach seinem Tode von einem seiner Nachfolger, Schrader, vollendeten — sehr brauchbaren französischen Lexicon, sondern auch an der an treffenden Beispielen so reichen Grammaire raisonnée. Durch französische Lesebücher ward auch für diese Literatur gesorgt. Choffin verschaffte lange Zeit durch seine Amusements philologes den Schulen, was allerdings jetzt andere Auswahlen genugthuender leisten. In den neuesten Zeiten haben Fabri's Geographie, Nikolais's Naturlehre, Junker's Handbuch gemeinnütziger Kennt-

nisse, sich so sehr in Deutschland verbreitet, daß fast in jedem Jahr eine neue Auflage erscheint.

So manche andere Anstalten, deren Stifter aus Franke's Schule stammten, insonderheit die Realschule in Berlin, das Steinbart'sche Waisenhaus in Züllichau u. a. haben durch ihre Buchhandlungen sich ähnliche Verdienste um das Schulwesen erworben. —

Wenn Alles, was bisher über die Franke'sche Schule, ihre Grundsätze und ihren, bei allen Mängeln und Mißgriffen so wohlthätigen Einfluß auf ganz Deutschland gesagt ist, auf Thatsachen beruht, wenn davon jede Zeile (sofern es der Raum litte) documentirt werden könnte, so ist es doch wohl Ungerechtigkeit oder wenigstens starke Vergeßlichkeit, wenn H. D. Jenisch, welcher uns schon ein sehr interessantes „Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts, politisch-moralisch und wissenschaftlich betrachtet," geliefert hat, schreiben konnte, „bis auf die ersten fünf oder sechs Decennien (also bis in's Jahr 1760) war die Bildung der jungen Menschenwelt, der Scholastik, mönchischer Theologie (Spener, Franke), dem Pedantismus kleingeistiger Philologen (Gesner, Ernesti), dem Stumpfsinn der Unwissenheit, dem blinden Mechanismus des Schlendrians überlassen und freigegeben. Unbegreiflich war die Nachlässigkeit, mit welcher man die junge Menschenknospe behandelte! — Auf Stärkung, auf Gelenkigkeit, auf Handlichkeit des Körpers ward überall wenig Rücksicht genommen. Durch körperliche Strafen suchte man die ausbrechenden Unarten zu bändigen. Heil den Lichtgeistern unter den praktischen Denkern des Jahrhunderts, welche ihren Blick zuerst (also erst nach 1750—1760) in diese dunkle Region der europäischen Menschenwelt lenkten!

Der Deutsche ist ja sonst — selbst gegen ausländi-

sches Verdienst — oft übergerecht; sollte er gegen das einheimische ungerecht sein?

Raumer giebt folgende statistische Notizen über die Franke'schen Stiftungen im Jahre 1705 und und 1727. Im Jahre 1705 bestanden folgende Franke'sche Anstalten:

1. Das eigentliche Waisenhaus, worin
   55 Knaben zum Studiren bestimmt,
   45 Knaben zu Handwerkern bestimmt,
   25 Mädchen,
   17 Personen Haushaltungspersonal.
2. Das Schulseminar für Lehrer, welche freie Kost genossen.
   75 Personen.
3. Der extraordinäre Freitisch für 64 sehr arme Studenten.
4. Acht Schulklassen.
   800 Schüler (125 Waisenkinder inbegriffen),
   67 Lehrer.
5. Das Pädagogium.
   70 Scholaren,
   17 Lehrer.
6. Buchhandlung und Buchdruckerei.
   14 Personen.
7. Apotheke.
   8 Personen.
8. Wittwenhaus.
   4 Wittwen.
9. Collegium orientale.
   11 Personen.

Im Jahre 1727, bei Franke's Tode, ward an König Friedrich Wilhelm I. folgendes Verzeichniß der Anstalten überreicht:

1. Das Pädagogium:
   82 Scholaren,
   70 Lehrer und andere Personen.

2. Die lateinische Schule des Waisenhauses:
3 Inspectoren,
32 Lehrer,
400 Schüler,
10 Bediente u. a.
3. Die deutschen Bürgerschulen:
4 Inspectoren,
98 Lehrer,
8 Lehrerinnen,
1725 Knaben und Mädchen.
4. Waisenkinder:
100 Knaben,
34 Mädchen,
10 Aufseher und Aufseherinnen.
5. Tischgenossen:
255 Studiosi,
360 arme Schüler.
6. Haushaltung; Apotheke; Buchladen:
53 Personen.
7. Anstalten für's weibliche Geschlecht:
15 im Fräuleinstift,
8 in der Pension für junge Frauenzimmer,
6 Wittwen.

Wir fügen noch einige charakteristische Züge über Franke's System nach Raumer hinzu: „Ich zweifle sehr, daß Luther das Ideal eines Studirenden, wie Franke und Spener es aufstellten, ganz gebilligt haben würde. Wie eifert Luther nicht gegen allen mönchischen Zwang! Freude und Ergötzen, sagt er, sei jungen Leuten so hoch vonnöthen, als Essen und Trinken. Wie empfiehlt er „Musika und Ritterspiel, mit Fechten, Ringen, unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, das andere feine geschickte Gliedmaß am Leibe mache und ihn bei Gesundheit erhalte". Auf Zechen, Un=

zucht, Spielen gerathe man, „wenn man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiele verachte und nachlasse“.

Merkwürdig sind Franke's Klagen über die Unreife der neuangekommenen Studirenden. Daß er diesen räth, Schreibstunden zu nehmen, fällt uns (leider!) nicht sehr auf; aber um die Orthographie war es eben so schlecht bestellt! „Ich finde, sagt er, daß wenig Studiosi Theologiae sind, die einen teutschen Brief recht orthographice schreiben können. Sie impingiren fast in allen Zeiten wider die Orthographie. Daher ich auch Exempel weiß, daß, wenn manche in ein Amt gekommen, und etwas haben wollen drucken lassen, fast nöthig gewesen wäre, daß man ihr Manuscript, welches sie eingesendet, in allen Zeilen erst corrigiret hätte: so daß man ihnen hat anzeigen müssen, sie solltens von einem, der die Orthographie verstehet, erst abschreiben lassen, damit es ohne Anstoß gelesen werden könnte .... Dieser defectus pflegt insgemein auf Schulen daher zu kommen, weil nur die lateinische Uebersetzung der Exercitiorum corrigiret wird; das Teutsche aber nicht; daher lernet man keine Orthographie. Man lernet voces distinctas, als er war, die Waar, es ist wahr und dergleichen nicht im Schreiben distinguiren, weil man die teutschen exercitia nur so obenhin schreibet.“

Nun sollte man meinen: in eben dem Maaße, als man auf Schulen das Deutsche vernachlässigt habe, sei das bevorzugte Latein gründlicher getrieben worden. Dem war nicht so. „Wenn aber manche, fährt Francke fort, einen lateinischen Brief machen sollen, so findet man, daß sie auch die Grammatic nicht recht gelernet haben, und daher manche Fehler begehen.“ In der griechischen Grammatik seien die Ankömmlinge auch nicht fest, nicht einmal in Luther's Katechismus. „Ingleichen findet sich's selten, heißt es, daß einer eine

Wissenschaft von der Arithmetica vulgari mitbringet, deren Gebrauch doch im gemeinen Leben immer vorfället."

An einem andern Orte sagt Franke: die Professoren der Theologie in Halle hätten es „mit großer Betrübniß wahrnehmen müssen, daß die meisten Schulen so übel bestellet sind, daß von denselben Leute zu ihnen kommen, die wohl zwanzig Jahre alt sind und darüber und dennoch bedürfen, daß man ihnen in den Fundamentis der lateinischen, geschweige der griechischen und hebräischen Sprache besondere Information verschaffe, wo man anders will, daß sie die Collegia mit Nutzen frequentiren sollen. — Auch andere Universitäten, fährt er fort, machten die traurige Erfahrung, viele untüchtige und unwissende Leute zu überkommen, aus denen nichts zu machen." Die Lehrer an den Schulen sollten doch ihr Amt gewissenhafter verwalten.

Wenn Franke Veranstaltungen traf, daß die in Schulkenntnissen Zurückgebliebenen das Verabsäumte nachholen konnten, so verschaffte er andererseits den Besseren Gelegenheit, in allen Schuldisciplinen, in Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik rc. Unterricht zu ertheilen. Bei den von ihm eingerichteten, nahe an zweitausend Schüler zählenden Anstalten lehrten über hundert Studirende, unter Aufsicht und Anleitung von Inspectoren, besonders wurden sie im Katechisiren geübt. „Der ganze sogenannte Ordinir-Tisch des Waisenhauses, jetzo bestehend aus 134 Studiosis, sagt Franke, ist eigentlich das Seminarium Praeceptorum für hiesige Anstalten." Aus diesen „werden einige selegiret und zum Seminarium selecto Praeceptorum genommen". Letzteres Seminar nahm im Jahre 1707 seinen Anfang. Man suchte für dasselbe zehn bis zwölf Theologen aus, die einen guten Grund gelegt und zum Schul-

wesen Lust und Geschicklichkeit hatten. Zwei Jahre lang wurden sie hier durch Collegien und Uebungen für das Lehrfach vorbereitet. Sie erhielten zudem freien Tisch, mußten sich aber verbindlich machen, nach Ablauf der zwei Jahre am Waisenhause oder Pädagogium drei Jahre Unterricht zu ertheilen.

Wir sahen, daß *Franke* im Jahre 1695 eine Armenschule stiftete, Bürgerkinder kamen hinzu. 1697 errichtete er für begabtere Knaben eine lateinische Schule. Die Armenschulen erhielten den Namen „deutsche Bürgerschulen", welche in Knaben- und Mädchenschulen zerfielen. Bei *Franke's* Tode waren, wie erwähnt, in den Bürgerschulen 1725 Knaben und Mädchen, in der lateinischen 400 Schüler, dazu kamen 82 Scholaren des Pädagogiums. Der Unterricht in deutschen Schulen begriff anfänglich nur Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen; in späterer Zeit kamen Naturkunde, Geschichte, Geographie 2c. hinzu. Ueber alle deutschen Schulen war ein Oberaufseher gesetzt, dem auch die Vorbereitung der angehenden Lehrer für diese Schulen übertragen war. Die Mädchen wurden insbesondere in weiblichen Arbeiten unterrichtet, ja selbst die Waisenknaben erhielten Anweisung im Stricken."

Gegen die bloße Gelehrsamkeit, die sich vom Leben und seinen realen Bedürfnissen gewissermaßen in die Einsamkeit zurückzieht, machte sich nach und nach der pädagogische *Realismus* immer mehr geltend. Er gewann im 17ten Jahrhundert auf den gelehrten Schulen mehr und mehr Boden. Darauf deutet die Einführung der Lehrbücher des *Comenius*. Diese geschah nach dem Jahre 1649 auf dem Gymnasium in Hersfeld. Auf dem Danziger Gymnasium ward, dem Lectionsplan von 1649 zufolge, das Vestibulum und die Janua des Comenius gelesen; auf dem

Stargardter und Nürnberger Gymnasium der Orbis pictus.

Doch scheint man hierbei vorzüglich auf bequeme Erwerbung einer Copia vocabulorum, besonders zum Behuf des Lateinsprechens, gesehen zu haben. Die Bilder betrachtete man mehr als ein mnemonisches Hülfsmittel zum festern Einprägen der Worte, als daß man, wie Comenius, zugleich an ein wirkliches Kennenlernen der abgebildeten Dinge selbst gedacht hätte.

Und doch machten sich die Dinge selbst unvermerkt geltend. Der Nürnberger Feuerlein erzählt: man habe geklagt über den Mangel eines guten Vocabularii oder Nomenclatoris, und über den Orbem sensualiium Comenii, der bisher fast allein dafür dienen müssen. Derselbe enthalte Schneider-, Weber-, Schuster-, Küchen- und Keller-Latein, unlateinische Phrases, Barbarismos, dagegen mangelten die nöthigsten Verba, Partikeln ꝛc. Es ward daher des Cellarius Libellus memorialis statt des Orbis pictus eingeführt. Aber dieses rein sprachliche Schulbuch genügte jetzt nicht mehr, man hatte sich nun schon an des Comenius Bilder, ja an die Sachwelt gewöhnt. Daher sagt Feuerlein: „Nächstdem wird man auf einige Holz- oder Kupferstiche bedacht sein, in welchen die mehrere Dinge der lernenden Jugend zum mindesten in effigie vor Augen zu stellen, und was sie seien oder wozu sie dienen, zu beschreiben sind, deren lateinische Benennungen sie memoriren, damit sie nicht Worte in's Gedächtniß fassen, da sie nicht einmal wissen, was die Sache ist, welche das Wort bedeuten soll . . . Sonst wäre nicht übel gethan, fährt er fort, wenn man einige Knaben je zuweilen auch spazieren auf die Felder und in die Gärten, Hammer-, Säg-, Papier- und andere Mühlen oder in die Werkstätte zu allerhand Handwerkern und Künstlern führte,

ihnen die Instrumenta zeigte und sagte, wie man sie heiße und was man damit thue, und dann, wie man dieses oder jenes, was sie in substantia vor Augen sehen, auf Lateinisch heiße, von ihnen forderte oder ihnen beibrächte, das würde ihnen nicht nur die vocabula weit besser in's Gedächtniß prägen, die sie ja nicht anders als mit Verdruß lernen müssen, wenn sie nicht einmal dieselbe im Teutschen verstehen, noch wissen, was die Sache ist, sondern es dient auch im gemeinen Leben und steht hernach übel, wann oft ein Gelehrter so unwissend und unkundig ist in solchen Dingen, die immer je in Gesprächen oder auch sonst vorkommen." —

Das Leben fing an, sich der Schule gegenüber geltend zu machen.

Ungeachtet man hiernach den Orbis pictus auf dem Nürnberger Gymnasium abschaffte, behielt man doch in den zwei untersten Klassen des Comenius Vestibulum bei. Dazu kam der meist realistische Unterricht in der Mathematik, welcher in dem von Feuerlein mitgetheilten Lectionsverzeichniß als Mathesis juvenilis aufgeführt ist und durch 5 Klassen läuft. Das hierbei zu Grunde gelegte Lehrbuch Sturm's ist reichlich mit Kupfern versehen, und begreift: allgemeine Mathematik, praktische Arithmetik, theoretisch-praktische Geometrie (Feldmessen, Höhenmessen, Stereometrie), Optik, Kriegsbaukunst, Civilbaukunst, Kosmographie, Chronologie, Gnomonik, Mechanik, und zum Schluß Chiromantie! Es sind die Elemente der genannten Disciplinen auf 79 Folioseiten mitgetheilt. Feuerlein lobt die mathematische Methode Sturm's sehr, man glaubt einen Schüler Pestalozzi's zu hören. „Da braucht's, sagt er, keines Auswendiglernens des Einmaleins, wie in teutschen Schulen ohne Verstand geschieht, sondern sie lernen es selber machen und mit raison und gutem Begriff

ihrer Vernunft fassen. Hier lernet man auch das διότι, oder die Ursach der Reguln begreifen, warum man so und so verfahre, da man in teutschen Schulen nur das ὅτι lernet, wie man procediren müsse, ohne die Ursache zu wissen, warum? Es wird da schier auch mehr ein Werk der Gedächtniß daraus, als der Vernunft." Dann lobt er es, und dies berücksichtigen wir hier besonders, daß die Knaben so „schicklich mit dem Zirckul, Winckelmaaß, Maaßstab, Meßruthe ꝛc. umgehen lernen, wie sie, nach einigen Uebungen, so bald und so nett eines Tisches, eines Fensters, einer Stube, eines Hauses ꝛc. Größe auch nur aus dem Augenmaaß schätzen lernen."

Nach Sturm's Vorrede zu seinem Buche war dasselbe auf verschiedenen deutschen Gymnasien eingeführt.

Noch einen Schritt weiter ging der Prediger Semler in Halle. Dieser gab im Jahre 1739 eine Nachricht, überschrieben: „Von königl. preuß. Regierung des Herzogthums Magdeburg und von der Berlinischen Societät der Wissenschaften approbirte und wieder eröffnete mathematische, mechanische und öconomische Realschule bei der Stadt Halle."

So viel wir wissen, tritt hier zum ersten Male der Name und Begriff Realschule auf. Außer dem Religionsunterricht soll, nach Semler, „die Jugend zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wissenschaften angewiesen", insbesondere sollen ihr sichtbare Dinge entweder in natura, oder in allerhand Abbildern gezeigt werden. Eine Beschreibung Roms in einem Buche gebe die matteste Kenntniß der Stadt, eine lebendigere erhalte man durch mündliche Beschreibung Jemandes, der lange in Rom lebte; diese Lebendigkeit steigere sich durch Kupferstiche, farbige Bilder, Modelle; aber mit eigenen Augen die Stadt zu sehen, gebe den höchsten Grad der Erkennt-

niß. — Das Non scholae sed vitae discendum sei ihm seit 40 Jahren Schulregel gewesen. Für's Leben bedürfe es aber Kenntnisse von Gewicht, Maaß, vom Gebrauch des Zirkels und Lineals, es bedürfe der Wissenschaft des Kalenders, der Astronomie, Geographie. Ferner sei nöthig: Kenntniß einiger physicalischen Sachen, als Metalle, Mineralien, gemeiner Steine und Edelsteine, Holze, Farben, die Zeichnungskunst, von Ackerbau, Gartenbau, Honigbau, bau, Einiges von der Anatomie und Diät, von der Polizeiordnung das Nöthigste, von den Geschichten des Vaterlandes aus der hallischen Chronica und anderen Autoren, die Landkarte Teutschland sowol, als in specie des Herzogthums Magdeburg und den umliegenden Städten und Dörfern um Stadt Halle, von denen im täglichen Leben sehr oft geredet wird, also, daß derselben Kenntniß viel nöthiger ist, als daß man wisse, wo in der Welt Dublin, Astracan und Adrianopel liegt."

Hier haben wir nicht nur eine Aufzählung der meisten Realien, welche späterhin in den Realschulen gelehrt wurden, auch das Grundprinzip tritt schon hervor, welches besonders Rousseau und Pestalozzi geltend machten: es müsse vor Allem das gelehrt werden, was die nächste Gegenwart, das tägliche Leben biete und fordere.

Von Hallischen Professoren nennt Semler den Chr. Thomasius, Cellarius, Hofmann (den Arzt) und den Philosophen Wolf als solche, die ihm Beifall gegeben. Im Jahre 1706 wandte er sich mit seinen Schulvorschlägen an die Magdeburger Regierung, welche ebenfalls beifällig auf dieselben einging. Die Berliner Societät der Wissenschaften, von jener Regierung hierüber befragt, antwortete den 15ten December 1706: so wie man Schulen zur Bildung künftiger Kirchen- und Staatsdiener habe, so würde es

gut sein, Knaben, die bisher nur deutsche Schulen besuchten, „in einer gewissen mechanischen Schule unterrichten zu lassen, damit ihnen der Verstand und Sinnen mehr geöffnet würden und sie insonderheit die nöthigen Materialien und Objecte samt deren Güte und Preis erkennten, dann den gemeinen wie auch Proportionalcircul, Lineal, Winckelmaaß und Gewicht, wie nicht weniger andere Maaße und Maaßstäbe, Wage und nach Gelegenheit das schlechte globularmicroscopium zu genauer Einsicht derer Körper und sonst andere nützliche Instrumenta, samt Werk- und Hebzeugen verstehen und gebrauchen lernten, mithin sich dieser Erkäntniß hernach zu besserer Begreifung und Ausübung, auch Ersinnung neuer, nüzlicher Handgriffe bedienen möchten. Dabei hauptsächlich dahin zu sehen wäre, daß von denen Lernenden im Werk selbsten ein gutes Augenmaaß, stetige Hand- und andere dergleichen, in einem geschärften Gebrauch der äußerlichen Sinne bestehende, Grundvortheile aller Arbeiten, so die Natur darbeut und die Uebung perficiret, erlanget werden."

(Schluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des Zweihundert neunundzwanzigsten Theiles.

Schnellpressendruck von E. Litfaß in Berlin, Adlerstr. 6.